

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins  
für das Herzogthum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Bimmermann  
in Wolfenbüttel.



Neunter Band.  
Jahrgang 1903.



**Wolfenbüttel.**  
Verlag von Julius Zwißler.  
Druck von Robert Angermann.  
1903.



# Inhaltsverzeichnis.

## I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

### 1. Geschichte.

- Volksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege (W. Hasselbraut), S. 73, 85, 100, 109.  
Die Vorbereitungen zur Überumpelung der Stadt Braunschweig seitens des Herzogs Heinrich Julius im J. 1605 (M. Buhlers), S. 22.  
Ein Spottlied Herzog Ferd. Albrechts I z. Br. u. Linn. auf das Franzosentum an den deutschen Höfen (P. Zimmermann), S. 116.  
Die Lage der ländlichen Bevölkerung im Kreise Wandersheim u. Holzminden nach dem siebenjährigen Kriege (D. Schütte), S. 44.  
Französische Emigranten in Braunschweig (H. Mack), S. 45.  
Braunschweigische Chronik für das Jahr 1902 (W. Schadt), S. 9.

### 2. Literatur u. Kunst.

- Das Holzmündische Wochenblatt (R. Steinacker), S. 37.  
Städtische Museum in Braunschweig (F. Fuhse), S. 67.  
Bewegliche Lettern (L. Zemisch), S. 43.

### 3. Topographie, Architektur, Denkmalpflege.

- Zwei bisher unbekannte Wüstungen bei Gattenstedt (E. Damschler), S. 130.  
Heraldische Untersuchungen in der Architektur der Stadt Braunschweig (H. Meier u. C. Rämpe), S. 1, 16, 25.  
Der Fachwerkbau in Helmstedt (R. Steinacker), S. 97.  
Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege (P. J. Meier), S. 68.

### 4. Volkskunde.

- Dorfreihen (D. Schütte), S. 91.  
Spruchweisheit der Buchbindergejellen (D. Schütte), S. 56.

### 5. Kirche u. Schule.

- Die Einführung der Reformation in der Herrschaft Warberg (R. Böhme), S. 54.

- Festfeier der Wolfenbüttler Gymnasial-Turngemeinde (insbes. Festrede von Wilh. Brandes), S. 61.

### 6. Gerichtswesen.

- Ein Strafverfahren in guter alter Zeit (M. Ludewig), S. 49.

### 7. Verkehr.

- Die alte Heerstraße von Goslar nach Halberstadt an der Nordgrenze des Amtes Harzburg (M. Wieries), S. 133.  
Beiträge zur Geschichte des Straßenpflasters in der Stadt Braunschweig, S. 126.  
Übersicht über die Entwicklung der Schienenwege des Herzogtums Braunschweig. (Aus Herzogl. Eisenbahn-Kommissariate), S. 13.

### 8. Genealogie, Biographie, Nekrologe.

- Zur Genealogie der Familie Schrader in Braunschweig (H. Meier), S. 138.  
Beireis als Prähistoriker (R. Schmidt), S. 117.  
Die Lebenserinnerungen des Ministers Heyniz aus seiner braunschw. Dienstzeit (D. Steinecke), S. 121.  
Franz (Vict. Jul.) Häberlin †, S. 22.  
Gustav (Wilh.) Schmid †, S. 33.  
Major a. D. Hermann Wegener † (F. Fuhse), S. 66.

### 9. Geschichtsverein.

- Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig (H. Mack).  
16. Sitzung zu Wolfenbüttel (1. Dez. 1902), S. 11.  
17. „ zu Braunschweig (15. Dez. 1902), S. 11.  
Sitzungsberichte usw. (H. Meier).  
18. Sitzung zu Wolfenbüttel (12. Jan. 1903), S. 22.  
19. „ zu Braunschweig (26. Jan. 1903), S. 23.  
20. „ zu Wolfenbüttel (9. Febr. 1903), S. 32.

21. Sitzung zu Braunschweig (2. März 1903), S. 33.  
 22. " zu Wolfenbüttel (16. März 1903), S. 45.  
 23. " zu Braunschweig (30. März 1903), S. 45.  
 24. " (Hauptversammlung) auf dem Stern-  
 haufe (18. Mai 1903), S. 67.  
 25. u. 26. Sitzung. 2. Wanderversammlung zu

- Helmstedt (22. u. 23. Aug. 1903), S. 106.  
 27. Sitzung zu Braunschweig (2. Nov. 1903), S. 132.  
 28. " zu Wolfenbüttel (23. Nov. 1903), S. 143.  
 29. " zu Braunschweig (30. Nov. 1903), S. 143.  
 30. " zu Braunschweig (15. Dez. 1903), S. 143.

## II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Büchern und Zeitschriften.

- Beilage zur **Allgemeinen Zeitung**, S. 24.  
**Assmann**, Wilhelm, Geschichte des Mittelalters 3. Aufl. hg. von L. Bierck, S. 24.  
**Beiträge zur Statistik d. Herzogt. Braunschweig** S. 17, S. 144.  
**Bergmann**, Ernst, Verknüpfung der Handlung in Schillers Braut von Messina, S. 58.  
**Beste**, Joh., Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher, S. 36, 108.  
**Borchling**, C., Mittelniederdeutsche Handschriften in Wolfenbüttel, S. 70.  
**Brackebusch**, Friedrich, f. **Brackebusch**, Georg Ludw., S. 144.  
 † **Brackebusch**, Georg Ludw., Führer durch Wandersheim, Neue Aufl. von F. Brackebusch, S. 144.  
**Bühne u. Welt**, S. 108.  
**Doebner**, Richard, Annalen u. Akten der Brüder d. gemeinf. Lebens im Lichtenhofe zu Hildesheim, S. 83.  
**Drude**, Oscar, Der Herchnische Florenbezirk, S. 120 (lies Sp. 2 B. 15 statt „Urwälder“ Ursachen).  
**Elster**, Otto, Geschichte der stehenden Truppen im Herzogt. Braunschweig-Wolfenbüttel II B., S. 143.  
**Ernst**, Adolf Wilh., Lessings Leben u. Werke, S. 83.  
**Fricke**, J. H. Albert, Bilder aus d. Kirchengeschichte, S. 12.  
**Fritz**, Gottlieb, Neugestaltung des städt. Bibliothekwesens, S. 72.  
**Evangelisches Gemeindeblatt**, S. 108.  
**Geschichtsblätter** f. Stadt u. Land Magdeburg, S. 84.  
**Gräf**, Hans Gerhard, Goethe über seine Dichtungen II Teil 1. B., S. 95.  
**Hänselmann**, Ludwig, Treue Bauern in Räten d. Fremdherrschaft. Erinnerungen Heinr. Oppermanns, S. 95.  
**Haupt**, Albrecht, Die bildende Kunst in Hannover zur Zeit der Kurfürstin Sophie, S. 72.  
**Herz**, C., Englische Schauspieler in Deutschland, S. 107.

- Hölscher**, H., Geschichte der Reformation in Gosslar, S. 58.  
**Houssaye**, Henry, 1815. Waterloo, überf. von Ostermeyer, S. 71.  
**Huch**, Ricarda, Ausbreitung und Verfall der Romantik, S. 48.  
**Neue Jahrbücher** für das klassische Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur, S. 144.  
**Brenßische Jahrbücher**, S. 60.  
**Janssen**, Metus (Ude), Lustige Snacks und wahre Vertellige, S. 84.  
**Jensen**, Wilhelm, die Rosen von Hildesheim, S. 71.  
**Kielmansegg**, Erich Graf, Briefe des Herzogs Ernst August, S. 70.  
**v. Kortzfleisch**, Gustav, Geschichte des Braunschw. Infanterie-Regiments 92. III B., S. 93.  
**Rühne**, Johannes, Geschichte d. christl. Libestätigkeit im Herzogt. Braunschweig, S. 119.  
**Kunstchronik**, S. 24.  
**Lichtenheld**, M., Grillparzers Bruderzwist im Hause Habsburg herausgeg., S. 72.  
**Monatsblätter** f. öffentl. Gesundheitspflege, S. 96.  
**Hedderich**, Wilhelm, Wirtschaftsgeograph. Verhältnisse 2c. im Ostfäl. Hügel- u. Tieflande, S. 35.  
**Oberhey**, Christian, Lebensbilder, Gedichte, S. 12.  
**Oppermann**, Heinr., f. **Hänselmann**, Ludw., S. 95.  
**Ostermeyer**, f. **Houssaye**, S. 71.  
**v. Otto**, Werner, f. **v. Kortzfleisch**, S. 93.  
**Pessler**, Mathilde, geb. Büttner, Das Pfarrhaus in Sottrum im J. 1813, S. 120.  
**von der Planitz**, Ernst Edler, Die Heye von Gosslar, S. 144.  
**Raabe**, Wilhelm, Villa Schönow, S. 84.  
**Raabe**, Wilhelm, Prinzessin Fisch, S. 108.  
**Raabe**, Wilhelm, Der Lar, S. 144.  
**Reinbeck**, Karl, Recht des bäuerlichen Grundbesizes im Herzogt. Braunschweig, S. 57.  
**Deutsche Revue**, S. 108.  
**Schäfer**, Friedrich, Heimatlieder, S. 95.  
**Schattenberg**, Karl, Zur Geschichte von Schlieffedt u. Warle, S. 108.



**Scherer**, Christian, Eisenbeinplastik seit der Renaissance, S. 69.  
**Schmidt**, Herm., Kurfürstin Sophie von Hannover, S. 72.  
**Schrader**, Wilhelm, Erfahrungen u. Bekenntnisse, S. 12.  
 Neues Braunschw. **Schulblatt**, S. 96.  
 Braunschw. **Sonntagsblatt**, S. 36. 108.  
**Strecke**r, Karl, Protzbits Maria und Pseudo-Matthaeus, S. 71.  
**Strecke**r, Karl, Protzvit v. Gandersheim f. Neue Jahrbücher, S. 144.  
**Teitzner**, Franz, Die Slawen in Deutschland, S. 71.  
**Ude**, f. Janssen, Metus.  
**Uhde-Bernays**, Hermann, der Mannheimer Shakespeare, S. 96.

**Viereck**, Ludwig, f. **Assmann**, S. 24.  
**Vogel**, Gustav, Erlebtes und Geschantes, S. 144.  
**v. Winterfeld**, Paul, Hrotsvithae opera, S. 71.  
 Evangel.-luth. **Wochenblätter**, S. 60, 108.  
**Wolff**, Hermann, Sammlung der Reichs- und Landesgesetze für das Herzogtum Braunschweig, S. 59.  
**Zeitschrift** der Gesellschaft für Niederländische Kirchengeschichte, VII. Jahrg., S. 59.  
 Braunschw. Landwirtschaftl. **Zeitung**, S. 96.  
**Zimmermann**, F. W. Rud., Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit des Herzogt. Braunschweig, S. 144.  
**Zimmermann**, F. W. Rud., Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dez. 1900, S. 144.

### III. Abbildungen und pläne.

Wappen an Häusern in der Stadt Braunschweig S. 1 ff., 16 ff., 25 ff.  
 Bewegliche Lettern, S. 43.

Alte Heerstraße von Goslar nach Halberstadt, an der Nordgrenze des Amtes Harzburg, S. 134.

### IV. Verfasser.

**Beckurts**, Ferd., Prof. Dr in Braunschweig, S. 24.  
**Beste**, Johannes, Superintendent D. th. in Schöppenstedt, S. 12, 59.  
**Böhme**, Karl, Pastor in Nabe, S. 54.  
**Brandes**, Wilh., Schulrat Prof. Dr in Wolfenbüttel, S. 61, 95.  
**Buhlers**, M., Major z. D. in Hildesheim, S. 22.  
**Damköhler**, Eduard, Professor in Blankenburg, S. 130.  
**Fuhse**, Franz, Museumsdirektor Dr in Braunschweig, S. 66, 67.  
**Geitel**, Hans, Professor Dr in Wolfenbüttel, S. 120.  
**Haaris**, Ernst, Oberlehrer in Wolfenbüttel, S. 12.  
**Hahne**, Franz, Oberlehrer in Braunschweig, S. 59.  
**Hampe**, August, Landrichter in Braunschweig, S. 58, 59.  
**Hassebrauk**, Gustav, Oberlehrer in Braunschweig, S. 73, 85, 100, 109.  
**Jrmisch**, Linus, Korrektor in Braunschweig, S. 43.  
**Kämpe**, Karl, Buchhalter in Braunschweig, S. 1, 16, 25.  
**Ludwig**, August, Landgerichtsrat in Braunschweig, S. 49.

**Mack**, Heinrich, Archivar Dr, in Braunschweig, S. 11, 45.  
**Meier**, Heinrich, Oberstleutnant z. D. in Braunschweig, S. 1, 16, 22, 25, 32, 45, 67, 106, 132, 138, 143.  
**Meier**, Paul Jonas, Museumsdirektor Prof. Dr in Braunschweig, S. 68.  
**Mollenhauer**, Karl, Oberlehrer in Blankenburg, S. 48.  
**Schadt**, Wilhelm, Geometer in Braunschweig, S. 9.  
**Schmidt**, Richard, Lehrer in Schöppenstedt, S. 117.  
**Schütte**, Otto, Oberlehrer in Braunschweig S. 44, 56, 91.  
**Steinacker**, Karl, Dr phil. in Braunschweig, S. 37, 69, 97.  
**Steinecke**, Otto, Pastor in Starik, (Reg.-Bez. Halle), S. 121.  
**Wieries**, Richard, Amtsrichter in Bad Harzburg, S. 138.  
**Zimmermann**, Paul, Archivrat Dr in Wolfenbüttel, S. 116.  
**Zimmermann**, F. W. Rudolf, Geheimer Finanzrat Dr in Braunschweig, S. 36.  
 Herzogl. Eisenbahn-Konmissariat in Braunschweig, S. 13.





# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Januar.

Nr. 1.

[Nachdruck verboten.]

## Heroldische Untersuchungen in der Architektur der Stadt Braunschweig.

Von H. Meier und E. Rämpe.

Ein im Winter 1899/1900 dem Geschichtsvereine gehaltener Vortrag über Familienwappen an alten Häusern in der Stadt Braunschweig ist die Veranlassung zu gemeinsamen fortgesetzten Nachforschungen geworden. Endlich schien es sich der Mühe zu lohnen, das ganze allmählich gewonnene Material in bildlicher Darstellung den Lesern dieser Blätter vorzulegen.

Die Abbildungen sind in einem einheitlichen heroldischen Stile durchgeführt worden. Sie in photographischer Treue wiederzugeben, glaubten wir der Inventarisierung der Denkmäler, der wir nicht vorgehen wollten, überlassen zu sollen. Unserem Zwecke, der Wappenkunde und der Familiengeschichte zu dienen, schien dieses Verfahren besser zu entsprechen.

Durch Schraffirung werden die Wappenfarben<sup>1)</sup> wiedergegeben, und zwar bezeichnen senkrechte Linien: Rot, wagerechte: Blau und schräge: Grün. Schwarz und Weiß bedarf keiner Erklärung; Weiß bedeutet indessen in der Regel Silber. Durch Punktirung wird Gold ausgedrückt. Wo alles der Art fortgelassen ist, sind die Farben unbekannt. Was sich zur linken Hand des Beschauers befindet, wird in der Wappenkunde rechts genannt und umgekehrt.

Wenn zwei Wappen zusammenstehen, so ist in der Regel anzunehmen, daß sie sich auf ein Ehepaar beziehen. Heroldisch rechts steht allemal das Wappen des Mannes, links das der Frau. Wenn ein Mann zweimal verheiratet gewesen ist, so steht sein Wappen in der Mitte, das der ersten Frau heroldisch rechts und das der zweiten Frau links.

Neben den Wappen auch Hausmarken und Meisterzeichen zu berücksichtigen, erschien uns nicht unwichtig. In den meisten Fällen wird es allerdings zwei-

felhaft bleiben, ob man es mit einer Marke des Bauherrn oder dem Zeichen des Steinmetzen oder Zimmermanns zu tun hat. Wo eine derartige Figur in einem Wappenschilder steht, ist sie auch mit diesem dargestellt worden und darf wohl mit Sicherheit als Wappen des Bauherrn angesprochen werden.

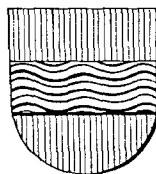
Wappen etc., welche ehemals an Häusern vorgefunden worden sind, werden wir den noch jetzt vorhandenen folgen lassen.

### I. Wappen etc., welche an Häusern vorhanden sind.

Nr. 83. Gördelingerstraße 43. Das Pollische Haus (Br. Mag. 1897 S. 20).

Strombeck.

Schrader.



Die beiden Wappen befinden sich auf beiden Flügeln des Hauses eingemauert. Hilmar v. Strombeck, Melchior's Sohn, geboren 1557, und seine Ehefrau Catharina

1590

Schrader, Dr Autors Tochter, geboren 1566, völlendeten den Neubau des alten Steinhauses 1590. Die abgeschliffenen Wappen von 1584 über dem Portale haben ohne Zweifel den obigen geglichen, wie sich aus der Helmszier und schwachen Spuren des Balkens im größeren Schilde erkennen läßt.

Nr. 125. Haus des Beamten-Konsum-Vereins, Schützenstraße 16. (Br. Mag. 1897. S. 28.)

Hildebrand.



1708

Das von Frau „Annen Hildebrandin, des seligen Herrn Abt Tuder-manns nachgelassenen Frau Wittiben“ anno 1678 gestiftete Waisenhaus ist 1708 in dieses Haus verlegt und das Wappen damals daran angebracht worden. Dieses Hildebrandsche Wappen fand sich außerdem auf einem Epitaph in

<sup>1)</sup> Die Wappenfarben sind jetzt an vielen Stellen falsch aufgetragen. Die nachfolgenden Angaben möchten dazu beitragen, daß dies verbessert und künftig vermieden wird.

der Katharinenkirche und auf einem Grabsteine, der jetzt an dem Waisenhaus in der Pflegehausstraße angebracht worden ist.

Nr. 149. Schützenstraße 32. Früher Haus des Wurstfabrikanten Reinecke, jetzt des Möbelfabrikanten Helmer.



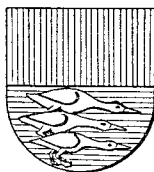
Die Bedeutung ist ungewiß. Die Familie v. Bothmer, die in blau ein silbernes Boot führt, scheint hier nicht gewohnt zu haben. Auf dem entgegengesetzten Ende des Schwellbalkens ist ein Einhorn abgebildet, befindet sich aber in

keinem Wappenschild.

Nr. 158. Schützenstraße 34. Vermaltes Renaissancehaus aus dem Jahre 1647. (Br. Mag. 1897. S. 28.)

Göhe

Schütze



1647

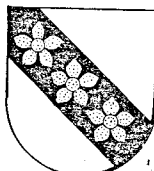
Die Erbauer sind Hennig Göhen, Davids Sohn, geboren 1595, u. seine Ehefrau Ilse Schützen, Hansen Clawes Witwe, mit der er 1622 copulirt wurde<sup>1)</sup>. Das Wappen

der Göhen fand sich auch auf einem Leichensteine in der Katharinenkirche, das der Schützen auf einem Leichensteine an der Andreaskirche.

Nr. 286. Ziegenmarkt 5 und Bankplatz 8. Hinterhaus von 1561. (Br. Mag. 1897. S. 28.)

Kale

Woleman



1561

Der Bürgermeister Jobst Kale, Sohn des 1529 als Familienältester verstorbenen Hans Kale, und seine Ehefrau Anna Woleman aus Salzwedel besaßen seit 1552

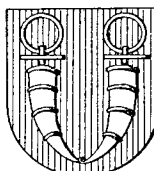
dieses große Grundstück und erbauten auf demselben 1561 das noch jetzt stehende Hinterhaus. Dieselben Wappen finden sich auf der Hochzeitschüssel Nr. 124 des Herzoglichen Museums und auf einem in der Martinikirche aufgerichteten Leichensteine, der die beiden Ehegatten in ganzer Figur zeigt.

Nr. 299. Poststraße 6. Im Hofe und an der Hinterfront in der Jakobstraße. (Br. Mag. 1897 S. 29 und 1900 S. 57.)

<sup>1)</sup> Die am Hause angebrachten Initialen H. G. und J. S. bestätigen dies.

Ohman

Damm



1589

Diese zwei Wappen sind über dem Portale in der Jakobstraße mit den Initialen S. O. und M. D., an der Hofseite mit der Inschrift Zach. Oman u. Mar. v. Dam angebracht.

Am Seitengebäude steht das erste allein mit der Jahrzahl 1591. An beiden Brandgiebeln in der Jakobstraße steht das Dammsche Wappen. Der Besitzer dieses Grundstücks Zacharias Ohman und seine Ehefrau Margarethe v. Damm haben ihre Wappen 1589 und 1591 beim Neubau der Hof- und Hintergebäude anbringen lassen.

Nr. 447. Eiermarkt 1. Teil der Martini-Apotheke an der Jakobstraße. (Br. Mag. 1897. S. 29.)

Stadtwappen



1573

Arnd Barbek, der dieses Grundstück von Wasmob Hantelman, seinem Schwiegervater, geerbt hatte, verkaufte es 1573 an den Altstädter Rat, der es bis 1673 besaß, ohne daß man weiß, wozu er es benutzt hat. Ein 1574 im Hofe errichteter Bau trägt das Wappenbild des

städtischen Löwen.

Das Stadtwappen befindet sich noch an einigen anderen Häusern. Es wird nicht erforderlich sein, sie aufzuführen, namentlich da die Wappen meist nicht alt sind.

Dagegen mögen an dieser Stelle einige Häuser namhaft gemacht werden, wo sich der städtische Löwe in alter Zeit befunden hat:

Nr. 278/279, das bei Eröffnung der Friedrich-Wilhelmstraße 1877 abgebrochene Haus des Kohlmarktes, das noch 1669 den Zehn Männern gehörte und die Roßmühle enthielt, war nach Beck 1411 mit dem Stadtwappen und dem Standbilde des Bischofs Ulrich geschmückt.

Nr. 47/48, Hintern Brüdern 23, war nach Beck mit dem Ratslöwen und der Jahrzahl 1476 versehen.

Nr. 2362, ein Haus der Magnifikirche, zeitweise das Predigerwitwenhaus, jetzt ein Teil des 2. Predigerhauses von St. Magni zeigte nach Beck zwei Löwen und die Jahrzahl 1451.

Nr. 162, Kohlmarkt 16. An Stelle dieses jetzt Jüdel'schen Hauses lag wahrscheinlich seit 1345, sicher seit 1368 „de munt'smede.“ Ein von diesem Hause herrührender unter C. c. d. 11 verzeichneter Stein mit dem Stadtwappen aus dem 17. Jahrhundert befindet sich im städtischen Museum.

Nr. 448. Jakobstraße 3. Altes Leihhaus. Südliches Hofgebäude. (Br. Mag. 1897. S. 19<sup>1)</sup>).

Welfstede

Krage



Wedde v. Welfstede und seine Ehefrau Anna Krage haben 1488 dieses Bauwerk aufzuführen lassen.

1488

Nr. 451. Eiermarkt 6. Haus des Rentners Brendede. (Br. Mag. 1897 S. 29.)

Doring



Dieses große Grundstück, welches früher bis zur Turnierstraße reichte, war von 1346 bis 1687 nachweisbar im Besitze der Familie Doring. Das jetzt in die Front eingemauerte Doringsche Wappen ist wahrscheinlich beim Abbruche eines älteren 1546 aufgeführten Bauwerkes erhalten geblieben und beim Neubau wieder eingefügt worden<sup>2)</sup>.

1546

Nr. 456. Steinstraße 3. Bibransches Haus. (Br. Mag. 1897. S. 39.)

Bechelde

Doring



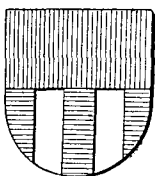
Die Erbauer sind Herman v. Bechelde und Gese Doring. Das Haus trägt die Jahrzahl 1512. Herman v. Bechelde, der 1511 sein Testament machte, ist wahr-

1512

scheinlich vor Vollendung des Baues gestorben<sup>3)</sup>.

Nr. 457. Steinstraße 2. Früher Gerloffsches jetzt Kunzesches Haus. (Br. Mag. 1897. S. 39.)

Breier



Bei dem Neubau dieses Hauses 1698 sind die Brandgiebel des älteren von 1462 herrührenden Hauses des Bürgermeisters Lubcke Breier stehen geblieben. An dem zur Rechten steht die Jahrzahl, an dem zur Linken das Breiersche Wappen. Eben dasselbe ist an der Südseite der Martinikirche auf dem Breierschen Erbbegräbnisse sichtbar.

1462

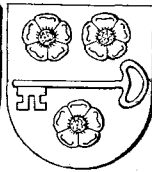
<sup>1)</sup> Die daselbst gemachte Angabe, daß die Ehefrau des Erbauers eine v. Damm gewesen sei, beruhte auf einem Irrthume.

<sup>2)</sup> Beck notierte etwa 1760: „An dem Hintergebäude, so auf die Turnierstraße hindurch geht, siehet man das Doringsche Wappen in Stein gehauen mit der Jahrzahl 1546.“

<sup>3)</sup> Vergl. Hans Pfeifer, Holzarchitektur Braunschweigs 1892.

Nr. 511. Südstraße 17. Haus neben der Stadt Göttingen. (Br. Mag. 1897. S. 40.)

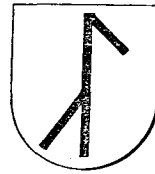
Fasterling



Jacob Fasterling war 1602 Besitzer dieses Hauses.

1602

Nr. 518. Alte Knochenhauerstraße 13. Eckhaus der Petersilienstraße (Br. Mag. 1897 S. 40).

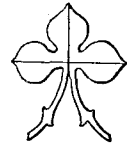
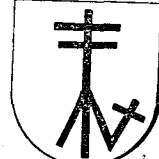
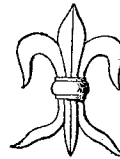


Dieses Haus hat Hans Haberland 1489 erbaut. Der Löwe scheint viel später hinzugefügt worden zu sein; daß dieses Haus jemals in städtischem

1489

Besitze gewesen sei, ist indeß nicht ersichtlich.

Nr. 520. Alte Knochenhauerstraße 11. Großes Holzhaus von 1490.



1490

Lilien und Kleeblätter wiederholen sich als Holzschnitz-Ornamente. Der Erbauer hieß Hemmig Ratte.

Nr. 556. Prinzenweg 4. Döringsche Stiftung. Sogenanntes Apostelhaus. (Br. Mag. 1897. S. 40)



Das 1566 von Steffen Bartram erbaute Haus ist 1600 vom Bürgermeister Gurd Doring angekauft worden. Das Döringsche Wappen befindet sich auf einer gemalten Holztafel und ist 1889 erneuert worden. In dem

Doring.

Hause befinden sich zwei mit zwanzig Wappen bemalte Fenster, 1609 von zwanzig Frauen und Jungfrauen gestiftet. Vertreten sind die Wappen der Bawel, Damm, Breier, Hornburg, Peine, Broitzem, Krüger, Möller, Luden, Kalm, Ekers, Strombeck und Scheppenstede. Die von 1566 herrührenden Meisterzeichen an den Enden des Schwellbalkens lassen sich nicht mehr deutlich erkennen.

Nr. 585 und 586. Echternstraße 14 und 15 neben dem Pfarrhause von St. Michaelis.



1559.

Ein Haus, das der Rat der Altstadt 1559 als „Behausung der vorläßen widwen der abgestorbenen Prediger in der alten Stadt“ erbauen ließ, und das noch im 18. Jahrhundert der Martinikirche als Witwenhaus gehört hat. Der Löwe ist das Wapen der Altstadt.

Nr. 630. Turnierstraße 8. Eckhaus der Heinenstraße. (Br. Mag. 1897. S. 54).

Velftede.

Schrader.



1595.

Diese beiden Wapen finden sich außer am Schwellbalken auch an einem Kamin, von dem eine Photographie im städtischen Museum ist. Der zu diesem Hause gehörige in der Heinenstraße liegende alte massive Bau hat 1595 ein Obergeschoß in Holz erhalten. Die Erbauerin war Dorothea Schrader, Bodo von Velftedes Witwe, des Kämmerers Heinrich Schrader 1557 geborene Tochter.

Nr. 632 u. 633. Turnierstraße 5 u. 6. Haus der Firma Graßau und Sohn. (Br. Mag. 1897. S. 54).

Rethen.

Am Vorderhause über der Haustür.



Neu.

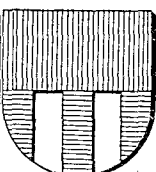
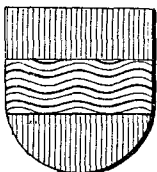
Das Haus ist vor noch nicht 10 Jahren durch Herrn Friedrich Selwig renoviert worden. Hierbei ist das Rethensche Wapen über die aus der Zeit um 1700 herrührende Thür gesetzt. Das Haus hat niemals der Familie v. Rethen gehört. Nach den v. Brocke sind die Ziegenhirt Besitzer gewesen. 1783 hat es Ungott gekauft, später Bockelmann und endlich Selwig. Das Wapen gehört demnach eigentlich nicht in dieses Verzeichnis; es mußte indessen erwähnt werden, weil es sehr geeignet ist, irre zu führen. Ähnlich verhält es sich mit dem Hause Nr. 603<sup>1)</sup>, wo die Wapen ebenfalls neu sind.

Am Hinterhause:

Strombeck.

Kale.

Breier.



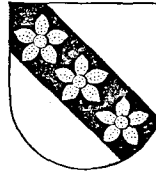
1621.

1631.

Gerlach Kale, der 1597 geborene Sohn des Bürgermeisters Gerlach Kale, hat 1631 dieses Gebäude aufführen lassen. Er hatte in erster Ehe Ilse v. Strombeck, Hilmers Tochter zur Frau, war 1626 Witwer geworden und hatte sich 1627 mit Anna Breier Gurds Tochter vermählt. Bei dem Strombedschen Wapen steht die Jahreszahl 1621.

Nr. 640. An der Martinikirche 7. Gebäude der Herzoglichen Kammer in der Heinenstraße. (Br. Mag. 1897. S. 63).

Kale.



1578.

Diesen Gebäudeteil hat der Bürgermeister Gerlach Kale 1578 aufführen lassen.

Nr. 643. Gildenstraße 64. Neben dem Eckhause der Heinenstraße.

Lauwen.



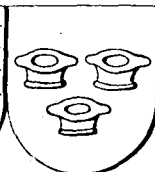
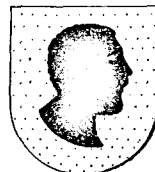
1559.

Von 1545 bis 1565 besaß dieses Grundstück Hennig Lauwen (Lauwen), der als redendes Wapen einen Löwen geführt haben mag. Das Haus ist 1559 erbaut.

Nr. 701. Gildenstraße 24. Das Sonnenbergische Haus. (Br. Mag. 1897. S. 63).

Schwarzkopf.

Probst.



1595.

Dieses Haus ist 1595 von Hans Swartekopf (Schwarzkopf) und seiner Ehefrau Catharina Probst erbaut worden. Ein Bruder des Erbauers war der Großvater des Kanzlers Dr. jur. Johann Schwarzkopf, dessen Söhne 1687 als v. Schwarzkoppen geadelt wurden und ein anderes Wapen erhielten. Der Bürgermeister Ulrich Schwarzkopf führte noch 1711 das alte Wapen.

<sup>1)</sup> An der Haustür ein Wapen mit Hirschkopf mit der Jahreszahl 1521 und ein zweites von 1857. Die Tür ist aber etwa aus der Empirezeit. Ferner sind drei Wapen an ein Fußbrett gemalt. Bei Aufzählung der ehemals vorgefundenen Wapen wird noch über Nr. 603 berichtet werden.

Nr. 707. Gildenstraße 30. Haus des Klempnermeisters Unger. (Br. Mag. 1897. S. 63).  
Korff.

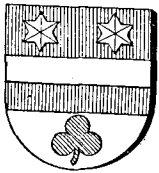


1563

Der Erbauer war 1563 Hans Korff.

Nr. 749. Scharnstraße 9. Das Rohs'sche Haus. (Br. Mag. 1897. S. 64).

Stieber.



1698.

Die Umschrift dieses an einem Hofgebäude angebrachten Stieberschen Wappens lautet U. S. D. 1698 und bedeutet, daß der Advokat des Kammergerichts und Braunschweigische Amtsrat Dr. jur. Ulrich Henricus Stieber aus einer alten pfälzischen Juristenfamilie, der dies Grundstück seit 1675 besaß, einen Neubau

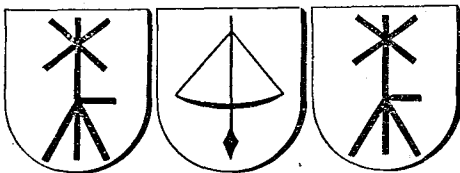
vorgenommen hat.

Nr. 752. Scharnstraße 23. Neben dem Gymnasium.



Dieses mit dem Rücken an Nr. 775, Breitenstraße 5, grenzende Grundstück hat zeitweise mit letztem ein Ganzes gebildet. Nr. 775 hat um 1480 Luden Suring gehört. Der Bewohner von 752 scheint um dieselbe Zeit Herman Sander gewesen zu sein. Das Vorderhaus nach der Scharnstraße ist ein altes Steinhaus. Die Marke befindet sich im Treppenfries des Hofgebäudes rechter Hand und stammt aus der Zeit um 1480.

Nr. 791. Haus neben dem Eckhause der Malerwete. Scharnstraße 13. (Br. Mag. 1897. S. 70).

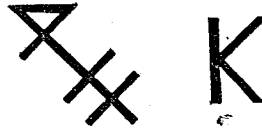


1470.

Das Haus ist 1470 durch Hans Sporleder erbaut worden<sup>1)</sup>.

Nr. 796. Scharnstraße 18. Nahe dem Bäderkline.

Kroßman



1558

aufführte.

Nr. 800. Bäderkline 4. Mummenhaus oder Steger'sches Brauhaus. (Br. Mag. 1897. S. 70.)  
Häfeler Schaffeld



1708

J. F. S., Johann Friedrich Häfeler, Heinrichs Sohn, geboren 1670 und seine Ehefrau U. D. S., Anna Dorothea Schaffeld, Gerhards Tochter, geboren 1674, erwarben 1708 dieses 1588 erbaute Haus und schmückten es nachträglich mit ihren Wappen.

Nr. 802. Südflint 1. Auf der Südseite des Südflintes zwischen den beiden Eckhäusern

Rose



1482

Dieses Haus mit Treppenfries auf den Schwellbalken ist mit dem Bilde der Rose verziert. Es ist laut Inschrift 1482 erbaut worden. Von 1392 bis 1555 gehörte das Grundstück der Familie Rose. Der Erbauer des Hauses hieß Jacob Rosen.

Nr. 810. Gildenstraße 40. Nahe dem Südflinte.



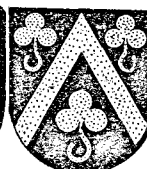
1531

Dieses Haus war mit Nr. 809 vereinigt. Der Besitzer hieß 1537 Symon Ellers. Wahrscheinlich ist er auch schon 1531 der Erbauer gewesen.

Nr. 836. Südflint 15. Bürgerschule. (Br. Mag. 1897. S. 70.)

Hartwich

Langhoff?



1591

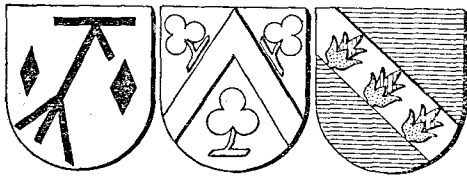
Der springende Hirsch über dem Torwege kommt nicht als Wappenfigur in Betracht. Das Hartwich'sche Wappen<sup>2)</sup> ist das eine Mal allein und das andere Mal mit

<sup>1)</sup> Vergl. Hans Pfeifer, Holzarchitektur Braunschweigs 1892.

<sup>2)</sup> Die Tinkturen sind fortgelassen. Silber in Blau und Rot in Silber kommt vor. Im Schichtbuche ist ein Hirschkopf in Rot dargestellt.

einem Frauenwappen an dem außer Gebrauch gesetzten Portale angebracht. Dasselbe Frauenwappen, mit demselben Hartwichschen kombiniert, fand sich nach Beck an Nr. 816 und befindet sich nach Brandes an Nr. 852. Erstes Wappen von 1581 ist A. L., letzteres von 1573 D. L. bezeichnet. Von Hennig Hartwich, der seit 1523 das Haus Nr. 816 besaß, stammten zwei Söhne: Heinrich, der 1581 Nr. 816 besaß, und Hennig, der 1573 Nr. 852 erwarb. Die Frau des Ersten, A. L., und des Letzten, D. L., mögen Schwestern gewesen sein. Heinrichs gleichnamiger Sohn, der spätere Ratskammerer Heinrich Hartwich war seit 1587 Besitzer des Grundstücks Nr. 836. Von ihm sind 1591 die Wappen angebracht worden. Das einzeln stehende Wappen bezieht sich auf ihn, der unverheiratet war, die zwei Wappen vermutlich auf seine Eltern. Daß seine Mutter, A. L., wahrscheinlich Valentin Langhoffs Tochter gewesen sei, läßt sich deshalb vermuten, weil Nr. 836 aus dessen Besitz in den des Heinrich Hartwich übergegangen ist.

Nr. 838. Südflint 17. Nahe dem alten Petri-tore. (Br. Mag. 1897. S. 70.)  
1469 Repener Nimmeling



Das Haus ist 1469 durch Hennig v. Nimmeling erbaut worden.

Das zuerst abgebildete Wappen befindet sich allein auf dem Schwellbalken und rührt zweifellos vom Jahre 1469 her, die beiden andern sind kleiner, befinden sich an den Konsolen der ersten und letzten Statue und können etwas später hinzugefügt sein.

Nur das an der Konsole der letzten Statue befindliche hier zuletzt gestellte Wappen, dessen Tinkturen nach dem Schichtbuche, nicht wie sie jetzt am Hause fälschlich angegeben, oben vermerkt sind, läßt sich mit Bestimmtheit auf die Familie Nimmeling beziehen. Das an der Konsole der ersten Statue dürfte einem Tochtermanne angehören und könnte das der Familie Repener sein.

Nr. 852. Bäckerflint 6. Haus des Kaufmanns Söhler. (Br. Mag. 1897. S. 70.)  
Hartwich Langhoff?



Hennig Hartwich  
erbaut dieses  
Haus 1573.  
(Vergl. Nr. 836<sup>1</sup>).

1573

Nr. 875 und 876. Bäckerflint 11 und 12.  
Bäckerhaus im Flohwinkel. (Br. Mag. 1897.  
S. 70.)

Ungerstein



1630

Das sehr beschädigte Wappen befindet sich an der Seite des Hauses, die in die Breitestraße hineinsieht. Die Figuren darin in der Mitte und rechts (heraldisch links) stellen wohl Bäckwaren dar. Die an der anderen Seite der Ecke mehr hervortretenden, jetzt vergoldeten losen Figuren sind wohl zwei Luffen und eine Krenzel. Die in die Krenzel eingeschlossenen Buchstaben M. M. bedeuten „Matthias Ungerstein“. Dieser Bäckermeister<sup>2</sup>) war 1630 der Erbauer des Hauses. Die Figur des Eulenspiegel ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts angebracht worden. Die im 20. Jahrhundert hinzugefügte Eule mit Spiegel ist nicht zu loben. Man weiß doch jetzt, wie der Name Eulenspiegel zu denken ist. (Vgl. Br. Mag. 1896 S. 32.)

Nr. 877. Breitestraße 14. Haus zum wilden Manne. (Br. Mag. 1897. S. 70.)



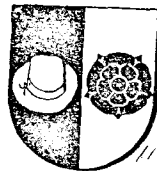
1538

1538 von Borchard Gellern erbaut.

Der wilde Mann ist an der in die Straße hineinragenden Ecke am Balkenträger unter dem Schwellbalken, die Eule, kaum noch zu erkennen, an der Seite des Hauses, die in die Breitestraße hineinsieht, über dem Fächerfries im zweiten Stock angebracht. Das Haus ist

Nr. 892. Altstadtmarkt 8. Das Gutthaus. (Br. Mag. 1897. S. 71.)

Stickenelle



1690

Francisco Maria Cappelini Stickinnelle, wie die Inschrift sagt, der Drost Franciscus Stickeneller, wie er im Grundbuche genannt wird, erbaute dieses Haus 1690. Über dem nördlichen Portale in der Breitenstraße ließ er das ihm 1688 vom Kaiser Leopold verliehene Wappen anbringen. Der Hut des Bettelknaben, der dem Lebensretter des Herzogs Georg Wilhelm zum Ehrenschnucke geworden war, und die Rose wiederholen sich in der Architektur des Hauses.

<sup>1</sup>) Die Wappen sind durch das Firmenschild verdeckt. Die Angabe derselben ist nach den Aufzeichnungen des Baufekretärs Brandes gemacht worden. Die Beseitigung des Schildes wäre sehr wünschenswert.

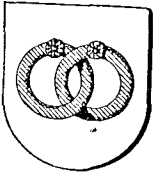
<sup>2</sup>) Als Bäckerhuch war er 1602 eingewandert und hatte „sich mit Hans Groden Wittve befreit.“



Nr. 907. Langestraße 5. Haus des Kaufmanns Hoppe.

Das Haus ist 1542 von Pawel Oberg erbaut worden. Die Inschrift lautet: „Alle Dint vergeit, Gottes Wort blift in Ewigkeit.“ Das Wappen scheint eine Vase darzustellen, ist aber halb verdeckt. Wenn die gotische Haustür wiederhergestellt würde, käme es wieder zur Geltung.

Nr. 910. Sogenanntes Nagelsches Haus. (Br. Mag. 1900. S. 58.) Langestraße 9. Schorkopf

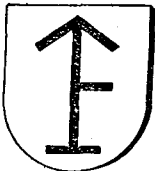


Hennig Schorkopf läßt sich zwar erst 1541 als Besitzer nachweisen. Sein Wappen deutet indessen darauf hin, daß er bereits 1536 der Bauherr gewesen ist<sup>1)</sup>.

1536

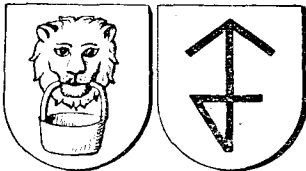
Nr. 965. Langestraße 45. Führmannsches Haus.

1535.



Dieses bemerkenswerte Haus von 1535 im Stil der Frührenaissance mit Spitzbogen-Tür und Darstellungen im Fries ist entweder von Cord Haverland erbaut worden, der das Grundstück 1529 besaß, oder von Bertold Haverland, dessen Witwe 1555 als Hausbesitzerin erscheint<sup>1)</sup>. Die

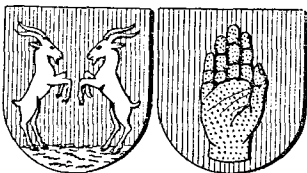
Haustür könnte mit leichter Mühe in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt werden, ebenso bei Nr. 907, 969, 1032 und vielen anderen Häusern. Nr. 969. Langestraße 50.



Die Nachrichten über dieses Haus, an dem Beck die Jahreszahl 1582 gesehen hat, reichen zur Erklärung nicht aus. Namentlich die Initialen G. K.

sind schwer zu deuten. Nr. 999 war seit 1553 im Besitz des Gorgies Konnig. Gätte dies Haus der Weberstraße mit dem dahinter liegenden der Langenstraße in Zusammenhang gestanden, wie solches vielfach der Fall gewesen ist, so könnte man Gorgies Konnig als Bauherrn ansprechen<sup>1)</sup>.

Nr. 1093. Beckenwerperstraße 2. Ehemalige Faiencefabrik. (Br. Mag. 1896. Nr. 6.) Faddrian. Roerhand.



1591.

Friede Faddrian, der des Zehnmannes Esaias Roerhand Tochter Margarethe zur Frau hatte, muß der Besitzer dieses vorher Roerhand'schen Hauses geworden sein. Die Schild-

farbe der Faddrian findet sich anderswo teils rot, teils schwarz, nicht aber blau, wie jetzt an diesem Hause.

Nr. 1110. Reichenstraße 1. Echhaus der Rührenstraße. (Br. Mag. 1897. S. 14).

Achtermann.

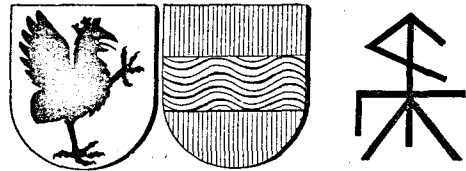


1622.

Dieses alte Steinhaus war von 1475 bis 1622 im Besitze der Familie Schrader. 1622 erhielt es Hans Achtermann, Sohn des Bürgermeisters Georg und der Ilse Schrader, Antonius Schraders Tochter. Im Achtermann'schen Besitze blieb es bis 1685. Die Schildfigur, wohl ein halber Greif, nicht ein Hahn, findet sich

meist rot, nicht schwarz.

Nr. 1112. Reichenstraße 3. Berühmtes Renaissancehaus. (Br. Mag. 1897. S. 14). Achtermann. Strombeck.



1630.

Das Grundstück gehörte von 1573 bis 1674 der Familie Achtermann, von 1612 bis 1656 dem Bürgermeister Georg, älterem Bruder des unter 1110 genannten Hans. Er war seit 1611 mit Lucie v. Strombeck, Tochter des Bürgermeisters Gurd und der Emerentia v. Pawel, vermählt und ließ 1630 durch Meister Ulrich Stam, dessen Meisterzeichen zweimal am Hause, wie oben, vertreten ist, den Neubau aufführen.

Nr. 1116. Reichenstraße 7. Gotisches Holzhaus. (Br. Mag. 1900. S. 58 u. 59).

Groting. Apelerstede? Das gotische Holz-



1566.

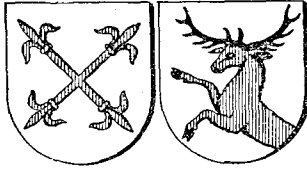
„Marcus Groting“. Dieser, auch Grote genannt, besaß das Haus seit 1549. In seinem 1587 errichteten Testamente wird er als Balbirer bezeichnet. Seine Ehefrau, die er 1566 heiratete, hieß Dorothea Apelerstedes, doch ist nicht ganz sicher, ob sich das Wappen mit der Inschrift verbum domini manet in

<sup>1)</sup> Vergl. Hans Pfeifer, Holzarchitektur Braunschweigs 1892. Bei Nr. 965 ist die sitzende Figur am Hause wohl als Beckenschläger zu deuten.

aeternum auf siebezieht. Das Wappen rechts, das des Mannes, enthält ein Bild, welches auf dessen Beruf als Wundarzt zu beziehen sein wird. Durch Herrn Bohlmann ist es als ein Instrument zum Ausziehen von Kugeln aus Wunden gedeutet worden.

Nr. 1148. Die St. Andreas Kirche. (Vergl. Schiller, mittelalterliche Architektur Braunschweigs S. 86).

Broihem. Roghelen.



Am zweiten und dritten Giebel neben dem Turme an der Nordseite der Andreaskirche sind die Wappen der Familien v. Broihem und Roghelen, die sich

um den Erweiterungsbau der Seitenschiffe im 15. Jahrhundert verdient gemacht haben, angebracht worden. Von der Familie von Broihem kommen wahrscheinlich hauptsächlich in Betracht Tile, der 1423 testierte, und sein gleichnamiger Sohn, der 1450 testierte, erster Besitzer des Hauses Nr. 1301, letzter des Hauses Nr. 1303. Von den Roghelen haben vermutlich Hennig, Eggelings Sohn, und Herman, Hennigs Sohn, der Kirche gespendet. Beide errichteten 1451 in der Neustadt ihr Testament.

Nr. 1151. An der Andreaskirche 1. Der alte Backsteinbau an der Kröppelstraße.



Diesen ältesten Backsteinbau der Stadt hat 1422 Herr Johann v. Ember errichten lassen, um darin seine Bibliothek aufzubewahren. Die drei Wappen sind das Herzogliche, das Städtische und das des Stifters Johann v. Ember, ein redendes Wappen.

Nr. 1181. Alte Waage 12. Neben der Stadt Breslau.



1555.

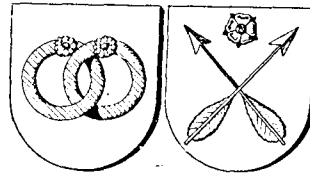
Nicht das Vorderhaus von 1648 mit der Inschrift „Arent Möller“, sondern ein Hofgebäude kommt in Betracht. Besitzer des Grundstückes in der Zeit von 1554—1573 war Hans Sasse.

Nr. 1190. WolImarkt 6.

Zwei Wappen über der Haustür lassen sich augenblicklich durchaus nicht erkennen. Vielleicht würde

sich dies ermöglichen lassen, wenn die aufgetragene Farbe abgebeizt würde. Die Jahreszahl 1617 ist wohl mit Sicherheit dahin zu deuten, daß das Haus damals erbaut und auch damals die beiden Wappen angebracht worden sind; der Hausbesitzer um 1617 läßt sich indessen nicht feststellen. 1563 hieß er Hennig Friden und 1680 war es der Apotheker Andreas Zacharias Happe, der seit 1677 auch die Hagenapotheke innehatte. Die Initialen J. W. W. A. sind wahrscheinlich aus späterer Zeit. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie sich auf Johann Wilhelm Weidentamp beziehen, der erst 1718 in Besitz des Hauses gelangt ist. Weder Beck noch Brandes haben den beiden Wappen Beachtung geschenkt.

Nr. 1228. Kaiserstraße 18. Eckhaus des Rehnstoben.  
Schorkop.

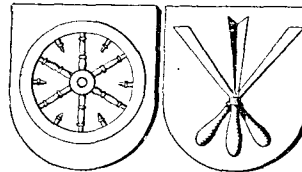


1512.

dieses Grundstück und hat auf ihm das Haus gebaut, welches jetzt in zwei Teile, Nr. 1228 u. 1229, zerfällt. Das Frauen-Wappen läßt sich nicht bestimmen. In seinem Testament von 1531 nennt Cord Schorkop seine Frau nur mit dem Vornamen Mette.

Der Kämmerer Cord Schorkop, Hennigs Sohn, besaß außer dem viel größeren Grundstück an der Ecke der Langenstraße und Altenwaage (Nr. 1385) auch

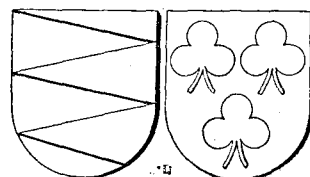
Nr. 1285. Kaiserstraße 42. Ehemals Eckhaus des großen Hofes.



1510.

Der Erbauer hieß Hinric Barchmann und dürfte wohl ein Rademacher oder Stellmacher gewesen sein.

Nr. 1301. Reichenstraße 32. Steinhaus mit Renaissanceportal.  
Borberhaus:



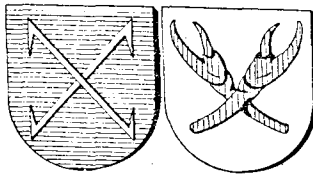
1589.

Die beiden Wappen über dem Portale lassen sich nicht bestimmen. Die Besitzer von 1554 bis 1650 sind unbekannt. Das Wappen mit drei Kleeblättern könnte auf Leiferde oder Dammann zu beziehen sein.

Die beiden Wappen über dem Portale lassen sich nicht bestimmen. Die Besitzer von 1554 bis 1650 sind unbekannt. Das Wappen mit drei Kleeblättern

Hinterhaus:  
Corner.

Patwel.



Die Inschrift lautet:  
„Anton Corner,  
Fürstl. Braunsch.  
Lüneb. Oberstleut-  
nant. Dorothea  
Pawwels, seine ehel.  
Hausfrau.“ Anton  
Corner (Körner),  
geboren 1600 zu

1652  
Stadthagen, war Kommandant zu Lüneburg. 1633  
vermählte er sich mit der 1608 geborenen Tochter  
des Bürgermeisters Andreas v. Patwel. Er starb in  
diesem 1650 erworbenen Hause 1660. Nach dem  
Tode seiner Wittve 1691 wurde das Haus an den  
Major Julius Reinecke verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

## Braunschweigische Chronik f. d. J. 1903.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich  
auf die Stadt Braunschweig.)

### Januar.

7. Karl Hellemann, Baurat †.
13. Besuch des Regenten in Hannover.
15. Eröffnung des 26. ordentlichen Landtages.
16. Der Landtag wird bis zum 27. Febr. vertagt.  
Abreise des Regenten nach Berlin.
18. Wilhelm Jsendahl, Hauptmann a. D. †.
20. Adolf Ribbentrop, Oberamtsrichter a. D., † in  
Blankenburg.
21. Emil Selenka, geborener Braunschweiger, Pro-  
fessor † in München.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.

### Februar.

1. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
12. Ferdinand Müller, Kammersekretär a. D. †.
15. Eröffnung der Braunschweig-Schöninger Eisen-  
bahn.
25. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen  
Centralvereins.
27. Wiedereröffnung des Landtages.  
Besuch des Großherzogs Wilhelm Ernst von  
Sachsen-Weimar.

### März.

4. Besuch des Grafen Waldersee, sowie des Prin-  
zen Maximilian von Thurn und Taxis.
7. Denkschrift des Staatsministeriums über die  
rechtliche Stellung der Regentschaft.
- 11.—14. Reise des Regenten nach Erbach.
17. 47. Plenarsitzung der Handelskammer.
19. 50jähriges Doktorjubiläum des Geheimen Hof-  
rats Professor Dr. Richard Dedekind.

21. Reise des Regenten nach Hannover.  
Der Landtag wird bis zum 9. Mai vertagt.  
Ludwig Lüders, Kantor emer., Erfinder der  
Drillmaschine, feiert seinen 80. Geburtstag.  
Bernhard (Friedrich Wilhelm) Graf von der  
Schulenburg-Gehlen, Oberst a. D. †.
24. Christian Kindt, Oberamtmann †.
31. Abreise des Regenten nach Baden-Baden.

### April.

15. Wilhelm Buschs 70. Geburtstagsfeier in  
Mechtershausen bei Seesen.
27. Otto Hermann, Musikdirigent †.  
8. Generalversammlung der Großeinkaufs-  
gesellschaft deutscher Konsumvereine.
28. 48. Plenarsitzung der Handelskammer.
29. Eröffnung der außerordentlichen Landessynode.  
Albert Frohwein, Major a. D., † in Harzburg.

### Mai.

2. Erbprinz Georg Wilhelm, Herzog zu Braun-  
schweig und Lüneburg, bezieht die Universität  
Heidelberg.
3. u. 4. 15. Braunschweigischer Landes-Feuerwehr-  
tag in Helmstedt.
5. Rückkehr des Regenten aus Baden-Baden.
8. Geburtstagsfeier des Regenten.
9. Wiedereröffnung des Landtages.
13. Abreise des Regenten nach Madrid.
13. Gustav Unger, Geheimer Kammerrat a. D. †.
16. Der Landtag wird auf den 13. November vertagt.
20. August Sievers, Stadtrat †.
23. Friedr. Freist, Superintendent, † in Engelnstedt.
25. Wilhelm Fuhrberg, Regierungs- und Baurat,  
† in Königsutter.
27. Heinrich Döring, Oberpostsekret., † in Helmstedt.
28. 10. Hauptversammlung des Landesprediger-  
vereins.

### Juni.

1. Robert Krause, Bauinspektor a. D. †.  
25. Braunschweigisches Landwehrverbandfest in  
Holzminden.
3. Leopold v. Beren, Oberst z. D., früher Kom-  
mandeur des Braunschw. Husarenregiments,  
† zu Nieder-Grimmel (Kreis Woblan).
4. Levin Fricke, Pastor, † in Meerdorf.
- 8.—16. 24. Nordwestdeutsches Bezirkschießen.
- 14.—16. 24. Braunschweiger Gaurturnfest in Gan-  
dersheim.
16. August Müller, Baurat, † zu Seesen.
17. Frühjahrssammlung des Zentralausschusses  
des Landwirtschaftlichen Centralvereins.
21. Louis Witting, Kaufmann †.  
Alfred Walther, Direktor der Filiale der Ra-  
vensberger Spinnerei, † in Wolfenbüttel.

22. 8. Parteitag der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei in Schöningen.
24. 50jähriges Bestehen des Rettungshauses verbunden mit Einweihung des neuen Knabenhauses.
25. 50jähriges Bestehen der Konferenz von Dienern und Freunden der lutherischen Kirche im Lande Braunschweig.
- 26. 25jähriges Bestehen der Maschinenfabrik Sellwig und Lange.
28. 5. Verbandstag des Tierschutzvereins des Herzogtums Braunschweig in Untonnettenruh bei Wolfenbüttel.
28. Gustav Schaarschmidt's 25jähriges Jubiläum als Leiter der städtischen Bürgerschulen.  
H. Martius, Pastor emer., † in Blankenburg.

### Juli.

1. Feier des 70. Geburtstages des Oberbürgermeisters Dr. jur. Wilhelm Pockels (geb. 19. Juli 1832).
- 6.—9. 35. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Halberstadt.
- 12—14. } Rennen zu Harzburg.
- 19—20. }
20. 5. Parteitag der Braunschweigisch-Welfischen Partei.
27. Grundsteinlegung der St. Paulikirche.
31. Eduard Hausmann, Herzogl. Stallmeister a. D. †

### August.

3. Otto Reitel, (geb. Braunschweiger) Tiermaler, † in Pasing bei München.
3. Volkswettturnen auf dem Elme.
4. August Köpke, Lehrer †.
6. Grundsteinlegung der Garnisonkirche.
9. u. 10. I. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Holzminden.
15. Karl v. Seelen, Herzogl. Forstrat, † in Stadtoldendorf.
16. Einweihung des neuen Gebäudes der Bau-gewerkschule in Holzminden.
25. III. Harzer Volkswettturnen in Blankenburg. Eisenbahnunglück bei Schandelah.
31. Eröffnung der Schuntertalbahn Gießmarode-Brunzrode-Glethtorf.  
Entthüllungsfest des monumentalen Schmuckes auf der Kaiser-Wilhelmbrücke.

### September.

7. 18. Hauptversammlung des Harzklubs in Blankenburg.
16. Generalversammlung des Vereins deutscher Wurstfabrikanten.

21. Karl Mackensen v. Miffeld, Mittergutsbesitzer, † in Miffeld.
28. Heinrich Meyer Dr. med. †.  
Parteitag der deutsch-sozialen Partei.
- 30.—2. Oktober. 74. Braunschweigischer Landes-Lehrertag.

### Oktober.

1. Eröffnung des Interims-Hoftheaters im Herzoglichen Parke.  
Eröffnung d. Bahnstrecke Schandelah-Obisfelde.
5. Albrecht Wilke, Professor früher Direktor des Progymnasiums zu Gandersheim, † daselbst.
12. C. H. Menzel, Postsekretär a. D. †.
17. Hugo Schwanert, geb. Braunschweiger, ordentl. Professor der Chemie, † in Greifswald.
19. Johannes Liesmann, Apotheker †.
22. Grundsteinlegung der katholischen St. Josephs-kirche.
25. u. 26. Kaiserjagden in Blankenburg.
28. und 29. 49. Plenarsitzung der Handelskammer.

### November.

3. Karl Brandes, Oberlehrer a. D. Dr. †.
6. Gustav Lüttge, Landtagsabgeordneter, † in Wolfenbüttel.
10. Einweihung des Bughagendenkmals.
13. Wiederbeginn der Landesversammlung.
14. Einweihung des Siechenhauses Neu-Bethanien.
17. Hermann Banse, Lehrer †.
20. 3. Vollversammlung der Handwerkskammer für das Herzogtum. 1. Versammlung im Gilde-hause.
21. Wilhelm Prinke, Seminar-Oberlehrer, † in Wolfenbüttel.
25. Ferdinand Neubauer, Forstmeister a. D., † in Seesen.
26. Anna Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg, Mitbegründerin und langjährige Leiterin des niedersächsischen Paramentenvereins zu Marienberg, †.
27. Georg Quersfurth, Geheimer Hofrat †.
28. Der Landtag nimmt die Regierungs-Vorlage betr. die authentische Erklärung des § 6 des Regentenschaftsgesetzes an.
29. Der Landtag wird auf den 5. Februar vertagt.

### Dezember.

2. Herbstversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
6. Ankunft des Regenten aus Berlin.  
Hermann Saake, Kreistierarzt, Medicinalassessor, † in Wolfenbüttel.
7. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. med. Struck, früher 1. Direktor des Reichsgesundheitsamts, † in Blankenburg.
8. Fritz Jsensee, Kammermusikus a. D. †.

15. Gustav Wagner, Stadtverordneter etc. †.
18. Reise des Regenten nach Berlin.
20. Franz Häberlin, Oberlandesgerichtsrat a. D. †.  
Hans Grunau, Major a. D., † in Ballenstedt  
am Harz.
22. Rückkehr des Regenten.
26. Dr. Albrecht Conon Graf von der Schulenburg  
(geb. in Nordstemme 13. Juli 1865), Professor  
für ostasiatische Sprachforschung in Göttingen,  
† in Königs-Lutter.
29. Wilhelm Kalbe, Major a. D. und Badekom-  
missär in Harzburg †. W. S.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

16. Sitzung am 1. Dez. 1902 zu Wolfenbüttel.

Als erster Redner des Abends sprach Landgerichtsrat Ludwig über einen in den Jahren 1763 und 1764 vor dem Rate zu Braunschweig geführten Strafprozeß gegen Katharine Marie Meier, Christof Jürgens' Witwe, in puncto falsi. Diesem wohnt deshalb ein besonderes Interesse bei, weil es sich hier um einen der letzten Fälle wirklicher Anwendung der gesetzlich allerdings erst viel später abgeschafften Tortur im Herzogtume handelt. Der Vortrag wird im Magazin zum Abdruck gelangen. Schulrat Prof. Dr. Brandes verlas und erläuterte einen Brief von Heinrich Christian Boie an Jenny v. Voigts, Justus Mörsers Tochter, d. d. 9. Nov. 1781, worin u. a. bekannte braunschweigische und hannoversche Persönlichkeiten erwähnt und zum Teil näher charakterisiert werden. Auch dieser Vortrag soll gedruckt werden und zwar im Jahrbuche des Vereins. Weiter zeigte Pastor Simm ein Epitaph des im Jahre 1641 bei der Belagerung Wolfenbüttels im Sechelnholze gefallenen schwedischen Obersten David Sibald v. Kaer, der einem sehr alten und noch heute blühenden schottischen Geschlechte angehörte. Es ist eine mit dem Wappen des Gefallenen und einer Inschrift bemalte Holztafel aus der Kirche zu Leiferde, wo jener vor dem Altare beigesetzt wurde. Schließlich legte Archivrat Dr. Zimmermann ein nahezu vollständiges und insofern einziges Exemplar des 1710 erschienenen Kupferwerkes von Heckenauer über die Gallerie von Salzdahlum aus Dr. Steinackers Besitz vor. Die künstlerische Bedeutung des Werkes ist nicht groß, doch ist es deshalb wichtig, weil eine ziemliche Anzahl der von Heckenauer gestochenen Gemälde nicht mehr vorhanden ist, darunter eine Hochzeit von Cana, die Herzog Augusts des Jüngern Vermählung mit Clara Marie v. Pommern, verwitweter Herzogin v. Mecklenburg, darstellt. Außer zahlreichen Porträts von Fürstlichkeiten finden wir hier auch das Philipp Hainhofers, der das Bild in des Herzogs Auftrage malen ließ.

17. Sitzung am 15. Dez. 1902 zu Braunschweig.

Oberstleutnant Meier bot in seinem angekindigten Vortrage über den Ruhfäutchenplatz eine historisch-topographische Betrachtung. Sie bildet einen Teil der schon früher erwähnten größeren Arbeit des Redners über Braunschweigs Straßennamen, die als Veröffentlichung des Vereins erscheinen wird. Deshalb braucht hier auf den Vortrag nicht näher eingegangen zu werden. Doch sei wenigstens erwähnt, daß der Name Ruhfäutchenplatz erst im Jahre 1741 auftaucht, und daß Oberstleutnant Meier, der ihn durch den Namen Heinrichsplatz ersetzt sehen möchte, von den vielen Deutungsversuchen den Prof. Hänfelmanns für den glücklichsten hält, wonach „Ruhfäutchen“ von den unzielerlichen Gamaschen herzuweisen ist, die von der am Plage wohnhaften Hofdienerschaft zum Schutze ihrer Wadenstrümpfe getragen wurden. Einen nachträglich im Stadtarchiv gefundenen Plan des Platzes, der vermutlich behufs des Zeughausbaus aufgenommen worden ist, besprach späterhin Reg.- und Baurat Pfeifer. Merkwürdig ist, daß hier der Name „Düsteres Thor“ an ganz unerwarteter Stelle erscheint. Ferner wies Hr. Pfeifer in Ergänzung seines eigenen Vortrages vom 21. Oktober d. J. auf ebenfalls im Stadtarchiv beruhende Entwürfe für eine stilgerechte Umgestaltung des Giebels der Paulinerkirche hin, die bekanntlich nicht zur Ausführung gekommen ist.

Gleich im Anschluß an seinen Vortrag erörterte Oberstleutnant Meier einen Gegenstand der Denkmalspflege, indem er die Schutzbedürftigkeit der alten Holzhäuser Braunschweigs zur Sprache brachte. Unter den rund 2800 Häusern der Innenstadt befanden sich 944 Holzhäuser mit einem Alter von 250—450 Jahren. Nahezu die Hälfte davon, nämlich 420, seien durch häßliche, das Schnitzwerk verdeckende Bretterverschalungen entstellt. Auf Beseitigung dieser Hüllen und sonstiger Verunzierungen müsse hingewirkt werden, außerdem auf Erhaltung der Häuser selbst und, falls der Abbruch sich nicht vermeiden lasse, wenigstens auf Verwendung der alten Holzteile beim Neubau. Auch sei eine Aenderung der Bauordnung dahin anzustreben, daß der Wiederaufbau abgebrochener Häuser an anderer Stelle gestattet werde. Hier biete sich für den demnächst ins Leben tretenden Ausschuß für Denkmalspflege ein Feld reicher Tätigkeit. Er werde gut tun, für die Pflege der Holzhäuser einen besonderen Unterausschuß zu errichten, der in den meisten Fällen gar keiner großen Geldmittel bedürfen, sondern mit sachgemäßer Anregung auskommen werde. Für den Wiederaufbau abgebrochener Häuser an Orten, wo sie besser zur Geltung kommen würden als auf dem ursprünglichen Plage, sei allerdings Geld erforderlich, doch würden hoffentlich in solchen Fällen die städtischen Behörden die Rolle des Bauherrn

übernehmen, wie sie es schon beim Huneborstelschen Hause in so rühmenswerter Weise getan hätten. An diese Darlegungen knüpfte sich eine lebhaftere Besprechung, als deren Ergebnis der Vorsitzende den allgemeinen Wunsch feststellte, daß der Ausschuß für Denkmalspflege sich der Holzhäuser annehmen möge. Von mehreren Seiten wurde die Anregung Hrn. Meiers auf Abänderung der Bauordnung kräftig unterstützt, außerdem verschiedentlich der neuerdings bei Wiederherstellung alter Häuser beliebte chokoladefarbene Anstrich des Holzwerks bemängelt.

Der zweite angekündigte Vortrag mußte wegen vorgerückter Zeit ausfallen, und so bildete den Schluß der Sitzung der Vortrag Oberlehrer Schüttes über das Gildeleben der Leineweber und Lakenmacher, der im Magazin gedruckt werden soll. H. M.

### Bücherschau.

**Christian Oberhen,** Lebensbilder, Gedichte. Braunschweig, J. S. Meyer. 1902. 104 S. 12°. 1 M.

Unter dem Motto:

„Wenn gern du dich möchtest am Ganzen erquicken,  
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken“  
hat der ehrwürdige Veteran unserer Landeskirche ein Bändchen lyrischer Poesie veröffentlicht, in welchem seine sinnige, innige Art, auch in den scheinbar unbedeutenden Gestalten des Lebens, in allen Erscheinungen der Natur und der Geschichte die leuchtenden Spuren des Ewigen und Göttlichen zu entdecken, klar und erbaulich hervortritt. Die Liebe zu der inneren Herrlichkeit des Erlösers, welche den Greis vom ersten Schein des Morgens durch die Mühe und Arbeit des Tagewerkes, bei seinen Wanderungen durch Feld und Wald bis in die Ruhe der stillen Nacht begleitet, ist das Geheimnis seiner ewigen Jugend. Möge das Büchlein, das wie ein duftiger Blumenstrauß von diesem Frühling mitten im kalten Winter des Alters zeugt, auch andern Herzen ein Wegeweiser zu dieser inneren Freude werden!

**J. S. Albert Friede,** Bilder aus der Kirchengeschichte, für Stadt- und Landschulen. Als Anhang zur biblischen Geschichte. 1902. Hannover, C. Meyer (Gustav Prior) 51 S. 8°. M. 0,25.

Der unermüdlisch fleißige Verfasser gibt in diesem Büchlein eine kurze Übersicht über die wichtigsten Ereignisse der Kirchengeschichte, zum Gebrauch beim Unterrichte für Stadt- und Landschulen. Besondere Berücksichtigung hat die Reformationsgeschichte, so wie das letzte Jahrhundert erfahren. Mehr als anderswo ist hier stets Beziehung genommen auf die engere und engste Heimat, in der Art, daß auf den betreffenden Seiten Fragen stehen und Raum zur Eintragung gelassen ist. Der Lehrer soll die Antwort in kurzen Sätzen oder in Stichwörtern an die Wandtafel schreiben, worauf die Kinder dieselbe unter die Frage des Büchleins eintragen. J. B. Wann und unter welchem Fürsten wurde die Reformation

in deinem Orte eingeführt? Welche kleinere Parteien (Sekten) sind besonders eifrig in deiner Gegend? Hierdurch soll die Selbsttätigkeit des Schülers angeregt und der Gebrauch des Buches für Schulen der verschiedenen Länder ermöglicht werden. Eine kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes ist als Anhang beigelegt. Das Büchlein sei zu fleißiger Benutzung beim Unterrichte empfohlen!

**Wilhelm Schrader,** Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin, Ferd. Dümmler, 1900. 284 S. 8° 3 M.

Als Bismarck im Jahre 1849 von der Stadt Brandenburg zum Abgeordneten gewählt wurde, unterlag als sein Gegenkandidat mit 20 Stimmen Minderheit der eben aus der Frankfurter Nationalversammlung nach Brandenburg zurückgekehrte Oberlehrer Schrader, der Verfasser des vorliegenden Buches. Man hat deshalb später gelegentlich die scherzhafte Frage aufgeworfen, was wohl aus Preußen und Deutschland geworden wäre, wenn damals ein Duzend anders abgegebene Wahlstimmen Bismarcks Eintritt in das Parlament vereitelt hätten. Jedenfalls ist Schrader seit jener Wahl von der politischen Bühne abgetreten, um seine Dienste noch über ein halbes Jahrhundert dem Preussischen Staate in einflussreichen Beamtenstellungen zu widmen. 27 Jahre als Provinzialschulrat in Königsberg, dann von 1883 bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Ausscheiden als Universitätskurator in Halle. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen eine in fünf Auflagen verbreitete Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und die 1894 zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle erschienene Geschichte dieser Universität.

Schrader gehört zu der Reihe hervorragender Männer, die das alte Helmstedter Gymnasium vor zwei Menschenaltern gebildet und deren Auftreten Koldewey in seinem Aufsatz über Fleckeisen<sup>1)</sup> im Zusammenhange gewürdigt hat. Mit besonderem Interesse lesen wir in dem Buche das Kapitel über den Helmstedter Schulbetrieb ums Jahr 1830 aus der Feder eines derartigen Fachmannes. Denn wesentlich als solcher schreibt der Verfasser seine Erinnerungen, nicht etwa wie einer, der vergangene Tage im vollen Scheine frischen Lebens sich vor die Seele treten sieht und weiter nichts will, als sie in anschaulichem Bilde bannen. Das gilt auch von der Erzählung seines weiteren, innerlich mehr als äußerlich reich bewegten Lebens. Überall tritt, wie es ja auch der Titel andeutet, die Reflexion und die Kritik in den Vordergrund. Wir genießen eine reiche Fülle gehaltvoller und in edelster Form geprägter Darlegungen aus allen Gebieten, aus Staat und Kirche, Schule und Universität, Philosophie, Literatur und Kunst. Es ist ein ernstes, tiefes reifes Werk, auf dem die Weihe eines seligen Alters ruht. E. H.

<sup>1)</sup> Br. Magazin 1899 S. 205.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Februar.

Nr. 2.

## Übersicht über die Entwicklung der Schienenwege des Herzogthums Braunschweig.

(Aus Herzoglichem Eisenbahn-Kommissariate.)

Die verhältnismäßig frühe Inangriffnahme der Ausrüstung mit Schienenwegen — in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts — verdankt das Herzogthum Braunschweig bekanntlich wesentlich den wiederholten Anregungen des damaligen Finanzdirektors von Umsberg, der zugleich, wie von der wirtschaftlichen, so von der finanziellen Bedeutung des neuen Verkehrsmittels durchdrungen, die Herstellung und den Betrieb der von ihm geplanten Eisenbahnen durch den Staat anriet.

So wurde durch art. 9 des Landtagsabschiedes vom 2. August 1837 der Herzoglichen Regierung die erste Rate der für den Bau einer Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg erforderlichen Geldmittel mit 400 000 Talern zur Verfügung gestellt und der Bau so beschleunigt, daß am 30. November 1838 die Strecke Braunschweig-Wolfenbüttel eröffnet werden konnte, und damit die erste deutsche Staatsbahn in Betrieb gesetzt war.

Nachdem der Bau der Harzburger Bahn, sowie die Herstellung der im Anschlusse an Bahnbauten in den Nachbarstaaten projektierten Schienenverbindungen mit Berlin und Hamburg durch vertragsmäßige Vereinbarungen mit den Staatsregierungen von Preußen und Hannover vorbereitet war, wurden staatsseitig ferner ausgebaut und in Betrieb genommen:

1839/40 Wolfenbüttel-Niechtersleben . . .	53,85 km
1840/43 Wolfenbüttel-Harzburger . . . . .	33,10 "
1844 Braunschweig-Vertheide . . . . .	18,58 "
1856 Börßum-Kreienßen . . . . .	60,54 "
1858 Helmstedt-Ferzheim . . . . .	22,07 "
1864 Büddenstedt-Trendelbusch . . . . .	4,22 "
1865 Kreienßen-Holzminnen . . . . .	46,66 "
Summa	239,02 km

Transport 239,02 km

1868 Ferzheim-Börßum . . . . .	23,20 "
sodas mit der Strecke Braunschweig-	
Wolfenbüttel . . . . .	11,80 "
das gesamte Staatsbahnnetz . . .	274,02 km

umfaßte.

Gepachtet war außerdem von der Staatsbahnverwaltung seit 1866 die 12,80 km lange Strecke Wienburg-Goslar.

Die Erwartungen von den finanziellen Erfolgen der Bahnanlagen, welche von Umsberg gehegt, hatten sich vollständig erfüllt. Die Staatsbahnen waren für das Herzogthum eine erhebliche Einnahmequelle geworden. Die Befürchtungen, daß dies, namentlich in Folge des Baues von Konkurrenzbahnen, anders werden könnte, ließen sich aber nicht zurückweisen, und ergaben sich später — insbesondere nach Inbetriebnahme der Berlin-Lehrter Bahn — als voll zutreffend. Die Herzogliche Regierung erachtete daher den Verkauf der Staatsbahnen, solange deren Erträgnisse noch günstige waren, als rätlich, und wurde diese Maßregel im Jahre 1870 unter Vermittelung der Bank für Handel und Industrie zu Darmstadt in der Weise durchgeführt, daß das gesamte Staatsbahnnetz von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde. Der Übergang der Bahnen auf diese wurde dabei vertragsmäßig auf den 1. Januar 1869 zurückbezogen. Mitverkauft wurden die Baufonds für die teilweise schon im Bau begriffenen Bahnen Seesen-Osterode und Braunschweig-Helmstedt, sowie für die zweiten Geleise der Strecken Wolfenbüttel-Holzminnen und Ferzheim-Börßum zu überhaupt 6 397 400 Talern.

Unter der Verwaltung der Braunschweigischen Eisenbahn-Gesellschaft wurden sodann ausgebaut und dem Betriebe übergeben die Bahnen:

1872 Braunschweig-Helmstedt . . . . .	38,81 km
1872 Seesen-Gittelde-Landesgrenze . . .	15,42 "
1872 die Verbindungsbahn von der Hannoverischen Linie zum Ostbahnhofe	2,71 "
1877 Neuetrug-Langelshelm . . . . .	9,87 "

1879 Salzderhelden-Einbeck . . . . .	4,21 km
1883 Langelsheim-Goslar . . . . .	6,33 "
1883 Langelsheim-Grauhof . . . . .	5,24 "

Nachdem gemäß den Staatsverträgen vom 27. Juni 1884 die Bahnen der Braunschweigischen Eisenbahn-Gesellschaft auf den Preussischen Staat übergegangen waren, ist das das Herzogtum Braunschweig berührende Bahnnetz seitens der Königlich Preussischen Staatsbahnverwaltung weiter ergänzt durch die Linien:

1888 Gleidingen-Hildesheim . . . . .	34,30 km
1894 Braunschweig-Gifhorn . . . . .	33,10 "
1894 Harzburg-Ilzenburg . . . . .	13,70 "
1895 Helmstedt-Debisfelde . . . . .	37,30 "
1902 Gandersheim = Wodenburg = Elze = Groß-Düingen . . . . .	54,70 "
1902 Schandellah-Debisfelde . . . . .	29,61 "

Für die Strecke Gleidingen = Landesgrenze war das Bahnplatum bereits von der Braunschweigischen Eisenbahn-Gesellschaft hergestellt. Für die übrigen vorbezeichneten Bahnen, mit Ausnahme von Braunschweig = Gifhorn, ist der Königlich Preussischen Staatsregierung von der Herzoglichen Regierung neben Barzuschüssen zu den Baukosten der erforderliche Grund und Boden frei zur Verfügung gestellt.

Die im diesseitigen Gebiete belegenen Strecken der Linien Gilsleben-Schöningen und Herzberg-Elrich zu je 7,0 km, sowie Ottbergen = Northeim zu rund 5 km befinden sich seit der Eisenbahnverstaatlichung ebenfalls in der Hand der Königlich Preussischen Staats = Eisenbahnverwaltung. Die Gesamtlänge der im diesseitigen Gebiete belegenen Preussischen Staats = Eisenbahnlinien beträgt sonach gegenwärtig 440,58 km und zwar 345,80 km Haupteisenbahnen und 94,78 km Nebeneisenbahnen.

An Privat-Eisenbahnen, welche dem öffentlichen Verkehre dienen, sind gebaut und in Betrieb genommen:

#### a. die Nebeneisenbahnen:

	Gesamt- länge:	davon in Braun- schweig:
1873 Halberstadt-Blankenburg 18,87 km	23,92 km	
1886 Blankenburg-Tanne . . 30,55 "		
1889 Braunschweig-Derne- burg=Seesen . . . . .	82,08 "	61,49 "
1892 Güntersberge-Hasselfelde 13,50 "		9,40 "
1899 Nordhausen-Wernigerode 79,25 km		2,20 km
1899 Walkenried-Braunlage- Tanne . . . . .	35,91 "	35,91 "
1899 Oschersleben-Schöningen 26,97 "		3,27 "
1900 Borwohle-Emmerthal . . 31,48 "		22,63 "
1902 Braunschweig N.=Glies- marode . . . . .	2,68 "	2,68 "
1902 Gliesmarode = Hühum = Schöningen = Mattierzoll 68,86 "		66,65 "
1902 Gliesmarode-Flechtorf- Landesgrenze . . . . .	14,54 "	14,54 "

#### b. die Kleinbahnen:

	Gesamt- länge:	davon in Braun- schweig:
1895 Borchum-Hornburg . . .	5,00 km	1,50 km
1898 Heudeber-Mattierzoll . .	20,90 "	6,59 "
1898 Osterode-Reienjen . . .	32,70 "	6,67 "
1901 Duingen-Delligjen . . .	11,40 "	9,20 "

#### c. die Straßenbahnen:

	Gesamt- länge:	davon in Braun- schweig:
1897 Braunschweig-Wolfen- büttel einschließ. Stra- ßenbahnen in der Stadt Braunschweig.	38,01 km	38,01 km

An Privatbahnen, welche nicht dem öffentlichen Verkehre dienen (Anschlußbahnen), aber mit eigenen Lokomotiven der angeschlossenen Werke betrieben werden, sind im Betriebe:

	Gesamt- länge:	davon in Braun- schweig:
1895 Anschlußgleis der Kohlen- grube Prinz Wilhelm bei Frellstedt . . . . .	0,60 km	0,60 km
1895 Anschlußgleis der Mathil- denhütte bei Harzburg . .	0,82 "	0,82 "
1897 Wendessen = Kalisalzberg = werk Hedwigsburg bei Reindorf . . . . .	2,38 "	2,38 "
1899 Anschlußgleis der Kohlen- grube Treite bei Offleben	1,08 "	1,08 "
1900 Königslutter-Kalisalzberg- werk Beienrode . . . . .	6,87 "	5,81 "
1902 Wittmar-Kalisalzbergwerk Offe . . . . .	1,58 "	1,58 "
1902 Anschlußgleis der Zuckerfa- brik Twülpstedt bei Groß- Twülpstedt . . . . .	1,29 "	1,29 "

In der Ausführung begriffen ist zur Zeit die 1,93 km lange normalspurige Hafenbahn in Holzminden, eine Nebenbahn von dem Staatsbahnhofe nach dem Weserkai daselbst.

Nachdem die diesseitigen Staatseisenbahnen verkauft waren, konnte, soweit nicht später die Königlich Preussische Staatsbahnverwaltung eintrat, der weitere Ausbau des Braunschweigischen Eisenbahnnetzes nur durch Konzessionserteilungen an Aktien-gesellschaften bewirkt werden, während staatsseitig durch Gewährung von Beihilfen zu den Baukosten dergleichen Privatunternehmungen tunlichst gefördert wurden.

Die unmittelbare Beaufsichtigung des Baues und Betriebes der Privatbahnen wurde durch Verordnung vom 31. Dezember 1870 dem Herzoglichen Eisenbahn-Kommissariate übertragen.

Über die Eigentumsverhältnisse, Gattungen und Spurweiten der im Herzogtum Braunschweig vorhandenen Eisenbahnen gibt die nachstehende Zusammenstellung nähern Aufschluß.



# Zusammenstellung

## der gegen Schluß des Jahres 1902 im Betriebe befindlichen Eisenbahnen des Herzogtums Braunschweig.

Bezeichnung der Eisenbahn	Länge		Normalspurige			Schmalspurige		
	in ganzen km	im Herzogtum Braunschweig km	Hauptbahnen km	Nebenbahnen km	Kleinbahnen km	Nebenbahnen 1,0 m Spur- weite km	Straßen- bahnen 1,10 m Spurweite km	Kleinbahnen 0,75 m Spurweite km
<b>A. Dem öffentlichen Verkehre dienende Eisenbahnen.</b>								
1. Königl. Preussische Staats-Eisenbahnen								
a. Bezirk der Königl. Eisenbahn-Direktion Cassel	—	141,32	126,82	14,50	—	—	—	—
b. " " " " " Hannover	—	41,66	41,66	—	—	—	—	—
c. " " " " " Magdeburg	—	257,60	177,32	80,28	—	—	—	—
2.* Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn-Gesellschaft	61,32	23,92	—	23,92	—	—	—	—
3.* Braunschweigische Landes-Eisenbahn-Gesellschaft	99,30	78,71	—	78,71	—	—	—	—
4. Verode-Harzgeroder Eisenbahn-Gesellschaft	43,50	9,40	—	—	—	9,40	—	—
5. Kleinbahn Börsum-Hornburg	5,—	1,50	—	—	1,50	—	—	—
6.* Straßen-Eisenbahn-Gesellschaft Braunschweig	38,01	38,01	—	—	—	—	38,01	—
7. Heudeber-Mattierzoller Kleinbahn-Aktien-Gesellschaft	20,85	6,59	—	—	6,59	—	—	—
8. Nordhaußen-Verdigeroder Eisenbahn-Gesellschaft	79,25	2,20	—	—	—	2,20	—	—
9. Kleinbahnen des Kreises Osterode a./H.	37,—	6,67	—	—	—	—	—	6,67
10.* Südharz-Eisenbahn-Gesellschaft	35,91	35,91	—	—	—	35,91	—	—
11. Döhrteleben-Schöninger Eisenbahn-Gesellschaft	26,97	3,27	—	3,27	—	—	—	—
12.* Dorwohle-Emmerthaler Eisenbahn-Gesellschaft	31,48	22,63	—	22,63	—	—	—	—
13. Kleinbahn Duingen-Delligsen	11,—	9,20	—	—	9,20	—	—	—
14.* Braunschweig-Schöninger Eisenbahn-Gesellschaft	68,86	66,65	—	66,65	—	—	—	—
Zusammen A		745,24	345,80	289,96	17,29	47,51	38,01	6,67
<b>B. Nicht dem öffentlichen Verkehre dienende Eisenbahnen.</b>								
1.* Braunschweigische Kohlenbergwerke zu Helmstedt	1,68	1,68	—	1,68	—	—	—	—
2.* Mathildenhütte bei Harzburg	0,82	0,82	—	0,82	—	—	—	—
3.* Gewerkschaft Kalisalzbergwerk Hedwigsburg	2,38	2,38	—	2,38	—	—	—	—
4. " " " " " Weidenrode b. Königs-								
" " " " " Lutter	6,87	5,81	—	5,81	—	—	—	—
5.* Gewerkschaft Kalisalzbergwerk Alße bei Wittmar	1,58	1,58	—	1,58	—	—	—	—
6.* Zuckerfabrik Twilpstedt	1,29	1,29	—	1,29	—	—	—	—
Zusammen B		13,56	—	13,56	—	—	—	—
Zusammen A u. B		758,80	345,80	303,52	17,29	47,51	38,01	6,67

### Bemerkungen:

- Zu 2. Am Schlusse des Jahres 1901 besaß die Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn-Gesellschaft 25,53 km Neben- und Anschlussgleise, die Zahl der Gleisanschlüsse belief sich auf 27.  
Einschließlich der am 1. September 1902 eröffneten Schuntertalbahn bis zur Landesgrenze.
- Zu 3. Die Braunschweigische Landes-Eisenbahn-Gesellschaft besaß am Schlusse des Jahres 1901 31,90 km Neben- gleise und eigene Anschlussgleise, die Zahl der Gleisanschlüsse belief sich auf 37.
- Zu 6. Straßenbahn Braunschweig-Wolfenbüttel und Straßenbahnen der Stadt Braunschweig.  
Die unter B aufgeführten Eisenbahnen werden mit eigenen Lokomotiven der angeschlossenen Werke betrieben.

Erläuternd sei zu derselben bemerkt, daß die mit einem \* bezeichneten Eisenbahn-Gesellschaften ihren Sitz im diesseitigen Staatsgebiet haben und daher die Ausübung des Obergewichtsrechts über dieselben auf Grund der bezüglichen Staatsverträge mit Preußen im allgemeinen der Herzoglichen Staatsregierung zusteht, von welcher insbesondere die Fahrpläne und Tarife festgesetzt und genehmigt werden. Kleinbahnen im Sinne des Preussischen Kleinbahngesetzes existieren im Herzogtum nicht. Fortsetzungen von für das Königreich Preußen als Kleinbahn zugelassenen Bahnanlagen werden durch die Konzession für das diesseitige Gebiet den, soweit erforderlich, mit Zustimmung des Reichseisenbahnamtes modifizierten Bestimmungen der Bahnordnung für die Nebeneisenbahnen Deutschlands unterworfen.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ergibt sich, daß im Herzogtume Braunschweig zur Zeit im Betriebe sind:

345,80 km	Haupteisenbahnen,
351,03 "	Nebeneisenbahnen,
38,01 "	Straßenbahnen und
23,96 "	Kleinbahnen,
insgesamt 758,80 km Eisenbahnen.	

Von diesen haben:

666,61 km	die normale Spurweite 1,435 m
92,19 "	" " schmale " und
zwar von letzteren	
38,01 km	solche von 1,10 m,
47,51 "	" " " 1,00 " und
6,67 "	" " " 0,75 ".

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 hatte Braunschweig bei einem Flächeninhalte von 3672,18 qkm 464 333 Einwohner; es entfallen demnach auf:

100 qkm Fläche	je 20,66 km	} Eisenbahnen.
je 10000 Einwohner	" 16,34 "	

Diese Zahlen werden nach der Statistik der Eisenbahnen Deutschlands für 1900 bezüglich der Grundfläche von keinem deutschen Staate erreicht und bezüglich der Einwohnerzahl nur von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz mit 18,50 und 23,96 übertroffen. Bemerkt werden mag noch, daß nach dem „Archiv für Eisenbahnwesen“ die Gesamtlänge der am Schlusse des Jahres 1900 betriebenen Bahnen im Königreich Sachsen 2909,12 km betragen hat, oder durchschnittlich auf je 100 qkm Fläche 19,40 km.

## Heraldische Untersuchungen in der Architektur der Stadt Braunschweig.

Von H. Meier und E. Kämpfe.

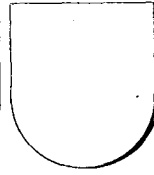
(Fortsetzung).

Nr. 1314. Hagenbrücke 5. Klempnermeister Meyerding.

Ehlers



Alfeld



An der Renaissance-tür der Kemenate im Hofe findet sich dieses Wappen des Bastian Ehlers. Das seiner Frau ist nicht mehr zu erkennen<sup>1)</sup>. Nach Ausweis des

1632

Copulations-Registers der St. Ulrich-Kirche von 1627 hieß sie Anna Alfelds. Sein 1628 geborener Sohn Johann führte nach Wecks Notizen über die Andreaskirche dasselbe Wappen.

Nr. 1317. Hagenbrücke 15. Vermaltes Holzhaus.

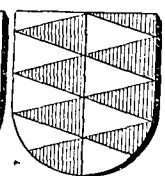
Broitzem



Barbecke



Guddeffem



1483

Das Grundstück gehörte der Familie v. Barbecke von 1428 bis 1555, Hans v. Barbecke d. Ä., Hinrichs Sohn, von 1463 bis 1484. Er war in erster Ehe mit Oherborg v. Broitzem, Tils Tochter, in zweiter mit Ilse v. Guddeffem, Konrads Tochter, vermählt. Die Wappen sind hinten am Vorderhause<sup>2)</sup>.

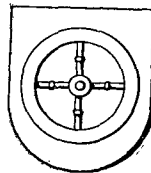
Nr. 1339 Stecherstraße 9.



1542

Der Besitzer des Hauses hieß 1529 Diderid Brunesman.

Nr. 1340. Stecherstraße 10.



1542

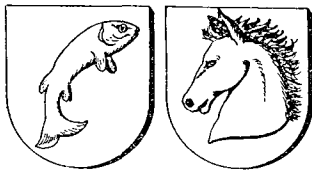
Der Besitzer dieses Hauses hieß 1535 Jürgen Pommer. Dem Zeichen nach dürfte er Rademacher gewesen sein. (Vergl. Nr. 1285). Die biblischen Darstellungen des Schnitzwerks stellen altes und neues Testament in Parallele: Opferung Isaaks und Kreuzigung, Jonas' Befreiung vom Walfisch und Christi Auferstehung.

<sup>1)</sup> Eine sehr gute Zeichnung von Brandes aus dem Jahre 1893 ist im städtischen Museum.

<sup>2)</sup> Gute Photographie im städtischen Museum.

Nr. 1368. Meinhardshof 11. In Verlängerung der Föddenstraße.

Storing



1543

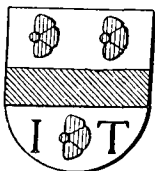
Stör, wie auch die Störe nach Beck's Aufzeichnungen einen silbernen Fische in Blau hatten. Der Name der Frau ist unbekannt. Die jetzige Vermalung ist wohl willkürlich.

Das Grundstück gehörte seit 1476 der Familie Storing. Dirck hinterließ es 1580 seinem Sohne Hinrick. Die Storinge hatten vermutlich als reden-

des Wappen einen

Nr. 1392. Küchenstraße 9. Brauwers Haus mit Pilsener Bierstube. (Br. Mag. 1897. S. 14.)

Twedorp

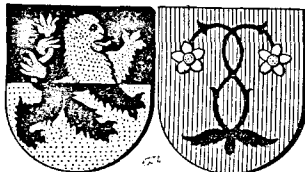


1594

Dieses Haus vom Jahre 1478 gehörte von 1552 bis 1605 der Familie v. Twedorp. Jürgen Twedorp, Ottos Sohn, geboren 1547, gestorben 1605, hat 1594 am Brandgiebel das Wappen der Familie mit seinen Initialen anbringen lassen.

Nr. 1394. Küchenstraße 11. Altes Holzhaus von 1470 bis 1480. (Br. Mag. 1900. S. 59.) Seitengebäude im Hofe von 1571.

Kalm Scheppensiede

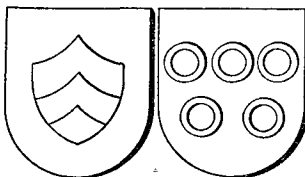


1571

Eurd Tochter, geboren 1536, gestorben 1613.

Die Erbauer dieses Hofgebäudes sind der Zehnmann Christoff v. Kalm, geboren 1533, gestorben 1592, und seine Ehefrau Mette v. Scheppensiede, des Bürgermeisters

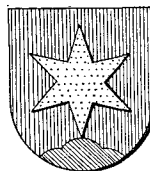
Nr. 1409. Hagenmarkt 20. Apotheke. (Br. Mag. 1897. S. 13.)



Die Wappen liegen sich bisher nicht bestimmen. Das Frauenwappen könnte der braunschweigischen Familie Gelsen angehören.

Das Grundstück hat jedenfalls bis 1544, wahrscheinlich länger der Familie v. Peine gehört. 1677 kaufte es der Apotheker Happe vom Doktor Vlie. Gerade für die Zeit, aus der vermutlich die Wappen stammen, kennt man den Besitzer nicht.

Nr. 1411. Wendenstraße 2. Haakesches Haus. Sternbarg Schrader



1491

Wappen befindet sich im Schwellbalken. Seine Witwe verkaufte 1507 das Haus an Hans Schrader, Bartolds Sohn. Dessen Familie hat es bis 1657 besessen. Wann das Schradersche Wappen über der Haustür angebracht ist, steht dahin<sup>1)</sup>.



Dieses alte Steinhaus mit gut erhaltener Kemenate ist vorn 1491 neu aufgebaut. Sein damaliger Besitzer hieß Hinrick Sternbarg. Sein

Nr. 1480. Wendenstraße 29. Neben der deutschen Eiche.

An der früher nach der Oker gerichteten Rückseite des Hinterhauses:

Kethen

Widdelen



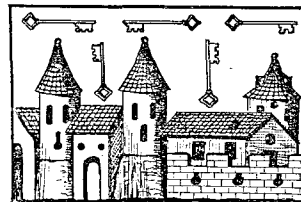
1611

1663 als Witwe.



Georg v. Kethen, Sohn des Andreas, geboren 1575, gestorben 1657, war mit Dorothea Widdelen, Tochter des Vincentius, vermählt. Letzte besaß das Grundstück noch

Nr. 1539 und 1540. Wilhelmstraße 28. Schlüsselburg.



1510

im Maule und ein Wappen mit dem Löwen angebracht, letztes anscheinend erst später. Eine Holztasche mit ähnlicher Darstellung, von diesem Hause herrührend, befindet sich im städtischen Museum.

Dieses Haus hat Hennig Wulff 1510 erbaut. Seitdem heißt es „Die Schlüsselburg“. Neben dem Namen gebenden Bildwerke ist noch ein Fuchs mit zwei Gänzen

Nr. 1586. Wendenstraße 50.

Im Jahre 1786 erwarb der Kaufmann Johann Gottlieb Hauswald, der jüngere Sohn des 1739 aus Torgau nach Braunschweig eingewanderten Knopfmachers Carl Gottfried Hauswald, dieses Haus und vereinigte es in den folgenden Jahren mit den beiden anstoßenden Nachbarhäusern. Das Vorderhaus war 1640, ein noch vorhandenes Hinterhaus dagegen 1524 erbaut worden. An letztem

<sup>1)</sup> Um 1600 führte ein Hans Schrader aus diesem Zweige der Familie in Rot einen weißen Löwen.

ganz rechts hinten auf dem Hofe befindet sich diese  
Jahrzahl und folgende Marke:



Im Jahre 1506 hatte das  
Grundstück Luden, 1552 An-  
dreas Rammann gehört.

Nr. 1600. Wendenstraße 62. Ehemals „Prinz  
Friedrich“ genannt.

Dommes



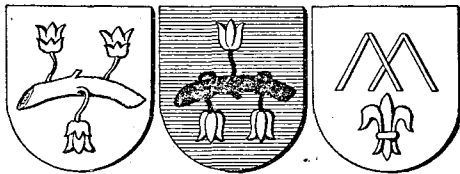
Dieses Wappen mit Namensbe-  
zeichnung befindet sich auf der  
Dehle in einen Stein gehauen.  
Ein zweiter Stein trägt eine In-  
schrift, die am Schlusse lautet:  
«1766 de novo aedificatum est. A.

D. G. Dommes, Guelferbitaneus,  
Centurio Brunsvicensis.» Der

Hauptmann im Garnison-Regiment Daniel Georg  
Dommes heiratete 1761 Frau Christina Marga-  
rethe Heitmann, Witwe Sehrt, die Besitzerin die-  
ses Hauses. Von ihm rührte offenbar auch das  
Schild her, welches an den Sieg des Prinzen Fried-  
rich bei Delfer im Jahre 1761 und die Befreiung  
der Stadt von den Franzosen erinnerte. Es ist lei-  
der von dem Hause fortgenommen, befindet sich aber  
im städtischen Museum.

Nr. 1618. Fallersleberstraße 7. Stadt Salz-  
wedel. Hofgebäude.

Moller



1535

1665?

1533

Das mittlere Wappen aus dem 17. Jahrhundert  
mit den Initialen H. M. befindet sich allein an dem  
Stallgebäude rechts. Es ist ohne Zweifel das Wap-  
pen des Hennig Moller, Sohnes des Simon, von  
dessen andern Sohne Arend ein gleiches Wappen  
auf einem Leichensteine der Katharinenkirche sich  
fand. Hennig Moller besaß das Haus 1665.

Die beiden andern Wappen befinden sich am  
Hinterhause von 1533. Rühren sie, wie es den An-  
schein hat, aus eben dieser Zeit her, so können sie  
nicht gut als Mollersche Wappen angesehen wer-  
den, obgleich sie Ähnlichkeit damit haben. (Das  
Frauenwappen — heraldisch links — ist nämlich  
ähnlich dem Wappen der Barbara Mollers im  
Glasfenster des Doringschen Beguinenhauses.) Be-  
sitzer des Grundstücks im Jahre 1553 war zweifel-  
los der Kämmerer Hans Lüders, der Annen Cordes  
zur Frau hatte.

Nr. 1619. Fallersleberstraße 8. Bierbaum-  
sches Haus. (Br. Mag. 1897. S. 13.)

Peine



1523

Von den Wappen an diesem Hause  
ist nur das über dem Torwege  
wiedergegeben. Dieses ist 1859  
durch Wiederaufrichtung aufge-  
fundener alter Malerei hergestellt  
worden, während alle übrigen  
1859 neu angefertigt worden sind.  
Gradezu falsch ist die Anbringung  
des Peineschen Wappens in Ver-  
bindung mit der Jahrzahl 1378 am Giebel in der  
Wilhelmstraße. Im Jahre 1523 war Meyne v.  
Peine, Meynes Sohn, Besitzer des Hauses, das  
nicht schon 1378, sondern erst seit 1424 im Besitze  
seiner Familie war. Sachgemäß ist die 1859 erfolgte  
Anbringung von Wappen der vier Familien, die  
von 1597 bis 1754 im Besitze gefolgt sind: Schul-  
enburg, Kethen, Roerhand, Bierbaum, wenn es  
auch nicht dem früheren Zustande entspricht; denn  
Bock hat noch im 18. Jahrhundert am Torwege  
das Bocktheimische<sup>1)</sup> Wappen gesehen und ein zweites  
mit Bär im Schilde. Ferner sah er über einer Stü-  
bentür das Wappen der Kethen und ein zweites  
mit Kleeblatt<sup>2)</sup>.

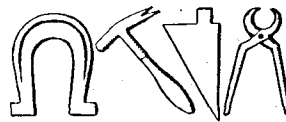
Nr. 1662. Neue Knochenhauerstraße 11. In-  
teressantes Holzhaus von 1543 mit Dehle.



1543

Nach zwei andere  
Zeichen, eins wie eine  
Flasche, eins wie ein  
Kleeblatt, sind ange-  
bracht. Nachrichten  
über dieses Haus feh-  
len leider ganz. Vgl.  
Hans Pfeifer, Holz-  
architektur Braunschweigs 1892.

Nr. 1684. Fallersleberstraße 27. Gegenüber  
dem Offizier-Kasino.



Die Inschrift lau-  
tet: „Balker Junge.

Anna Getels.“

Balker Junge be-  
saß das Haus noch

1665, augenscheinlich ein Hufschmied.

Das Haus stammt aus der Zeit um 1630.

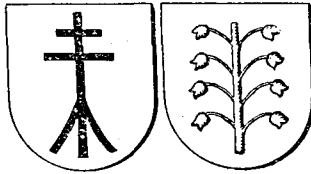
Nr. 1790 II. Schöppenstedterstraße 31. Ver-  
maltes Holzhaus von 1535 mit Einbau  
von 1644.

<sup>1)</sup> Jürgen v. d. Schulenburg hatte Lucie v. Bockheim  
zur Frau.

<sup>2)</sup> Bock hat auch notiert, daß noch im 18. Jahrhundert  
die Jahrzahl 1471 an dem Hause zu lesen war. Rati-  
onell bezog sie sich nur auf einen Umbau, denn einzelne  
Teile stammen aus romanischer Zeit, wohl aus dem 13.  
Jahrhundert.

Meißen

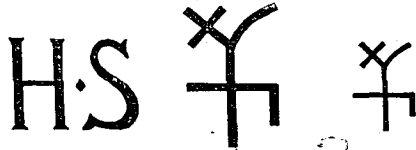
Molen



1644

Nr. 1820. Schöppenstedterstraße 1.

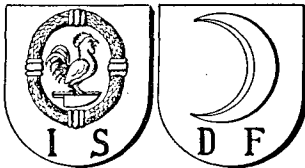
Die Inschrift lautet  
"Cord Meißen".  
Catharina Molen.  
1644." Dieses Ehe-  
paar ist 1629 kopu-  
liert. Die Witwe  
besaß das Haus noch  
1665, 1670 ihr  
Sohn Jacob Meise.



1576.

Die Deutung ist leider nicht möglich. 1552 hieß  
der Besitzer Hans Rosenhagen.

Nr. 1822. Schöppenstedterstraße 3. Jetzt  
Schwarzes Roß.



1576 hieß der Be-  
sitzer Jacob Smed.

1591

Nr. 1860. Fallersleberstraße 41. Steinhaus.  
Elers



1595

maligen Besitzerin (Götte) ersetzt worden.

Nr. 1871. Die St. Katharinen Kirche. (Vgl.  
Schiller, mittelalterliche Architektur Braun-  
schweigs S. 54.)

Roghelen



1450

Der Teil der Seitenschiffe von  
den ehemaligen Kreuzflügeln bis  
an die Chornische ist nach Schiller  
durch die Liberalität der Familie  
Roghelen erweitert worden.  
Wahrscheinlich rühren die Geld-  
spenden von Ludke Roghelen her,  
der 1446 im Hagen sein Testa-

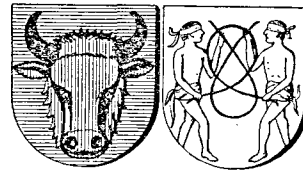
ment machte. Das Wappen befindet sich am östlich-  
sten Giebel der Nordseite.

Nr. 1892. Wilhelmstraße 95. Bürgerschule.  
(Br. Mag. 1897. S. 14.)

Es läßt sich nicht sicher behaupten, ist indessen  
sehr wahrscheinlich, daß der jetzt mit den Stadt-  
farben vermalte Löwe ursprünglich die Tinkturen  
der Kalm gehabt hat. Die Inschrift W. K. bezieht  
sich auf den Bürgermeister Werner Kalm, der der  
Bauherr gewesen ist. Von den Kalms kam das Haus  
1752 durch Erbschaft an die Damms, die es 1828  
an die Stadt verkauft haben.

Nr. 1960. Steinweg 8. Höfisches Haus.

Damman



Von der Familie  
Damman gab es  
zwei Zweige, der  
eine führte einen  
Ochsenkopf, der  
andere (vergl. Nr.  
2572) Kleeblätter  
im Wappen.

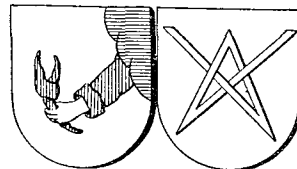
1533

Von 1531 bis 1555 finden wir dieses Grundstück  
im Besitze der Witwe des Tilo Damman und ihres  
Sohnes Wulff. Dasselbe Dammansche Wappen be-  
findet sich an der Sakristeikirche von 1572 in der  
Martinkirche, zu deren Vorstehern damals Hans  
Damman gehörte, der das Haus Nr. 84 auf der  
Gördelingerstraße besaß.

Nr. 1998. Wohlweg 47. Neben dem Grotrian-  
schen Geschäftshause.

Horney

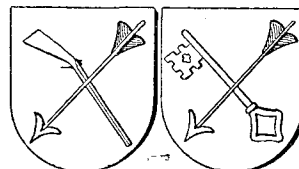
Warneken



1608

welches die Jahrzahl 1608 trägt, erbaut und mit  
obigem Wappen geschmückt worden sein. Seine Ehe-  
frau hieß Cath. Warneken.

Nr. 2091. Hagenscharrn 4. Altes Holzhaus.



Wohl das Haus  
eines Schlossers  
und Büchsen-  
machers. Der Er-  
bauer steht nicht  
fest. 1558 besaß  
Michael Heine-

mann das Grundstück, auf dem um 1570 der Neu-  
bau errichtet sein mag.

Nr. 2111. Hagenbrücke 12. Zinngießerhaus.  
Die Wiedergabe des hier angebrachten Wappens

<sup>1)</sup> Oheim des Professors Horneus in Helmstedt.

<sup>1)</sup> Beim Aufreißchen ist der Name entstellte: „Meilla.“

<sup>2)</sup> Der Wappenstein enthält die Inschrift 1595 H. E.

<sup>3)</sup> Beck glaubte das Wappen der Peine daran zu sehen,  
daß auch einen Adlerkopf hat.

erschien nicht möglich, weil nur der Oberteil sichtbar, der Unterteil aber durch eine Verkleidung verdeckt ist. Ähnliche Verhältnisse liegen vor bei den Häusern Nr. 645<sup>1)</sup>, 852, 907, 2675 und 2782. Die Befreiung der geschnittenen Schwellbalken von ihrer in früheren Zeiten ohne Kunstsinne angebrachten Hülle würde den betreffenden Hausbesitzern sehr zur Ehre gereichen. Auch an anderen Stellen<sup>2)</sup> ist vielleicht unter solchen Verkleidungen Bemerkenswertes verborgen. Besonders wünschenswert wäre eine derartige Untersuchung bei Nr. 1386, wo aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schwellbalken vom Jahre 1435, also der älteste der ganzen Stadt, mit höchst origineller Inschrift zu Tage treten würde. An alle Leser dieses Blattes ergeht in dieser Hinsicht ein Hilferuf!

Nr. 2249. Magnikirchstraße 6. Rike'sche Stiftung.

Rike



1588

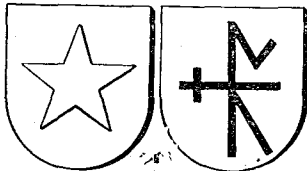
Anna Ruckers, Hennig Riken Witwe, mit ihren Kindern Hennig, Margarete und Ilse haben dieses Haus 1588 gestiftet, wie die Inschrift besagt. Die Stätte der Beginen (der Convent) war hier bereits 1401.

Nr. 2266 und 2267. Am Magnitore 10 u. 11.



Ein Haus aus der Zeit um 1590 mit der Inschrift „Sander Gar...“, die nicht zu erklären ist. Um 1600 hieß der Besitzer Hinrick Cordes.

Nr. 2342. Delischlägern 40. Bairischer Hof. Zute

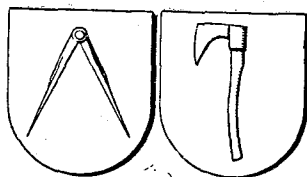


1530

Der Erbauer dieses Hauses ist wahrscheinlich Ludete Zute. Die Zuten führten ein Wappen: in weiß zwei goldene Sterne, dazwischen ein Balken mit der Inschrift:

V. D. M. I. A. [verbum domini manet in aeternum].

Nr. 2351. Ruhstraße 35. Eckhaus der Karrenführerstraße. (Br. Mag. 1900. S. 66.)



1484

Das 1484 von Hennig Bardenwerper erbaute Holzhaus ist im Jahre 1889 unter Benutzung der alten Holzteile in musterhafter Weise neu aufge-

baut worden. Eine Photographie des alten Hauses befindet sich im städtischen Museum. Aus dieser ist zu ersehen, daß die beiden Statuen, an deren Konsolen sich die beiden obigen Wappen befinden, zwar ebenfalls an der Ecke des Hauses, aber in anderer Art angebracht gewesen sind. Die Statue der heiligen Anna selbst, an deren Konsole das Wappen mit Art sitzt, befand sich am Erdgeschoß. Darüber im ersten Stockwerke war die Statue des heiligen Andreas mit dem Wappen, das einen Zirkel enthält. Jetzt ist letzte rechts, die der heiligen Anna links (heraldisch gerechnet) gestellt und beide befinden sich am zweiten Stockwerk. Wenngleich die Art eine Wappenfigur des Bardenwerperschen Wappens ist (vergl. Nr. 2619), so ist doch kaum anzunehmen, daß durch solche unvollständige Darstellung dieses Familienwappens hat ausgedrückt werden sollen.

Nr. 2362. Hinter der Magnikirche 3. Ehemaliges Predigerhaus.



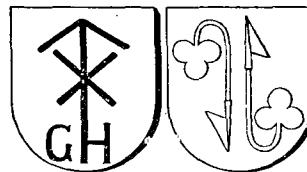
1491

Dieses 1491 erbaute Haus war wie alle hinter der Kirche einst Eigentum des Gotteshauses. 1700 war es Predigerhaus.

Nr. 2541. Ruhstraße 15. Vermaltes Holzhaus des Büchsenmachers Bruns. (Br. Mag. 1900. S. 66.)

Hille

Strußen



1643

Die Inschrift unter den Wappen lautet: „1643 Gorgius Hille. Catharina Strußen.“ Georg Hille, wahrscheinlich ein Bruder des Bürgermeisters Mar-

tin Hille in der Altenwik, führte nach Bedes Notizen über die Magnikirche ein Wappen: Gespalten von rot und silber. Zwei Blüten an braunem Stamm von silber und rot. Das hier dargestellte ist der Helmzier jenes Wappens ähnlich.

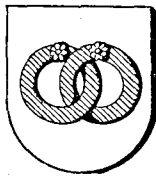
No. 2572. Auguststraße 33. Dannenbaumsches Haus.

<sup>1)</sup> Bei dem Hause 645, Gildenstraße 20, hat Dr. Schiller eine aus gekreuzten Pfeilen gebildete Hausmarke notiert. Vergl. Hans Pfeifer, Holzarchitektur Braunschweigs. Das Haus ist von 1488.

<sup>2)</sup> z. B. bei Nr. 630. Außerdem siehe am Schlusse dieser Aufzeichnungen.

Schorfop

Dammann



Das Haus ist von 1517, die Wappen, wenigstens das Schorfopsche, etwas jünger. Hinrich Dammann läßt sich als Besitzer von 1520 bis 1539 nachweisen. 1530

war seine Tochter die Ehefrau des Hans Schorfop. Im Schichtbuche ist das Dammansche Wappen mit nur einem Kleeblatte gezeichnet.

Nr. 2619. Schuhstraße 30. Restauration von Schmidt. Seitenhaus.

Schmalian



Die Initialen J. S. — M. B. lassen sich nur halb deuten. Zacharias Schmalian war der Besitzer von 1655 bis 1670. Der Name seiner Frau M. B. ist unbekannt. Viel-

leicht war sie eine Bardenwerper<sup>1)</sup>.

Nr. 2539. Hintern Brüdern 36. Messerschmiedehaus. Hofgebäude.



Hier war der Lessen Convent. Die Inschrift besagt, daß Tonnies Groven diese Wohnung hat bauen lassen. Dazu die Initialen T. G.

1583

Nr. 2782. Höhe 8. Haus im Winkel „zum Krebs.“

Sander



Nach Beck's Notizen aus dem 18. Jahrhundert befanden sich an diesem Hause von 1537 die Inschrift „Hans Sander“ und obige Wappen. Beides wird, von Schal-

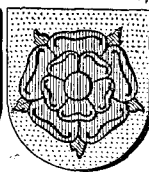
brettern verdeckt, noch vorhanden sein. Dasselbe Krebswappen fand sich auf dem Grabsteine Lucien Sanders in der Katharinenkirche. Die Entfernung der Verschalung ist dringend zu wünschen.

Stift St. Blasius 47. Burgplatz 2. „Welt-heimisches Haus.“

<sup>1)</sup> Die Bardenwerper hatten ein Wappen mit ähnlicher Hauptfigur, darüber eine Hand mit grünem Kranze. In rotem Felde gekreuzte Beile von natürlicher Farbe.

Beltheim

Salder



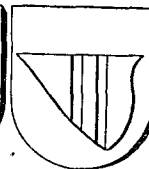
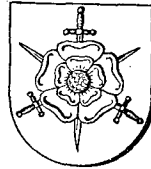
Nach v. Beltheim und Margarethe v. Salder erbauten dies Haus 1575.

1575

Stift St. Blasius 48. Burgplatz 2a. Huneborstelsches Haus“ (Br. Mag. 1897 S. 17 und 1899 S. 73 u. f. w.)

Huneborstel

Groven



Friedrich Huneborstel und Anna Groven erbauten dies Haus 1536 im Saale, wo es die Brandnummer 2672 und die Ordnungsnummer 5

1536

führte. 1901 ist es hierher verlegt worden. Bei dem Abbruche des Hauses fand man im Inneren über einer Tür dieselben beiden Wappen. Das Frauenwappen war hier etwas anders gestaltet. Es gleicht mehr einer Weilklinge. Dieses Wappen ist früher auf die Familie Algermissen gedeutet. Nun hat es allerdings eine Familie dieses Namens gegeben; aber sie kam nicht in Betracht kommen. Ein Remmerd Algermissen tritt 1497 als Besitzer des Hauses zu den sieben Türmen auf und testierte 1514. Von seinen Söhnen wurde der Name Algermissen nicht fortgeführt, sie nannten sich Ludeke und Rembertus Remmerdes. Jener war Bürgermeister der Altstadt, dieser 1524 Rektor der Universität Erfurt. In deren Matrifel ist dessen Wappen abgebildet und vom Herausgeber wie folgt, beschrieben: „In Blau eine schräge rechts gelegte silberne Flügel-schar, oben links, unten rechts von je einer roten Rose (Nelke) begleitet“<sup>1)</sup>. Daß Friedrich Huneborstels Frau zu dieser Familie gehört haben sollte, ist völlig ausgeschlossen. Die Jahrzahl 1536 befand sich ursprünglich nicht am Hause, ist indessen quellenmäßig genügend verbürgt.

Kloster St. Megidien 2. Megidienmarkt 13. Ehlers'sches Haus.



Beck war bereits um 1760 nicht mehr im Stande, diese Wappen zu deuten. Das rechte würde, wenn der Balken fehlte, dem der Ja-

<sup>1)</sup> Diese Beschreibung paßt auf das Wappen der Anna Remmerdes, die eine Enkelin des Bürgermeisters Ludeke Remmerdes gewesen ist. Es fand sich in den sieben Türmen und befindet sich jetzt im städtischen Museum. (Vergl. die Fortsetzung.)

milie v. Schwichelt ähnlich sein; jedoch liegt keinerlei Vermutung vor, daß ein Mitglied dieser bekannten Adelsfamilie hier Wohnung gehabt haben könnte. Die fremden Familien Zerbst, Eistenfeld, Eshpuch, Schröder und Lopotow kommen ebenfalls wohl kaum in Betracht. Das linke Wappen hat einige Ähnlichkeit mit dem des bremischen Bürgermeisters Johannes Essig, der 1561 nach Braunschweig kam. (Vergl. Rehtmeyer, Kirchengeschichte III, 245 und Brückmann, Ep. Itinerar LIII. Tab. III), ferner mit Reichmeister, Wrede, Kranz und Schaepe. Das Haus war Eigentum des Klosters und ist erst 1844 von der Herzoglichen Kammer an den Zeichenlehrer Ehlers verkauft worden. 1736 war es die Wohnung des Klosterverwalters. Das Portal, an dem die Wappen angebracht worden sind, dürfte aus der Zeit um 1590 herrühren.

### Die Vorbereitungen zur Überrumpelung der Stadt Braunschweig seitens des Herzogs Heinrich Julius im J. 1605.

Im Jahrgange 1902 des Braunschweigischen Magazins Nr. 2 und 3 hat Oberstleutnant Meier eine sehr anschauliche Schilderung des Überfalls gegeben, welchen Herzog Heinrich Julius am 16. und 17. Oktober 1605 gegen die Stadt Braunschweig ins Werk setzte. Derselbe war wohl überlegt, und es würde interessant sein, etwas über die Vorbereitungen zu erfahren, die dieser Unternehmung vorausgingen. Wir sind in der glücklichen Lage aus einer vollständig zuverlässigen Quelle schöpfen zu können, die wir in den Aufzeichnungen des Hildesheimer Bürgermeisters Joachim Brandes des Jüngeren besitzen<sup>1)</sup>. Derselbe erzählt vom September 1605:

Herzog Heinrich Julius ordnete durch sein ganzes Land eine Musterung an. In den kleinen Städten und Dörfern wurden die Bauern gedrillt, wozu sonderliche Drillmeister bestellt waren, und viele Fahnen von mancherlei Farben wurden hergerichtet.

Sie wurden zum 20. September auf die Ruther Masch im Gerichte Colbdingen zusammen berufen und zogen vor und nach diesem Tage um und bei Hildesheim vorüber nach dem befohlenen Orte. Der Herzog und seine Familie nebst den jungen Herren waren zugegen und besahen das Kriegsvolk von Reitern und Knechten. Aus den kleinen Städten und dem ganzen Lande war viel Proviant herbeigeschafft worden, so daß daraus ein gräuliches Gefäufte sich entwickelte.

<sup>1)</sup> Dieses Diarium erscheint demnächst gewissermaßen als Fortsetzung und Schluß der Häufelmannschen Herausgabe des Diariums Henning Brandis' des Ältern bei Gebrüder Gerstenberg in Hildesheim. Es umfaßt — ergänzt aus den Annalen des Tilo Brandis — die Zeit von 1528—1609.

Die von Göttingen hatten eine Fahne Bürger und die von Northheim ebenfalls eine gestellt. Diese lagen auf dem Heimwege hier in der Stadt [Hildesheim]. Die von Hannover und Einbeck hatten je 200 Bürger mit ihrer Wehr auf die Ruther Masch schicken müssen, was sehr zu beklagen ist. Und nachdem sich das Volk unter einander getummelt, Schlachordnung gemacht und viel Pulver verknallt hatte, ließ der Herzog das Volk fahnenweise in ihrer Ordnung wieder auseinander und nach Hause ziehen.

Worauf diese Drillerei und Musterung zielte, nahm man bald darauf am 16. Oktober zu Braunschweig wahr. M. Buhlers.

### Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

18. Sitzung am 12. Januar 1903 zu Wolfenbüttel.

Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einem Hinweise auf die Verluste, die die Wende des neuen Jahres dem Vereine und den geschichtlichen Bestrebungen unseres Landes gebracht habe: am 20. Dezember 1902 sei Oberlandesgerichtsrat a. D. Franz Häberlin gestorben, der Sproß einer alten Helmstedter Gelehrtenfamilie, der, selbst ein Helmstedter Kind, der Geschichte dieser Universität stets die größte Teilnahme geschenkt und eine kurze Darstellung derselben veröffentlicht habe, ein treuer Freund des Geschichtsvereins, in dem er lange Jahre das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden versehen habe<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Franz Victor Julius Häberlin, Sohn des damaligen Oberförsters Franz Häberlin († als Forstmeister 8. Mai 1871) und Enkel des berühmten Staatsrechtslehrers und Historikers Karl Friedrich Häberlin († 16. Aug. 1808), wurde am 27. Januar 1827 zu Helmstedt geboren, besuchte hier das Gymnasium, studierte von Ostern 1847 bis Michaelis 1848 in Göttingen, darauf bis Ostern 1850 in Berlin Rechtswissenschaft, bestand Mai 1851 die erste, März 1855 die zweite juristische Prüfung, war 1855—58 Advokat in Helmstedt, wurde 1. Juli 1861 als Assessor am Amtsgerichte zu Lutter a. B. angestellt, 1. Mai 1872 zum Kreisrichter in Helmstedt befördert, 1. Oktober 1879 als Landgerichtsrat nach Braunschweig versetzt, hier aber schon 1. Januar 1880 zum Oberlandesgerichtsrat ernannt. Am 1. Januar 1900 trat er in den Ruhestand. Am 20. Dezember 1902 machte ein Herzschlag seinem Leben ein plötzliches Ende. Er war seit 12. September 1861 mit Charlotte Cruse, einer Tochter des Kreisdirectors Cruse in Helmstedt, verheiratet; aus der Ehe lebt eine Tochter, Anna, die Gemahlin des Amtsrichters Ernst Pricelius in Hasselfelde. — Häberlin gehörte zu den Begründern des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins (1886) und führte von da bis zum Jahre 1901 in ihm den Vorsitz. Seit 1887 war er stellvertretender Vorsitzender im Ortsvereine für Geschichte und Altertumsf. zu Braunschweig und Wolfenbüttel; er nahm auch an dessen Umwandlung in den Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig noch regen Anteil, lehnte aber 1902 eine Wiederwahl in den Vorstand ab. Er verfaßte zum Gedächtnis der vor 300 Jahren begründeten Universität in Helmstedt eine „Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt (Helmstedt 1876), die zuerst im Montags-Beiblatt der Magdeburger Zeitung (Nr. 32—39) erschien. In diesem veröffentlichte er auch 1877 (Nr. 6—15): „Aus dem Leben C. Fr. Häberlins.“



Am 4. Januar 1903 sei sodann Major a. D. Hermann Wegener verschieden, der seit dem Tode Karl Schillers (1874) dem städtischen Museum in Braunschweig ein treuer selbstloser Hüter und Mehrer und allen Besuchern und Benutzern der Anstalt ein liebenswürdiger Helfer gewesen sei<sup>1)</sup>. Die Versammlung erhob sich zu Ehren der beiden Verstorbenen von ihren Sitzen.

Ferner machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß von den Vorständen des Architekten- und Ingenieurvereins, des Geschichtsvereins und des Naturwissenschaftlichen Vereins f. d. Herzogt. Br. in den Ausschuß für Denkmalpflege folgende Herren gewählt worden sind: Professor Dr. Andree, Geh. Hofrat Prof. Dr. W. Blasius, Apotheker Bohlmann, Reg.- u. Baurat Brindmann, Museumsdirektor Dr. Fuhse, Kammerat Grundner, Professor Lübke, Museumsdirektor Prof. Dr. P. J. Meier, Oberstleutnant Meier, Reg.- und Baurat Pfeifer, Dr. phil. Steinacker, Prof. Dr. Stolley, Stadtbaurat Winter, sämtlich in Braunschweig, und Archivrat Dr. P. Zimmermann in Wolfenbüttel. Sodann ist Forstrat Nehring in Bad Harzburg durch Zutwahl Mitglied des Ausschusses geworden. Der Vorsitz in ihm ist dem Baurat Brindmann, dessen Stellvertretung dem Archivrat Zimmermann übertragen; Schriftführer wurde Museumsdirektor P. J. Meier, dessen Stellvertreter Dr. Steinacker.

Forstrat Nehring hielt über die Ausgrabungen auf dem Burgberge bei Harzburg einen Vortrag, welcher demnächst hoffentlich zum Abdrucke gelangen wird. Der Vorsitzende teilte mit, daß auch der Harzverein der Ausgrabung große Teilnahme entgegenbringe und daß der Ausschuß für Denkmalpflege sich in nächster Zeit damit beschäftigen müsse. An den durch Pläne und eine plastische Darstellung erläuterten Vortrag des Forstrats Nehring schloß sich noch eine längere Debatte, an der sich außer dem Vorsitzenden Kreisbauinspektor Fricke beteiligte.

19. Sitzung am 26. Januar 1903 zu Braunschweig.

Oberlehrer Hasselbrauk hielt seinen angekündigten Vortrag über das Volksleben Braunschweigs vor dem 30jährigen Kriege. Der Vortragende erörterte nach einander das Verhältnis zwischen dem Rate und den Hauptleuten und Gildemeistern, den Umfang der Verbrechen, den Aberglauben und das Wirtshausleben. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Demnächst berichtete Dr. Steinacker über ein gelegentlich eines Umbaues zum Vorschein gekommenes kunstgeschichtlich interessantes Haus zu Helmstedt. Das Haus sei am Marktplatz gelegen und sei Eigentum des Möbelfabrikanten Rohr. Als unter dem Verputze des Fachwerks Schnitzereien gefunden wurden, sei er im Auftrage des Museumsdirektors P. J.

Meier sogleich nach Helmstedt gefahren. In Folge dieser Besichtigung begaben sich am 22. Januar einige Mitglieder des Ausschusses für Denkmalpflege, (Archivrat Dr. Zimmermann, Baurat Pfeifer, Professor Lübke und Dr. Steinacker) nach Helmstedt und unterzogen, unterstützt von dem Besitzer und dem Herrn Bürgermeister Schönnemann und Stadtbaurat Schellenberg, das Haus einer eingehenden Untersuchung, wonach sich ergab, daß es in der Tat wert sei, erhalten und wieder in Stand gesetzt zu werden. Professor Lübke hat sich gern bereit erklärt, Herrn Rohr, soweit es nötig ist, mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, und wir müssen dem Besitzer dankbar sein für sein Entgegenkommen gegenüber diesen Anregungen. Trotzdem der Fuß erst zum kleineren Teile entfernt ist, läßt sich doch schon alles Eigentümliche der Konstruktion und Dekoration erkennen. Untergeschoß und Zwischenstock sind allerdings längst zerstört durch die Vorlage einer neuen Wand an der Straßenseite, so daß bisher die Vortragung des ersten Oberstockes nicht mehr in die Erscheinung trat, während der zweite Oberstock in alter Weise ausläd, freilich ohne die Anaggen, die auch naturgemäß jetzt unten fehlen, aber leicht nach Helmstedter Muster ergänzt werden können. Überhaupt weicht die Behandlung der Schwellen und Füllbölder mit Bibelspruch und Schiffskehlen nicht von den in Helmstedt üblichen Motiven ab; selbst von den Brüstungsplatten des ersten Oberstockes kann man dies sagen, von denen jede ein Wappen trägt, zuerst links das des Herzogs Heinrich des Jüngeren mit der Kette des goldenen Bliesses, ein gleiches ohne diese, darauf einige zerstörte, und dann eine Anzahl, die sich auf die Stadt und ihre Patrizier zu beziehen scheinen. Herr Archivrat Zimmermann teilt eines einer Familie Kramer zu, andere kehren am Beguinenhause wieder, auch in ähnlicher Anordnung unter den Fenstern. Am zweiten Oberstock scheinen die Brüstungsflächen im Wechsel mit Platten oder Mauerwerk ausgefüllt zu sein. Die erste sichtbare Platte links trägt wieder ein am Beguinenhause vorkommendes Wappen — Löwen hinter Gitter — die beiden folgenden eine liegende allegorische Frauengestalt, ganz nach Hilbesheimer Muster. Die Ständer zeigen Ornament der Frührenaissance, am ersten Oberstock allegorische Einzelgestalten. Sichtbar sind bisher nur die äußersten, links Fides, rechts Castitas. Die Schnitzerei ist sehr flach, besonders an den Ständern, und gleich interessant durch das Gegenständliche wie durch die Formen. In Folge der Herzoglichen Wappen möchte man an eine direkte Beziehung zur Herzoglichen Familie glauben. Das Haus gilt als Hoflager des Herzogs Julius (1568 — 1589). Da indessen das Wappen seines Vaters an erster Stelle steht, möchte man es in nahe Beziehung zu diesem bringen, womöglich noch in seine Regierungszeit setzen. Der Schmuck läßt weiteren

<sup>1)</sup> Über Wegener hoffen wir bald an anderer Stelle Näheres bringen zu können.

Spielraum. Frührenaissancemotive kommen gelegentlich bis ins Ende des Jahrhunderts vor — dann allerdings meist gemischt mit Rollwerk, das hier noch gar nicht auftritt. Auch der Aufbau ist schon weichlich. Das verwandteste Haus in Helmstedt, das Beguinenhaus, ist 1580 datiert. Rohrs Haus darf man doch wohl ohne Bedenken ca. 10 Jahre früher, um das Jahr 1570, ansetzen<sup>1)</sup>.

## Bücherschau.

**W. Pfmanns** Geschichte des Mittelalters von 375—1517. Zur Förderung des Quellenstudiums ... 3. neu bearbeitete Auflage hg. von L. Biereck. 3. Abteilung. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz u. Italien von R. Fischer, R. Scheppig und L. Biereck. 1. Bief. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1902. XX. u. 635 S. 8°. 12 M.

Eine kurze Anzeige des Buches an dieser Stelle erscheint deshalb gerechtfertigt, weil durch L. Biereck und seine Mitarbeiter das seiner Zeit verdienstliche Werk eines Mannes der Mitwelt weiter nutzbar gemacht werden soll, dessen Leben mit der Geschichte und der inneren Entwicklung der Stadt und des Herzogtums Braunschweig aufs engste verknüpft ist. Wie W. Pfmann in bewegter Zeit an dem politischen Leben einen regen und hochverdienstlichen Anteil genommen hat, so hat er auch als Lehrer der Geschichte und der deutschen Literatur am Braunschweiger Martineum und dem Collegium Carolinum während einer langen Reihe von Jahren durch seine von wahrhaft geschichtlichem Geiste und warmer Vaterlandsliebe getragenen Lehrvorträge auf die heranwachsenden Generationen segensreich und nachhaltig eingewirkt. Aus der gründlichen wissenschaftlichen Vorbereitung für jenen Unterricht ist W. Pfmanns Handbuch der allgemeinen Geschichte hervorgegangen, von welcher der I. Teil (Geschichte des Altertums) 1853, der IV. Teil (das Revolutionszeitalter) 1855, der III. Teil, das Mittelalter umfassend, dessen Studium sich Pfmann unter dem Einflusse der sich damals immer reicher erschließenden Quellen mit besonderer Vorliebe widmete, in 4 Abteilungen in den Jahren 1857—62 erschienen ist. Da die Arbeitskraft des oft kränklichen Verfassers durch die notwendig gewordenen Auflagen seines „Abrisses“ und durch seine amtliche Tätigkeit voll in Anspruch genommen war, so unterblieb die Vollenbung des Werkes. Nachdem zunächst C. Meyer die Neubearbeitung der Geschichte des Mittelalters übernommen und die I. und II. Abteilung in 2. Auflage besorgt hatte, hat jetzt L. Biereck, der

schon für die 2. Auflage der III. Abteilung die Zeit von 1314—1410 bearbeitet hatte, die weitere Herausgabe der Geschichte des Mittelalters übernommen. Bis jetzt liegt die erste Lieferung der III. Abteilung vor, die die Geschichte Deutschlands von 1273—1517 umfaßt: L. Biereck hat die Zeit von 1273—1437, R. Fischer die 1437—1517 bearbeitet. Das baldige Erscheinen der 2. Lieferung (Geschichte der Schweiz und Italien von R. Scheppig) wird in Aussicht gestellt.

Wie meist bei Bearbeitungen umfassender älterer Geschichtswerke, hat sich auch hier eine Teilung der Arbeit als notwendig erwiesen, die die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Ganzen gefährdet; auch ist trotz aller Pietät ein im ganzen neues Buch entstanden, das, abgesehen von der Gliederung im allgemeinen, fast nur durch die Einleitung der Leser auf die Quellen und die Literatur an das Pfmannsche Handbuch erinnert. Da ein Handbuch der Geschichte des Mittelalters mit diesen Hinweisen bis jetzt fehlt, so ist das Unternehmen verdienstlich. Die vorliegende Lieferung berechtigt den Wunsch auszusprechen, daß es dem Herausgeber gelingen möge, die umfassende und mühevolle Aufgabe in absehbarer Zeit zu Ende zu führen. Die Arbeit zeugt, soweit es sich auf Grund einiger Stichproben feststellen ließ, von Sorgfalt und Genauigkeit. Die Heranziehung der Spezialliteratur scheint allerdings nicht gleichmäßig zu sein. Daß der Kulturgeschichte ein breiterer Raum als früher gewährt wird, ist nur zu billigen. Unserer Meinung nach hätte sie eine noch stärkere Berücksichtigung erfahren können.

F. B.

**Kunstchronik** (N. F. XIV Jahrg. Nr. 11 Sp. 169 ff.). Karl Steinacker, Ausstellung von Fürstenberger Porzellan aus Privatbesitz im Herzogl. Museum zu Br.

**Beilage zur Allgem. Zeitung** (Nr. 15 vom 20. Jan. 1903), A. A. W. Subrecht (Utrecht), Emil Selenka 27. Febr. 1842—20. Jan. 1902.

## Berichtigung.

Im vorigen Jahrgange ist S. 109 ein Irrtum untergelaufen, auf den uns Herr Major Buhlers in Hildesheim freundlichst aufmerksam gemacht hat. Es sind hier „Tartuffeln“ und „gemeine Erd-Äpfel“ als Spielarten der Kartoffeln betrachtet. Aber in Wahrheit bedeutet nur die erste Bezeichnung unsere heutige Kartoffel, während unter Erdäpfeln eine Sonnenblumenart zu verstehen ist, die aus Brasilien stammt, höchst genüßsam ist und von den Botanikern *Helianthus tuberosus*, sonst auch Tobinambur genannt wird. Darauf deutet auch der Name *Flos solis*. Noch heute baut man die Pflanze, verwendet aber die meist birnenförmigen Knollen lediglich zu Viehfutter.

<sup>1)</sup> Inzwischen ist an dem Hause die Jahreszahl 1567 gefunden.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr. Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

März.

Nr. 3.

[Nachdruck verboten.]

## Heroldische Untersuchungen in der Architektur der Stadt Braunschweig.

Von H. Meier und C. Kämpfe.  
(Schluß).

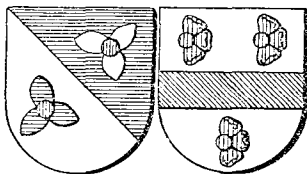
### II. Wappen etc., welche ehemals an Häusern vor- handen waren.

Nr. 15. Gördelingerstraße 8. Vollmann'sches  
Haus. (Br. Mag. 1897. S. 19).  
Niding



Seit 1454 besaß dieses Grund-  
stück die Familie Niding fast zwei-  
hundert Jahre lang. An einem  
nicht mehr vorhandenen Gebäude  
befand sich deren Wappen.

Nr. 82. Gördelingerstraße 42. Sächsischer  
Hof. (Br. Mag. 1897. S. 19).  
Udenstede Zweborp



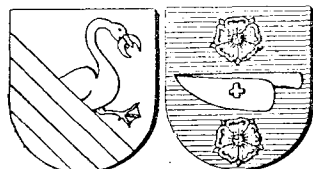
Die Familie v.  
Udenstede besaß das  
Haus von 1572 bis  
1768, und zwar  
haben Heinrich v.  
Udenstede, Curds  
Sohn, geboren 1540,  
und seine Ehefrau  
Margarete v. Zwe-

1572

dorp, Ottos Tochter, geboren 1550, im Jahre 1572  
einen Neubau vorgenommen, der die nicht mehr vor-  
handenen Wappen zeigte.

Nr. 93. Altstadtmarkt 11. Haus zu den sie-  
ben Türmen. (Br. Mag. 1897. S. 20).

Mittelstraß Remmerdes



Dieser bei einem  
Bau 1880 gefun-  
dene Stein befindet  
sich jetzt im städti-  
schen Museum unter  
Nr. C. c. d. 5. Der  
aus Berlin einge-  
wanderte spätere

Kämmerer Johann Mittelstraß heiratete 1605 Anna  
Remmerdes, Curds Tochter, und wurde durch sie  
Besitzer des Hauses zu den sieben Türmen<sup>1)</sup>.

Nr. 105. Schützenstraße 2.

An dieser Stelle stand bis 1879 ein Gebäude von  
1490, das im 18. und 19. Jahrhundert der Familie  
Giebel gehörte und daher das Giebelsche Haus hieß.



1490

Der Erbauer des Hauses ist un-  
bekannt. 1477 besaß wahrschein-  
lich Hinrich Bischer das Grundstück.  
Die Schwellbalken werden unter  
Nr. C. c. c. 24, ebenso Abbildungen  
des Hauses im städtischen Museum  
aufbewahrt. Ebenfalls ein Überrest  
dieses Hauses ist der daselbst unter  
C. c. b. 33 befindliche runde steinerne Turm. Er  
war in die südliche Brandmauer eingemauert ge-  
wesen. Da das Grundstück rückwärts an die Sieben-  
türme grenzt, so ist es wohl möglich, daß der Besitzer  
desselben 1374 einen Turm des zerstörten Nachbar-  
hauses als Andenken und Wahrzeichen in seinen Gie-  
bel hat einfügen lassen, denn der Brandgiebel des  
Holzhauses kann sehr wohl hundert und etliche Jahre  
älter als dieses selbst gewesen sein.

Nr. 191. Kohlmarkt 2. Das Haus zum gol-  
denen Stern. (Br. Anzeigen 1893. Nr. 286).

Widdede Tegetmeier



1584

Das im Jahre 1894  
leider abgebrochene  
malerische Holzhaus  
war 1584 von dem  
späteren Ratskäm-  
merer und Bürger-  
meister Simon Widdede erbaut worden.  
Seine Gattin war die  
Tochter Hansen Tegetmeiers d. E., wie aus dessen  
1587 errichtetem Testamente hervorgeht. Die Wap-  
pen hat nur Beck überliefert<sup>2)</sup>. Sie waren zuletzt

<sup>1)</sup> Vergl. Stift St. Blasii. Nr. 48. Das Huneborstelsche  
Haus.

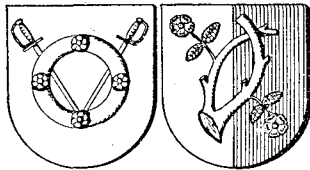
<sup>2)</sup> Ob er recht gehabt hat, ein Löwenwappen zu ver-  
muten, ist nicht zweifellos.

stark beschädigt, so daß sie bereits 1888 der Baufekretär Brandes nicht mehr erkennen konnte. Sie befanden sich an dem rundbogigen Toreingange in Stein gehauen. Das Tegetmeiersche Wappen findet sich gemalt auf der Hochzeitsschüssel Nr. 126 des Herzoglichen Museums rechts an vornehmster Stelle, wo es sich auf Jochim Tegetmeier bezieht, der 1585 Margarethe v. Broitzem, die Tochter Autors und der Margarethe Reinerdes, geheiratet hat. Im Schichtbuche ist es ohne Namen gezeichnet.

Nr. 213. Damm 12. Früher neben der Münze. (Vergl. Pfeifer, Holzarchitektur).

Moller

Hillen



1651

unter Nr. C. c. c. 46 und 47. Everdt Moller besaß das Haus noch 1660, seine Witwe, die Tochter des Bürgermeisters in der Altenwil Martin Hille, noch 1669. Beide Wappen sind in Beck's Notizen über die Kirchen abgebildet, erstes bei St. Ulrich, letztes bei St. Magni. (Vergl. Nr. 2511).

Nr. 449. An der Martinikirche 8. Landschaftliches Haus. Am Eiermarkte. (Br. Mag. 1897. S. 29).

Broitzem

Damm



1535

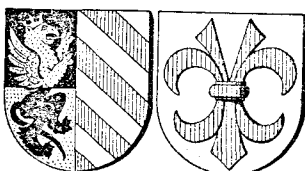
Das Grundstück gehörte einem Zweige der Familie v. Broitzem, der dieses besondere Wappen<sup>1)</sup> führte, von 1441 bis 1653, von 1517 bis 1573 Ludewig v. Broitzem. Seine Eltern waren Cord und Ilse Breier. Er hatte zur Frau Ilse v. Damm, Tochter des Bertram und der Margarethe v. Gudehem. Diese ältere in der Altstadt verbliebene Linie ist 1653 ausgestorben. Die Broitzem in der Neustadt führten ein Lilienkreuz im Wappen.

Nr. 450. Eiermarkt 7. Kombiniertes Konvent. (Br. Mag. 1897. S. 29).

Vorn:

Pralle

Leine



1576

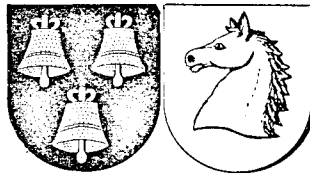
1484

Die von der Leine besaßen das Grundstück von 1481 bis 1576, der Bürgermeister Autor Pralle, der Margarethe, die Tochter Tils v. d. Leine, zur Frau hatte, bis 1620.

Sinten:

Kloke

Ram



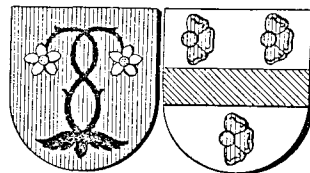
1622

Der Kanzler und Syndikus Dr Caspar Kloke, Sohn des Johann und der Dorothea v. Grest, geboren 1583 (nicht in Braunschweig), hatte Elisabeth Ram zur Frau. Außer diesen zwei Wappen hatte er nach Beck noch zwei anbringen lassen, von denen das seiner Mutter (Grest), das auch auf seinem Leichensteine an der Martinikirche angebracht ist, (in Silber rotes Kleeblatt) sicher verbürgt erscheint. Anzuzweifeln ist die Angabe Beck's, es habe sich hier das Wappen der Schnellenberg befunden, ebenso, daß rechts neben Leine Hornburg vertreten gewesen sei.

Nr. 452. Eiermarkt 3 und 4. Jetzt zwei Häuser. (Br. Mag. 1897. S. 38).

Aus dem Mittelalter:

Scheppensteede Tweedorp

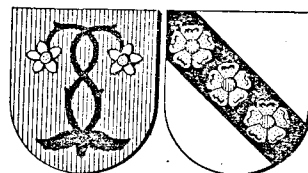


1465

Cord v. Scheppensteede, Hanses Sohn, erwarb das Grundstück 1465 und erbaute in demselben Jahre das 1764 abgebrochene große Haus. Seine Frau war Ilse v. Tweedorp, Hinricks Tochter, die noch 1497 als Wittive das Haus besaß.

Aus neuerer Zeit:

Scheppensteede Bechelde



1583

1583 war der Bürgermeister Curd v. Scheppensteede, der Maria v. Bechelde zur Frau hatte, Besitzer.

Damm

Nchtermann



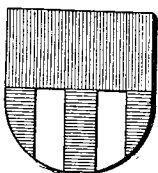
1627

Der Bürgermeister Ilse v. Damm heiratete 1627 Hans v. Scheppensteedes Wittive, Margarethe Nchtermann.

Nr. 453. Eiermarkt 5. Kreisdirection. (Br. Mag. 1897. S. 38).

<sup>1)</sup> Im Schichtbuche „Brofelde“ bezeichnet.

## Breier



1572

Nr. 465. Bankplatz 2 und 3. Neben der früheren Martinischule. Früher Löffbedesches Haus. (Br. Mag. 1897. S. 39).  
Lafferde



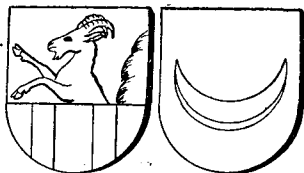
1557

Nr. 538. Gildenstraße 80. Älteres Steinhauß. Neben Rahlert.  
Lafferde



1571

Nr. 603. Gildenstraße 8. Kenedesches Haus. Neben Stadt Seesen.  
Haverland



1511

Dieses Grundstück, wie auch das daneben liegende (Nr. 604), ist alten agrarischen Ursprungs. Eins von beiden ist das Alodium Tieses und Heynes von Blesfede apud sanctum Michaellem gewesen, das bereits 1305 erwähnt wird. 1392 wurde es 'de Stenhof' genannt; es gehörte 1407 den v. Wendessen, 1485 den v. Swulber und kam 1497 an Hinrik Haverland. Dieser hat 1511 das jetzige Haus erbaut und mit den beiden Wappen schmücken lassen, wie uns durch die Aufzeichnungen des Kupferstechers Beck aus der Zeit um 1760 verbürgt wird. Das Wappen rechter Hand (Heraldisch gerechnet) war sicher das der Haverland, wie es ebendieser Beck auf Leichensteinen der Michaelis- und Magnifikirche vorgefunden und skizziert hat. Seitdem ist die alte Haustür, über der die Wappen angebracht gewesen sind, um 1800 durch ein neue im Empirestil ersetzt worden. Diese hatte, wie aus einer Photographie von 1894 im städtischen Museum hervorgeht, bis vor

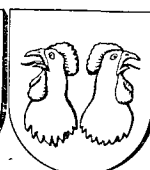
kurzem keinerlei Wappenschmuck, ist nun aber damit versehen worden. Das eine der beiden neuen Wappen (rechts) hat die Jahrzahl 1521 erhalten! Vergl. Nr. 632 in der Aufzeichnung über noch vorhandene Wappen. Aufklärung des Zusammenhanges ist sehr wünschenswert.

Nr. 629. Heinenstraße 2. Mädchenschule. Die 1887 abgebrochenen Gebäude des Thomahofes. (Br. Mag. 1897. S. 40).

Patvel

Harling

Patvel

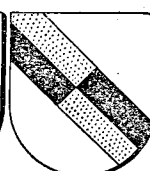


1504

1530

Patvel

Brackel



Patvel



1571

Die drei Teile in Holz sind unter C. c. 51. 52 und 53, das Wappen in Stein ist unter C. c. d. 13 im städtischen Museum erhalten. Die ersten beiden Stücke von Holz stammen

aus der Zeit, während der Bürgermeister Gerhard v. Patvel Besitzer war. Er erscheint 1504 mit seiner ersten Frau, Mette v. Harling, 1530 allein. Die drei auf einem Steine abgebildeten Wappen scheinen aus der Zeit um 1570 zu stammen, wo Lucie v. Brackel, des Kämmerers Gerke v. Patvel Witwe, Besitzerin war. Das mittelfte Wappen ist nicht zu deuten. Das Stück von 1571, wo der Balken des Frauenwappens leer ist, kann ebensowohl auf Gerke und Lucie v. Brackel, als auch auf Hans und Helena v. Bechelde zu beziehen sein.

Nr. 630. Heinenstraße 1. Jetzt ein Neubau mit Nr. 6568. (Br. Mag. 1897. S. 54).

Patvel

Belstede



1681

Noch vor zehn Jahren stand der an die Mädchenschule grenzende Gebäude teil des alten Belstedeschen Hauses der Turnierstraße. Er war 1681 von Friedrich Erhard v.

Paul und Margarethe v. Belfede, Bodos Tochter, erbaut worden. Im städtischen Museum ist eine Photographie vorhanden. Dieselben Wappen sind auf einem Leichensteine abgebildet, der an der Ostseite des südlichen Seitenschiffes der Martinikirche steht.

Nr. 632. Turnierstraße 6. Haus der Firma Graßau und Sohn. (Br. Mag. 1897. S. 54).

Kale



1651

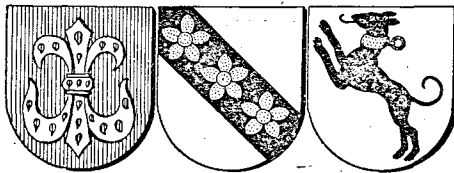
Familienwappen<sup>1)</sup> geschmückt.

Nr. 640. An der Martinikirche 7. Gebäude der Herzoglichen Kammer in der Heinenstraße. (Br. Mag. 1897. N. 63).

Vorcholte

Kale

Damm

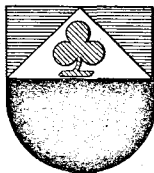


1574

Bürgermeister Verleff Kale, Hermanns Sohn, geboren 1519, hatte in erster Ehe (1556) Elisabeth v. Vorcholte, Statii Tochter, in zweiter (1568) Elisabeth v. Damm. Der Letzte Sohn Jobst hat den Deckel des Taufbeckens in der Martinikirche gestiftet.

Nr. 749. Scharrnstraße 9. Das Rohs'sche Haus. (Br. Mag. 1897. S. 64).

Kalm



1506

Der Bürgermeister Tile v. Damm, Tiles Sohn hatte (nach dem v. Dammschen Stammbuche vom Jahre 1697) Ilse v. Kalm, Hennigs Tochter zur Frau. Er besaß dieses Steinhaus seit 1477 und starb 1502. Vier Jahre nach seinem Tode hat seine Witwe einen Neubau ausgeführt und mit ihrem Wappen schmücken lassen. Es ist das alte Kalm'sche Wappen, denn erst ihrem Bruder wurde das neue im Jahre 1506 durch Kaiserlichen Wappenbrief verliehen.

Nr. 755. Scharrnstraße 24. Jetzt zum Martino-Katharineum gehörig.

<sup>1)</sup> Die Blumen im Kaleschen Wappen (vergl. Schichtbuch) sind häufig, wie hier, gleich denen der Bechelde, weshalb diese beiden Wappen oft verwechselt worden sind.

Bechelde



Damm



1562

Der Stein ist seit 1866 im städtischen Museum unter C. c. d. 3.

Nr. 770. Breitestraße 1. Neben dem Autors-hofe. (Br. Mag. 1897. S. 69).

Walbeck

Bechelde



1555

An Stelle des jetzigen, 1765 durch einen Bruder des Bürgermeisters Wilmerding erbauten Hauses stand bis dahin ein altes Steinhaus, das Jürgen v. Walbeck 1555 hatte erneuern lassen. Seine Ehefrau war Anna v. Bechelde, Curds Tochter. Das Wappen der Walbeck befindet sich auch in der Martinikirche an dem Epitaph des Sohnes dieses Ehepaares von 1624 und am Erbbegräbnis an der Kirche.

Nr. 774. Breitestraße 4. Jetzt Martino-Katharineum. Früher Gieseckesches Haus. (Br. Mag. 1897. S. 69).

Paul



1593

Dieses ehemalige Steinhaus erhielt 1554 der Dr. jur. Konrad v. Paul. Bis 1623 behielten es seine Nachkommen, und 1593 lebten noch mehrere seiner Kinder in Braunschweig. Der Stein befindet sich im städtischen Museum unter C. c. d. 4.

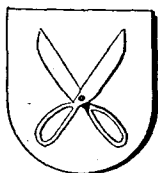
Nr. 850. Südklink 22. Das kürzlich abgerissene gerundete Eckhaus von 1524.



1524

Die Überreste sind dem städtischen Museum geschenkt worden, wo sich auch Abbildungen des Hauses befinden. Der Besitzer des Grundstückes von 1517 bis 1536 hieß Tile Rusche. Dieser hat jedenfalls 1524 das merkwürdige Haus erbauen lassen.

Nr. 1129. Reichenstraße 18. Eckhaus der Kaiserstraße gehörig.

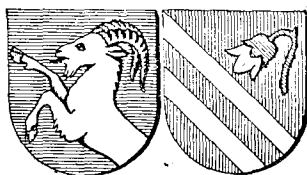


1580

Wappen. Im Jahre 1555 hieß der Besitzer Hans Becker. Die Überreste befinden sich unter C. c. c. 125 im städtischen Museum.

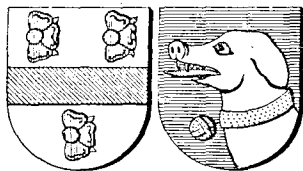
Nr. 1151. An der Andreaskirche 1. Früheres Nebenhaus zur Pfarre.

Hamelen Wittekop



1497

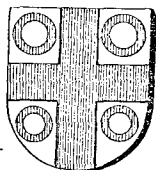
Twedorp Lutherdes



1497

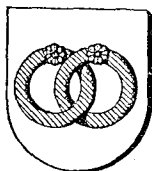
der Neustadt. Obige vier Wappen befinden sich jetzt an der alten Waage, das fünfte (nochmals Hamelen) im städtischen Museum. Sie sind, wie noch heute, alle fünf an Konsolen von Statuen angebracht gewesen.

Nr. 1298. Reichenstraße 29. Altes Holzhaus. Welke



1461?

Nr. 1299. Reichenstraße 30. Jetzt Eingang zur Markthalle. (Br. Mag. 1897. S. 15). Schorkop



1537

Beck will außer diesem Wappen noch ein zweites gesehen haben. Die Familie Schorkop besaß dieses Grundstück von 1452 bis 1572. Hans Schorkop, Cordes Sohn, war 1537 Besitzer und wird einen Neubau ausgeführt haben.

Seit etwa zwanzig Jahren ist hier ein Steinhaus vorhanden. Früher lag daselbst ein Holzhaus vom Jahre 1580 mit der Inschrift S. B. und obigen



Nr. 1300. Reichenstraße 31. Steinhaus mit hölzernem Oberstock. (Br. Mag. 1900. S. 59). Achtermann



1687

Nr. 1337. Stecherstraße 7. Rode



1508?

1687 erwarb dieses Haus Curt Melchior Achtermann, Sohn des Bürgermeisters Jürgen, geboren 1648, gestorben 1724.

Das Haus Hagenbrücke 17, Nr. 1319, zu dem dieses als Bude gehörte, war von 1422 bis 1567 im Besitze der Familie v. Rode. Es folgten 1422 bis 1471 Hans von Rode, 1492 de Rodesche, 1508 Cord v. Rode.

Nr. 1403. Hagenmarkt 14. Stadt Leipzig. Ralm Broitzem



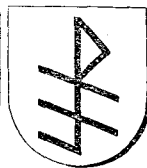
1507

Schrader



1650?

Nr. 1415. Wendenstraße 6. Das 1890 abgebrochene „Kronesche Haus.“ (Vergl. Pfeifer, Holzarchitektur).



1512

Der Balken mit den zwei Wappen ist im städtischen Museum unter C. c. c. 93.

Nr. 1573. Wendenstraße 39. Ecke der Wilhelmstraße.

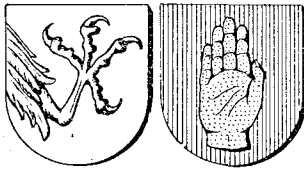
Zwei Wappen und zwar rechts zwei gekreuzte

Der Besitzer 1518 und wahrscheinlich auch Erbauer des abgebrochenen Hauses 1512 hieß Antonius Brandenhagen und war Stadtschreiber.

Zweige, links ein Kranz mit der Inschrift 1608 und Aet. 63 befanden sich an dem Hause, welches 1892 abgebrochen worden ist. Die Balkenteile befinden sich unter C. c. c. 131 im städtischen Museum, sind aber wegen Raummangels noch nicht so aufgestellt worden, daß das Abzeichnen der Wappen möglich war. Eine Photographie ist im Museum vorhanden, doch sind auf derselben die Wappen nicht deutlich.

Nr. 1596. Wendenstraße 58. Nördliches Eckhaus der Bockstrote.

Roerhand



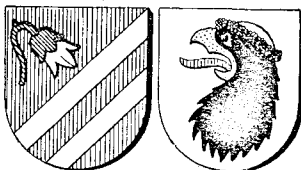
1557

Schwiegervater gewesen sein. Hätte er, wie Beck meint, Gerken geheissen, so wären die Tinkturen des Wappens zu ergänzen. Die Gerken führten eine rote Adlerklaue in Gold. Die Reste sind seit 1889 unter C. c. c. 61 im städtischen Museum.

Nr. 1612. Eckhaus der Wenden- und Fallersleberstraße.

Wittekop

Peine



1593

Tochter des Meyne v. Peine. Der Balken mit den beiden Wappen befindet sich im städtischen Museum unter C. c. c. 137, ebendasselbst Photographien des Hauses.

Nr. 1625. Fallersleberstraße 14. Wurmische Haus.



1587

Das Schnitzwerk von dem 1886 abgebrochenen Hause mit der Inschrift C. B. und A. G. 1587 und obigen zwei Wappen, sowie mehrere Zeichnungen von Gelpke befinden sich im städtischen Museum (C. c. c. 42). Beck hielt die Wappen für die der Kemmerdes und Goebecken. Erstes kann nicht stimmen wegen der Initialen und weil das Einhorn den Kopf nicht wendet, wie es bei dem Kemmerdeschen Wappen<sup>1)</sup> der

<sup>1)</sup> Vergl. die Hochzeitschüssel Nr. 127 des Herzoglichen Museums. Es gab zwei verschiedene Familien Kemmerdes. Vergl. Nr. 93 und St. Blas. 48.

Im Jahre 1549 besaß dieses Grundstück Margarethe Jungen, Helmeke Roerhandes Witwe. Der spätere Besitzer und Erbauer des Hauses 1557 wird wohl ihr

Fall ist. Letztes könnte den Initialen nach zutreffen, doch fehlt der beim Wappen der Goebecken vorhandene Baum. Wer das Grundstück 1587 besessen hat, ist nicht bekannt.

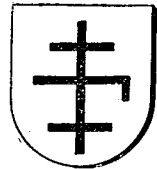
Nr. 1675. Fallersleberstraße 18. Östliches Eckhaus der neuen Knochenhauerstraße.



1544

Das jetzt nicht mehr vorhandene Haus war von 1544 und zeigte nach Beck außer dem obigen noch ein zweites Wappen mit Querbalken und als Helmzier Rankenwerk. Beck hielt das obige für das der Kemmerdes, bildete indessen das Einhorn mit nicht gewendetem Kopfe ab. Als Besitzer des Grundstücks von 1543 bis 1550 ist mit Sicherheit Buse Hof zu erkennen und muß für den Erbauer des Hauses gehalten werden.

Nr. 1857. Fallersleberstraße 39. Eckhaus der Schöppenstedterstraße.



1516

befindet sich im städtischen Museum.

Nr. 1906. Steinweg 11. (Br. Mag. 1897. S. 14).

Hornburg



Ein aus diesem Hause herrührender Stein mit dem Hornburgischen Wappen befindet sich seit 1894 im städtischen Museum unter Nr. C. c. d. 15. Beck weiß außerdem von einem seiner Meinung nach Hartwischschen Wappen zu berichten.

Die Familie v. Hornburg besaß dieses Haus von 1557 bis 1705, zuerst der Kammerer Autor, Hermanns Sohn, der Metten Balberg zur Frau hatte, bis 1585, dann dessen Sohn Christoph, der Anna Kemmers zur Frau hatte, bis 1643. Von letztem dürfte der Stein herrühren.

Nr. 2104. Ein Haus am Hagenmarkte, das bei Anlage der Casparistraße eingegangen ist.

Elers



1642

Dieses Wappen mit den Initialen H. E. und der Jahrzahl 1642 ist durch Beck beglaubigt. Dieses Haus, früher der Hagenkeller, kam 1626 in den Privatbesitz der Familie Elers, die es 1688 an Krause verkauft hat. Heinrich Elers, Hansens Sohn, besaß das Haus von 1626 bis 1666. Im städtischen Museum befindet sich eine Photographie des Hauses.



Nr. 2145. Damm 18.

Dankwort



1616

Dieses Wappen mit den Initialen J. D. und der Jahrzahl 1616 ist durch Beck beglaubigt. Der Besitzer und wohl Erneuerer des alten Steinhauses 1616 hieß Jürgen Dankwort.

Nr. 2146a. Früher Damm 19. Jetzt in dem Hause Bohlweg 1 enthalten.



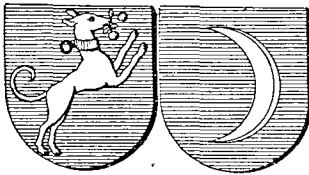
1685

An dem 1887 abgerissenen Hause befand sich die Inschrift: H. L. und M. B. mit nebenstehendem Wappen von 1685. Der Besitzer im Jahre 1685 hieß Hennig Thöne. Die Reste finden sich unter C. c. c. 104 im städtischen Museum.

Nr. 2350. Kuhstraße 34. Neben dem Eckhause der Karrenführerstraße.

Kothen

Widdelen



1642

Über der Haustür befanden sich diese beiden Wappen mit der Jahrzahl 1642, und am Schwellbalken las man die Inschrift: „Elias Kothen. Dorothea Widdelen.“ Das

Haus gehörte der Familie Kothen etwa hundert Jahre lang, zuerst Daniel Kothen bis 1609, dann Andreas Kothen und seit 1630 Elias Kothen, von dem es 1689 an Autor Hermann Mahner kam. Eine Photographie befindet sich im städtischen Museum. Auch bei Pfeifer, Holzarchitektur ist das Haus dargestellt. Das Haus ist mit Benutzung alter Bauteile wieder aufgebaut, und die Inschrift am Schwellbalken ist noch erhalten.

Nr. 2618. Früher Schuhstraße 29. Bei Anlage der Stephanstraße eingegangen.

Fräß



1526

Die interessanten Reste dieses „zum Bocke“ genannten Hauses sind unter C. c. c. 158 bis 166 im städtischen Museum.

Der Erbauer hieß Detmer Fraß (Fräß). Er besaß das Grundstück seit 1520, seine Witwe noch 1580.

Nr. 2628. Schuhstraße 37. Früher ein altes Schuhmacherhaus.

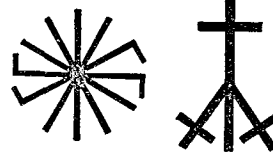


1546

der Schuhmacher und Gerber.

Die Überreste des Hauses von 1546 befinden sich im städtischen Museum unter C. c. c. 3. Die Wappen enthalten Werkzeuge

Nr. 2675. Sack 8. Jetzt mit Schuchard vereinigt.

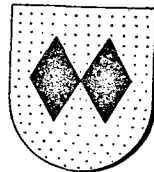


1536

Der Besitzer hieß 1540 Bartelt Balke.

Nr. 2733. Hintern Brüdern 30. Ober-Real-schule. (Br. Mag. 1897. S. 18).

Oberg



1707

Oberg in Stein gehauen sich rechts der Tür befinden hat.

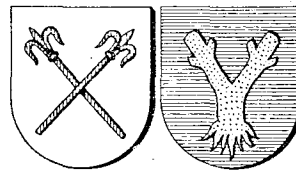
Nach dem Aussterben der Familie v. Bortfeld 1685 kamen diese Lehnshöfe an die v. Oberg. 1715 kamen sie zu dem von dem Obersten Johann Hilmar Wschen v. Oberg gestifteten Fideicommiss.

Aus einer Photographie im städtischen Museum ist noch deutlich zu sehen, wie das Wappen der

Nr. 2734. Hintern Brüdern 32. Volkstüche. (Br. Mag. 1897. S. 18).

Bortfeld

Marwitz



1670

waren die Eltern des Curd v. Bortfeld, der 1685 als letzter des Geschlechtes gestorben ist.

An dem auf diesen Lehnshöfen stehenden Hause notierte Beck nebenstehende Wappen. Sie beziehen sich auf Burchard v. Bortfeld, der Ursula v. der Marwitz<sup>1)</sup> zur Frau hatte. Diese

St. Blasien 3. Einst Wilhelmsplatz 8. Sack-sches Haus.

<sup>1)</sup> Das Wappen derer v. d. Marwitz hat 1892 Freiherr August v. Minnigerode, dessen Frau eine v. d. Marwitz ist, an seinem Hause Nr. 2046, Bohlweg 18, neben seinem eigenen Wappen anbringen lassen, dazu noch an den Ecken die Wappen seiner Großeltern: v. Minnigerode, v. Neben, v. d. Dedden und v. Grube.

Meier

Rethen



1590

ter C. c. c. 115.

Die Frau des Canonicus Hennig Meier war, wie aus dem Testamente ihrer Mutter von 1581 hervorgeht, die Tochter Autors v. Rethen.

Hennig Meier gehörte zu derjenigen Hildesheimischen Ratsfamilie, deren Wappen an dem Hause zum goldenen Engel in der Kreuzstraße zu Hildesheim angebracht ist. Auch die andere Hildesheimische Ratsfamilie Meier war mit den v. Rethen verschwägert. Diese führt nachfolgendes Wappen<sup>1)</sup>. Aus



dieser Familie hatte der Licentiat Andreas Georg v. Rethen, Sohn des Canonicus Autor und der Lucia v. Pawel, die Tochter des Hofgerichtsassessors und Konsistorialrats Dr. jur. Johann Meier zur Frau.

St. Blasien 28. Papenstieg 5.



1537

Reste dieses Hauses befinden sich unter C. c. c. 19 im städtischen Museum. Das Haus trug die an der Hauptstelle unleserliche Inschrift:

„Bruno . . . . ., canonicus ecclesie Hildensemensis. me fieri fecit.“ Die Deutung dieser Wappen als „Gluchwart“ und „Sipolle“ ist nicht sicher. Nachrichten über den Hausbesitz im Gebiete des Blasienstiftes fehlen gänzlich.

Die Aufzeichnungen des Kupferstechers Beck enthalten außer den vorstehend angeführten noch mancherlei Angaben über Wappenschmuck an Häusern, die teils nicht genau genug sind, teils zu sehr sich der Nachprüfung entziehen, um die betreffenden Skizzen ohne Weiteres in dieses Verzeichnis aufnehmen zu können. Bei einem Teile dieser Notizen handelt es sich um Häuser, die in ihren Hauptbestandteilen ebenso wie zu Beck's Zeiten, etwa 1760, noch heute vorhanden sind.

Hierher gehören außer den unter Nr. 2111 in der ersten Abteilung bereits genannten folgende Häuser:

<sup>1)</sup> Archiv zu Hildesheim. Wappensammlung v. Brandis. Das daselbst notierte Glaswappen befindet sich im Besitze des Oberstleutnants z. D. Meier.

Die Reste dieser ehemaligen Stiftscurie mit der Inschrift: „Henningus Meier, Hildeshemensis, Canonicus hujus ecclesie fieri fecit“ befinden sich im städtischen Museum unter

Nr. 1147, Wollmarkt 19, Nr. 1336, Stecherstraße 6, Nr. 1391, Küchenstraße 8, wo Beck das Wappen der Rethen gesehen haben will, Nr. 1600, Wendenstraße 62 (Zwei Wappen von 1544), Nr. 1678, Fallerzleberstraße 21 (Hahn u. Hund 1560), Nr. 1915, Steinweg 20 (wahrscheinlich das Wappen des Bürgermeisters Gasten Salligen von 1616) und Nr. 2684, Schild 2<sup>2)</sup>.

Bei allen diesen Häusern ist es möglich, daß unter Verkleidungen die Wappen noch heute vorhanden sind. Möchte doch der Hilferuf, den wir schon bei Besprechung des Hauses Nr. 2111 erhoben haben, zu den Ohren der Besitzer dringen.

Wo ein völliger Neubau stattgefunden hat, ist in vielen Fällen, wie vorstehend vermerkt, der die Wappen enthaltende Gebäudeteil in das städtische Museum gekommen. Bei einigen Häusern dieser Art ist dies indessen unterblieben<sup>3)</sup>.

Hierher gehören folgende Häuser: Nr. 28, Gördelingerstraße 18, wo eine Marke von 1643 notiert ist, Nr. 159, Schützenstraße 35, wo Beck zwei Wappen notiert und das links für das Strombedsche gehalten hat, Nr. 742, Scharnstraße 2, wo Hausmarken von 1584 notiert sind, Nr. 1033, Weberstraße 46, wo Wappen von 1591 vorhanden gewesen sein sollen, Nr. 1828, Schöppenstedterstraße 9, Nr. 1893, Wilhelmstraße 96, wo Beck zweimal das Wappen der Schwulber zu sehen glaubte, Nr. 1949, Steinweg 42, wo Beck die Wappen der Wüsthoff und Odelem und die Jahrzahl 1563 notiert hat, Nr. 2104, der abgerissene alte Hagenteller, wo Beck außer dem bereits mitgeteilten Wappen der Eiers noch zwei Wappen von 1520 aufgezeichnet hat, Nr. 2576, Auguststr. 37, Nr. 2623, Schuhstr. 34, wo zwei Wappen vom Jahre 1523 vorhanden gewesen sein sollen, und St. Megidien Nr. 17, Mönchstraße 12 und 11a, wo ein Wappen mit Scheere oder ähnlichem Gerät aus der Zeit um 1590 nach Angabe des verstorbenen Baufekretär Brandes noch etwa 1880 vorhanden gewesen sein muß.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

20. Sitzung am 9. Februar 1903 zu Wolfenbüttel.

Als erster Redner sprach Amtsrichter R. Wieries über die alte Heerstraße an der Nordgrenze des Amtes Harzburg. Sie verband die Städte Goslar und Halberstadt. Ihren Ausgang nahm sie vom Breiten Tore zu Goslar. Sie überschritt die Oker bei dem Okerturne (jetzt Nr. ass. 10 in Unter-Oker), die Radau beim Wienenburger oder Lukas-Zoll und erreichte

<sup>2)</sup> Bei einem Teil der genannten Häuser sind die Wappen wahrscheinlich durch die Türbekleidungen dem Auge entzogen, wenn nicht vernichtet, bei einem anderen Teile sind die Schwellbalken verkleidet.

<sup>3)</sup> Zum Teil deshalb weil das städtische Museum noch nicht vorhanden war, als der Neubau erfolgte.

zwischen Lochtum und Bettingerode fortziehend den Altfelder Krug südlich von Abberode. Unweit der Ecker bei dem Jagdhaufe der Domherrn von Halberstadt verzweigte sie sich. Der eine Zweig zog bei dem jetzt Herrn Apotheker Bohlmann in Braunschweig gehörigen Hause, damals der neue Krug genannt, auf Halberstadt, der andere über Stapelburg auf Wernigerode. Die Bedeutung der Straße geht namentlich daraus hervor, daß auf der etwa 20 km langen Strecke von Goslar bis zur Ecker sieben Gerichtsstätten an ihr lagen, die, um der Abschreckung zu dienen, da angelegt wurden, wo viel Volks durchpaßierte. Es waren drei auf dem linken Okerufer: 1. vor dem Goslarer Breiten Tore, 2. auf dem Petersberge (Galgenberg), 3. auf der Galsheit südwestlich des jetzigen Bahnhofs Oker, ferner drei zwischen Oker und Radau: 1. auf dem Abhange des Kalten Feldes (Galm), 2. „Weidenbergisch Gericht“ unweit davon in Wienenburger Feldmark, 3. der Zatern-Galgen an der Radau, endlich eine zwischen Radau und Ecker und zwar die Harzburger Gerichtsstelle an der Wiene (Flurbezeichnung Bettingerode). Urkundlich wird „die alte Straße“ zuerst 1455 erwähnt, doch darf man annehmen, daß sie schon im 10. Jahrhundert benutzt worden ist. Altes aus dem 17. u. 18. Jahrhundert geben über ihren Verlauf sichere Kunde. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sie ihre Bedeutung verloren. Heute wird sie nur noch als Feldweg benutzt.

Pastor Simm besprach unter dem Titel „Land und Leute aus Braunschweigs Norden“ die kulturgeschichtlichen Verhältnisse des Amtes Thedinghausen, wie er sie vor zwanzig Jahren während seiner Amtstätigkeit dort beobachtet hat. Er schilderte die Beschaffenheit des Landes, die Erscheinung des Hochwassers, kirchliche, gesellschaftliche und Schulverhältnisse. Lobend hob er den patriarchalischen Sinn u. das lebendige Heimatgefühl der Bewohner hervor. Landgerichtsrat Rustenbach ergänzte diese Schilderung durch einige auf persönliche Erfahrung begründete Angaben.

## 21. Sitzung am 2. März 1903 zu Braunschweig.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit einem Nachrufe zum Andenken des am 10. Februar zu Walkenried verstorbenen Amtsrates Gustav Schmid, der sich um die Ortsgeschichte im hohen Maße verdient gemacht habe<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Gustav Wilh. Schmid, geboren am 23. Juni 1832 zu Leinde als jüngster Sohn des Pastors Friedr. Schmid und seiner Frau Betty geb. Funke, verlebte seine Jugend in Hasselfelde, wohin der Vater als Superintendent im folgenden Jahre versetzt wurde, besuchte 1844–48 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, 1848–51 die nach Fröbelschen Grundfögen geleitete Erziehungs-Anstalt des Direktors Warop zu Reilhau in Thüringen. Dann bildete er sich 1851–57 in Gandersheim und Allersheim zum praktischen Landwirt aus, genögte aber inzwischen (1853/54)

Demnächst teilte er mit, daß das Jahrbuch des Vereins fertig gestellt sei.

Dr Steinacker hielt seinen angemeldeten Vortrag über das Holzmündener Wochenblatt in der Zeit von 1785 bis 1795. Derselbe wird im Braunschweigischen Magazin abgedruckt werden.

Herr Bohlmann berichtete ferner über die Wappen am Mohr'schen Hause zu Helmstedt. Zweimal ist das Herzogliche Wappen vertreten, dann folgen vier Wappen, die sich auf die Klöster und deren Äbte beziehen und das Wappen der Stadt. Die vier Bürgerwappen stellen wahrscheinlich die Ahnentafel des Besitzers dar, denn es ist anzunehmen, daß der Erbauer ein Bürger gewesen ist.

Professor Lübke teilte noch mit, daß die beste Hoffnung auf sachgemäße Herstellung des Hauses vorhanden sei. Namentlich sei erreicht, daß das Vorfagen der Stockwerke in ursprünglicher Weise geschehen werde.

auch als Einjährig-Freiwilliger seiner Militärpflicht im Braunschw. Infanterie Regimente und bezog von Ostern 1857—Mich. 1858 die Universität Berlin. Untern 31. Aug. 1858 wurde er zum Landwehr Sekond-Leutnant ernannt. Im Jahre 1860 pachtete er nach L. Paulsens Tode († 13. Dez. 1859) die Domäne Walkenried, erhielt im Juli den Titel Amtmann und verheiratete sich am 18. Okt. d. J. mit Alwine Bertha Henr. Seeliger in Wolfenbüttel († 24. Mai 1886). 1872 zum Oberamtmann, 1886 zum Amtsrat ernannt verwuchs er in den langen Jahren seines dortigen Wirkens auf das engste mit Land und Leuten des Amtes Walkenried, bei denen er ein seltenes allgemeines Vertrauen genoß, und versenkte sich zugleich in das Studium der reichen Vergangenheit des dortigen Cisterziensierklosters und seiner ehrwürdigen Wanddenkmäler, um deren Erforschung und Erhaltung er sich wesentliche Verdienste erworben hat. So besonders um die würdige und richtige Wiederherstellung des Grabdenkmals des letzten Hunsheimer Grafen, Ernsts VII., in der jetzigen Walkenrieder Kirche, über das er in der Harzzeitchrift B. 22 (1889) S. 202–24 einen Aufsatz veröffentlichte. Im Br. Magazin behandelte er 1899 (S. 45 ff) die Frage: Wo lag das alte Kloster Walkenried? eine Arbeit, die freilich durch die späteren überraschenden Aufgrabungen in den alten Klosteranlagen selbst überholt wurde, die die Grundmauern der ältesten Kirche an dieser Stätte aufwiesen und von Sch. mit lebhaftem Eifer verfolgt wurden. Er hinterläßt ein reiches handschriftliches Material, in dem er mit unermüdlichem Fleiße alle auf die Geschichte Walkenrieds bezüglichen, ihm erreichbaren Nachrichten zusammengetragen hat. Namentlich für die Feststellung topographischer Einzelheiten werden diese Aufzeichnungen von großem Werte sein. Als Landwirt hat sich Sch. besonders um die Welterzucht der alten dem Aussterben nahen Harzer Rindviehrasse verdient gemacht; auch litterarisch war er auf diesem Felde tätig, er gab heraus „Beiträge z. Geschichte der Harz. Rindvieh-Rasse“ (Nordhausen 1899. Vgl. Br. Mag. 1899 S. 95). Auf dem Gebiete der Föschzucht ward er als Kenner geschätzt. Er war langjähriger Vorsitzender des Landwirtschaftlichen Vereins Alfeld und Ehrenmitglied der Königl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle. Auch kommunale Ehrenämter hatte er inne; so war er insbesondere seit ihrem Bestehen Mitglied der Kreisversammlung des Kreises Blankenburg und seit längerer Zeit deren Vorsitzender. In den letzten Jahren hatten sich bei ihm in Folge hochgradiger Zuckerkrankheit mancherlei Leiden eingestellt, denen am 10. Februar d. J. der Tod ein Ende machte.

Apothekenbesitzer Bohlmann erklärte einige ausgelegte Waffenstücke aus der Zeit des Herzogs Julius:

1. Die mit reicher Schmalkerei verzierte Brustplatte eines Harnisches mit der Darstellung des Daniel in der Löwengrube im Vierpaß, mit der Umschrift: Ach Her mein Got behüt mich nicht mer dann Seel Ere und Leib. Julius H. S. J. B. u. L. — Unter dieser auf der Herzseite befindlichen Darstellung ist noch ein gekröntes Herz angebracht, zu dessen Seiten je zwei sich umfassende Hände und unter dem Ganzen, lang auseinander gezogen, das öfter vorkommende aus H. und J. (Hedwig und Julius) zusammenge setzte Monogramm des Fürsten. Aus dieser eigenartigen Verzierung ist mit einiger Sicherheit zu schließen, daß der Harnisch, dem die Platte angehört, geschlagen ist für die Hochzeitsfeier des Herzogs Julius, der sich am 25. Februar 1560 in Berlin mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II von Brandenburg, vermählte. Von Harnischen mit der ganz gleichen Auszierung sind dem Vortragenden noch weitere zehn Stück bekannt geworden und zwar: 6 in Blankenburg, 2 in Wörlitz, 1 in Zarsow-Selo im kaiserlichen Museum und 1 in Hannover im Provinzial-Museum; er schließt hieraus, daß wenigstens 12 ganz gleiche Harnische, eigentlich Halbharnische (denn allen fehlen Unter-Beinröhren und Schuhe) angefertigt sind, die bei den Ritterspielen aus Anlaß der Hochzeitsfestlichkeiten gebraucht wurden und zwar im damals beliebten Fußturnier, bei welchem eine größere Anzahl der Kämpfer gleichzeitig über eine niedere Schranke mit verschiedenen Waffen sich maßen. Es dürfte also von diesen Rüstungen keine für des Herzogs Person angefertigt worden sein, wenn man bislang auch geneigt war, der einen oder andern am Orte der jetzigen Aufbewahrung solches zuzusprechen.

2. Ein Faustrohr (Radtschloß-Pistole) von 1560 mit dem Braunschweigischen vierfeldrigen Wappenschild auf dem Raddeckel und dem Monogramm H-I. Der Lauf trägt außer der Jahrzahl 1560 die Buchstaben P. S. neben der Marke des Meisters (ein aufrechter Krebs im Schilde). Das Schaftholz ist mit reichen Weineinlagen und figürlichen Darstellungen (Adam und Eva) geschmückt und trägt eingeschlagen die Nr. 28. Der Vortragende ist geneigt anzunehmen, daß auch dieses Faustrohr aus Anlaß der Berliner Reise des damaligen Erbprinzen Julius gefertigt ist, und daß vielleicht eine größere Anzahl der Begleitenden vom Adel mit solchen Waffen ausgerüstet wurde. Das Stück ist ganz vollständig, mit dem alten Schwefelkies und einer zierlichen Sicherung (Sperre) versehen.

3. Eine Patronenbüchse oder Röcher aus durchbrochenem und sehr reich geäktem Eisen mit dem Monogramm des Herzogs H-I, an der Vorderfläche und auf dem Deckel. Unten die Buchstaben: G.

V. W. G. J. H. Z. B. V. L. (Gottes Vorsehen wird geschehen. Julius Herzog zu Braunschweig und L.) Diese Patronenbüchsen waren in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgekomen, als man gelernt hatte, fertige Papier-Patronen mit aufgebundener Kugel zu verwenden, und wurden namentlich von Reitern am Leibgurt getragen. Der Umstand, daß von diesen reich verzierten Stücken auch mehrere erhalten sind, läßt die Vermutung zu, daß diese Büchsen etwa auch zu der gleichen Reise angefertigt sind, wie die Faustrohre, zumal die Kaliber zusammen passen.

4. Ein Dolch mit dreikantiger Klinge von 30 cm Länge, ein sogenannter Panzerstecher (Misericordia, Gnadgott). Der Griff ist von Horn, zierlich ausgefeilt, auf erhöhten Bassen mit silbernen Knöpfchen besetzt. Der Knauf und die Parierstange sind geziert und noch in der ursprünglichen Farbe (Blau Stahl) erhalten, wie auch die Scheide. Diese hat die Form der sogenannten Landknechtsdolche mit dicken Wulsten und schönen Profilen. Der mittlere durchbrochene Teil zeigt alte Sammt-Unterlage, früher schwarz, und die Vorderseite der Eisenfläche ist mit Ornamenten und Schrift im Geschmacke jener Zeit bedeckt. Oben befindet sich der Lieblings-Wahlspruch des Herzogs Julius: „Alii in serviendo consumor“ und „1585“, im unteren Teile jenes Monogramm, welches auch das vor einigen Jahren vom Herzoglichen Museum angekaufte Prunkgewehr trägt: H. und J. mit S. und Z. durchzogen. Dieses Monogramm war bisher nur bekannt aus den Sterbetalern, die für Herzog Julius geprägt sind, und aus der Darstellung in Rehtmeyers Chronik Seite 1078, nach welcher bei der Beisetzung des Herzogs die Träger aus dem Adel in den Händen Stäbe mit diesem fürstlichen Zeichen trugen. Nachdem nun vor einigen Jahren bei Öffnung der fürstlichen Gruft in Wolfenbüttel sich zeigte, daß der Sarg des Herzogs Julius mit diesem Zeichen, der Sarg der Herzogin Hedwig aber mit dem einfachen Zeichen aus H. und J. geschmückt war<sup>1)</sup>, so möchte der Vortragende annehmen, daß das Zeichen aus H. J. S. Z. ein so zu sagen ganz persönliches war, und daß Gegenstände, die damit versehen sind, als für den persönlichen Gebrauch des Herzogs bestimmt betrachtet werden könnten. Eine Deutung des Monogramms auf einen oder zwei Sprüche, wie jene Zeit sie liebte, ist bislang noch nicht einwandfrei gelungen. Das Zeichen ist oben und unten bekrönt, kann also auch umgekehrt gelesen werden, also H. J. Z. S. und ist so gedeutet worden: „Hilf Jesu zur Seligkeit“. Eine zuverlässige Lesung des Zeichens in der Hauptstellung ist nicht bekannt, vielleicht tragen diese Zeilen zu einer Aufklärung bei.

5. Ein kleines Hifthorn aus Messing, sogenannter

<sup>1)</sup> Vergl. Braunschweigisches Magazin 1899 S. 133.

Falkenruf, an einem Gehänge aus Messingdraht-Geflecht mit verzierten Beschlägen und auf einer Verzierung aus Bronze wiederum das fürstliche Zeichen H. J. S. Z., jedoch nur mit einer Krone über den Buchstaben in der angegebenen Stellung.

6. Die sehr große Klinge einer Trabanten-Parafane mit eingravierten Ornamenten. In Laubwerk stehen auf jeder Seite in Medaillons die Köpfe römischer Krieger und darüber in zwei Rauten das sechsfeldrige Braunschweiger Wappen und der Spruch: „Allis in serviendo consumor.“ Das Stück ist also nicht vor 1582 entstanden, wo nach Unfall der Grafschaft Hoya das Herzogliche Wappen vermehrt wurde.

## Bücherschau.

Wilhelm Nedderich, Wirtschaftsgeographische Verhältnisse, Ansiedelungen und Bevölkerungsverteilung im Ostfälischen Hügel- und Tieflande. Mit 2 Karten. Stuttgart, J. Engelhorn 1902. 179 S. gr. 8° 9 Mk. A. u. d. T.: Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde, herausg. von A. Kirchhoff B. 14 H. 3.

Das von der vorliegenden Arbeit in Betracht gezogene Gebiet ist folgendermaßen abgegrenzt: Im Süden bildet eine Linie den Abschluß, welche am Nordrande des Harzes von der Oker ab nördlich von Wienenburg über Gandersheim, sowie am Südrande der Hilsmulde entlang läuft und sich dann, den Elbas und Vogeler einschließend, nach Nordwesten wendet; im Westen wird das Gebiet durch die Hilsmulde, den Osterwald und Deister abgeschlossen, während die nördliche Begrenzung eine gerade Linie bildet, welche sich in geringer Entfernung nördlich von Hannover in östlicher Richtung bis zur Oker zieht; als Ostgrenze ist die Oker angenommen. Von dem Herzogtum Braunschweig sind mithin wesentlichere Teile der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Gandersheim und Holzminden in die Untersuchung einbezogen. Hier interessiert uns wohl nur ausschließlich das bezüglich dieser Ausgeführte, das in der Hauptsache sich in dem zweiten speziellen Teil der Arbeit findet; einige prinzipielle und allgemeine Ausstellungen, die wir zu machen hätten, sollen deshalb unerörtert bleiben. Neben einer sorgfältigen und, wie das beigegebene Literaturverzeichnis ausweist, auch ziemlich vollständigen Ausnutzung der vorhandenen gedruckten Quellen hat der Verfasser sein umfangreiches und eingehendes Material für die in Frage kommenden Verhältnisse der einzelnen Ortschaften und Gegenden hauptsächlich durch längeres Bereisen des Gebiets und durch persönliche Beobachtung und Erkundigung an Ort und Stelle zusammengetragen. Prinzipiell muß ein derartiges Verfahren zweifellos als das zweckentsprechendste und richtigste hingestellt werden; das aus eigener

Anschauung Ermittelte wird regelmäßig treffender und mit schärferer Charakterisierung zur Darstellung gebracht werden; neben dem Übereinstimmenden und den allgemeinen größeren Zügen wird das Eigenartige im Einzelnen nicht übersehen und sachgemäßer gewürdigt; gerade bei einer Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Gegenden und Ortschaften ist dieses aber von einer vorragenden Bedeutung. Die Nedderich'sche Arbeit zeichnet sich nach diesen Richtungen hin, wie nicht zu verkennen ist, in besonderer Weise aus. Wenn aber, wie augenscheinlich im vorliegenden Fall, die persönliche Erfahrung lediglich durch ein einmaliges, zum Teil vielleicht auch mehrmaliges, wenngleich eingehendes Bereisen des behandelten Gebietes gewonnen ist, so entsteht doch andererseits auch wieder die Gefahr einer gewissen Ungenauigkeit oder auch Unvollständigkeit; der Forscher ist doch nicht in der Lage, dasjenige, was er durch persönliche Erkundigung festgestellt hat, vollkommen kritisch zu prüfen und so kommen in die Darstellung bei den Einzelheiten leicht Fehler und Unrichtigkeiten. In derartigen teils unbedeutenderen teils aber auch wesentlicheren Unrichtigkeiten zc. ist nun aber die vorliegende Arbeit verhältnismäßig doch recht reich, wenn wir dabei auch nur die Darstellung, soweit das Herzogtum Braunschweig in Frage kommt, berücksichtigen. Wenn S. 16 gesagt wird, daß der Zuckerrübenanbau in größerem Maßstabe erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen habe, so ist das unrichtig, schon in den sechziger Jahren stand die Rübenkultur im Gebiet in hoher Blüte, ein Anbau in größerem Maßstabe begann noch früher. S. 19 fehlt unter den außer Betrieb gekommenen Salinen Delzburg, während in Halle, das dort angeführt wird, niemals eine eigentliche Saline gewesen ist. S. 21 ist bei der Textilindustrie die Zuteilspinnerei in Braunschweig und die Flach- und Wergspinnerei in Wolfenbüttel nicht mit aufgeführt; beide Establishments zusammen beschäftigen eine Arbeiterzahl, die der Hälfte der angegebenen Gesamtarbeiterschaft etwa gleichkommt. Eschershausen (S. 26) ist nicht von den Flaemen gegründet, sondern bestand urkundlich schon vor dem Zuzug derselben; daß Halle wegen der dortigen Salzquelle entstanden, ist lediglich eine Sage; Monplaisir (S. 26) liegt nicht in der Umgebung von Braunschweig, sondern bei Wolfenbüttel, eine Ansiedelung ist durch dasselbe nicht hervorgerufen (S. 169). Wenden, Wendessen und Wendhausen liegen nicht am linken Okerufer (S. 32), sondern am rechten und gehören nicht zu dem in Betracht gezogenen Gebiet. Das Schloß zu Delber am weißen Wege (S. 64) besteht noch und kann eigentlich von Jemand, der den Ort besucht, nicht leicht übersehen werden. Wie die Bevölkerungszahl des Kessels von Lutter S. 72 ermittelt ist, steht nicht zu erklären; Lutter am Barenberge zählte 1895

1828 Einwohner, von den noch angeführten Ortschaften Nauen 485 und Sahausen, welches auf der Karte nicht mit einbegriffen ist, 881 Einwohner; die Gesamtbevölkerung des Kreises ist auf 2282 berechnet. Der Tabakanbau in der Gandersheimer Gegend ist keineswegs nur ein Luxusbau (S. 81), sondern ein regelrechter Ertragbau, wenn er sich auch durchweg nur in geringerem Umfang bewegt. Linse und Westerbrak sind S. 113 als ganz Steinbrecherdörfer mit 100% Steinbrucharbeiterbevölkerung bezeichnet; das ist unrichtig, denn Linse hat mit 192 Einwohnern eine Feldmark von 248 ha mit 5 großen Bauernbesitzungen (20—100 ha), 6 mittleren Bauernbesitzungen (5—20 ha), 3 kleinen Bauernbesitzungen (2—5 ha) und 6 Parzellenbesitzungen (20—2 ha), Westerbrak aber mit 176 Einwohnern eine Feldmark von 453 ha mit einem Großgrundbesitz (über 100 ha Rittergut), 4 mittleren, 3 kleinen Bauernbesitzungen und 3 Parzellenbesitzungen. Nicht in ganz so schroffer, aber doch in ähnlicher Weise ungenau und unrichtig sind übrigens die Angaben des Verfassers über das Verhältnis der landwirtschaftlichen, industriellen u. Bevölkerung mehrfach, da die bezüglichlichen Berechnungen zum Teil auf falscher Grundlage, materieller wie prinzipieller, beruhen; wir heben nur die unzutreffenden Angaben bezüglich der Stadt Gandersheim (S. 81) und Delligsens (S. 115) hervor. Die Stadt Braunschweig (S. 172) hat nicht 6 Zuckerfabriken, 5 Raffinerien und mehrere Konservenfabriken, sondern 1 Zuckerfabrik, 4 Raffinerien und etwa 30 Konservenfabriken; ihre Einwohnerzahl belief sich 1895 auf 115138 und 1900 auf 128226 und nicht auf 115130 bzw. 128177. Nach Wolfenbüttel (S. 173) sind in der Neuzeit nicht zahlreiche Behörden und Anstalten hinverlegt, sondern es sind umgekehrt Behörden von dort fortverlegt; die Spinnerei in Wolfenbüttel stammt nicht aus der Blüte des Flachsbauens, sondern ist erst im Jahre 1865 als eine Filiale der Ravensberger Spinnerei in Bielefeld errichtet worden. Mit den hier aufgeführten Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten ist aber die Zahl derselben, selbst soweit nur das Braunschweigische Gebiet in Frage kommt, keineswegs erschöpft. Durch das verhältnismäßig recht häufige Vorkommen derselben muß naturgemäß die allgemeine Zuverlässigkeit und damit der ganze Wert der Arbeit nicht unerheblich beeinträchtigt werden. Der Sache selbst wäre es vielleicht vorteilhafter gewesen, wenn der Verfasser entweder von vornherein sich auf ein kleineres Gebiet — das in Betracht gezogene ist für eine Arbeit der fraglichen Art immerhin schon ein verhältnismäßig größeres — beschränkt und in demselben mehr vertieft hätte, oder seine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen, sondern zunächst erst weiter fortgesetzt hätte und später mit dem Ergebnis hervorgetreten wäre. Bei dem freundigen Eifer, welcher den Verfasser

zweifellos beseelt, werden wir aber auf eine Fortsetzung der Studien und möglicherweise auf eine zweite Bearbeitung hoffen dürfen, die dann die geringsten Mängel ausgleichen wird. Dr R. Z.

Im Braunschweiger Sonntagsblatte, das im Auftrage der evangelisch-lutherischen Stadtgeistlichkeit jetzt von Pastor R. Gerlich herausgegeben wird, hat seit dem 10. August vorigen Jahres (Jahrg. V Nr. 32—46. 48. 49. 51. 52, Jahrg. VI (1903) Nr. 2. 4. 7. 10) der verdiente Geschichtsschreiber der Braunschweigischen Landeskirche, Superintendent D. Joh. Beste, bemerkenswerte Aufsätze über die Braunschweigischen Stadtgeistlichen veröffentlicht. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, die einzelnen, sehr verschiedenartigen Predigergestalten, die zu einem großen Teile dem älteren Geschlechte der Stadt noch lebendig vor Augen stehen, klar und wahr nach ihrem Lebensgange, ihrer kirchlichen Richtung, ihrem Wesen und Wirken zu charakterisieren und im Rahmen der allgemeinen religiösen und theologischen Strömungen und Bestrebungen ihrer Zeit anschaulich zur Darstellung zu bringen. Zugleich gibt er über alle Personen bestimmte und zuverlässige Lebensdaten; er hat aber nicht nur die gedruckte und handschriftliche Literatur fleißig zu Rate gezogen, sondern auch seine eigenen Erinnerungen und die vieler älterer Zeitgenossen, z. T. auch zu wirksamer Belebung des Ganzen solche anekdotischer Natur, seinen Aufsätzen eingeflochten und bietet so den Lesern dieses Blattes eine angenehme Unterhaltung, den späteren Forschern aber ein dankenswertes geschichtliches Material, das auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben durfte. Es sind bis jetzt behandelt worden W. Bertram (Nr. 33), Aug. Sterl (34), Wilh. Beste (35 und 36), Heinr. Thiele (37), Karl Mosshagen (38), Wilh. Steinmeyer (39), Adolf Alligier (40), Friedr. Pfeifer (41), Herm. Dammköhler (42), Senior Witting (43), Friedr. Freist (44), Wilh. Oberhey (45), Heinr. Matth. Sachtleben (46), Wilh. Pagendarm (48), Ludw. Rossmann (49), Karl Hesse Müller (51), Christian Mühlenhoff (52), Aug. Kelle (Nr. 2), R. L. F. Sallentien (4), Abt Westphal (7) und Wilh. Erone (10). Die Reihe der Männer, deren Gedächtnis noch unmittelbar bei uns lebendig ist, beginnt sich zu lichten. Damit versiegt die Quelle der persönlichen Mitteilungen von Zeitgenossen; die gelehrte Forschung wird noch stärker hervortreten müssen. Da diese aber gerade auf diesem Felde das besondere Arbeitsgebiet des Verfassers bildet, so ist zu hoffen, daß er auch in die frühere Zeit seine Lebensbilder hinaufführen wird, denen wir mit Interesse entgegen sehen. —

Von den übrigen Aufsätzen des laufenden Jahrganges heben wir hervor: Nr. 3 Friedr. Jeep, ein altes braunschw. Militärgefangenbuch (Gesang- und Liederbuch f. d. braunschweig. Truppen. Br. 1814). 6—11. Wandersleb, Die Melodien zu dem neuen Gesangbuche. 10 u. 11. D. Schütte, unsere Familiennamen.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

April.

Nr. 4.

[Nachdruck verboten.]

## Das Holzmindische Wochenblatt.

Von Karl Steinacker.

Seit 1. Juli 1785 erschien in Holzminden etwa zehn Jahre lang eine Zeitschrift von wöchentlich acht Seiten in Oktav unter dem Titel: Holzmindisches Wochenblatt. Sie ist bemerkenswert sowohl durch mancherlei noch jetzt brauchbare Einzelbeiträge, wie durch den Ton überhaupt, und ein vollkommenes Spiegelbild der Kultur einer kleinen Stadt zur Zeit der Aufklärung. Holzminden hatte 1785 2500 Einwohner, gewiß mit einem großen Prozentsatz von Gebildeten, die der geistige Mittelpunkt gewesen sind nicht nur für den damaligen Weserdistrikt (den jetzigen Kreis Holzminden und das Amt Orzene), sondern, wie es scheint, auch für die benachbarten westfälischen Gebiete, vornehmlich das Fürstentum Norvey. Die damalige Frische und Unbefangenheit auch der höheren Gesellschaftsschichten im Urtheilen und Meinen kommt in dieser Zeitschrift wohlthuend zum Ausdruck, wie denn andererseits die zur Mode entartete Aufklärung oft eine oberflächliche Natur arg entgleisen ließ. Denn dem Enthusiasmus folgt gar leicht die Übertreibung. Es hat etwas Rührendes, den menschlichen Eifer dann im Strohfeuer zergehen zu sehen. Da wird der unbedingte, überzeugte Positivismus des 18. Jhdts. zur ungewollten Karikatur, und es erscheint als Schwäche, was doch soviel Stärke in sich barg, sogar unsere klassische Literatur hervorzubringen. Das Holzmindische Wochenblatt gehört mit zu der Scheidemünze, womit jene Goldstücke eingewechselt wurden. Wird es in diesem anspruchlosen Sinne durchblättert, dann teilt es auch heute noch mancherlei Anregung mit, und sogar in einem rein menschlicheren Sinne, als es seinerzeit zu geben glaubte. Bestimmt zur Förderung des geistigen Verkehrs einer stillen, von den Sitten lebhafterer Kultur ziemlich abgetrennten Gegend, in der keine für einen literarischen Meinungsaustausch geeignete Intelligenz ihre Fähigkeiten ge-

nügend hätte ausbilden können, um ihrer Zeit Neues zu geben, konnte das Blatt auch nur die Ideen weiter verbreiten, die, an anderen Orten entstanden, schon teilweise verbraucht waren und einem reiferen Zeitgenossen antiquiert erschienen wären. Jedoch würden unsere heutigen Vorstellungen von der konventionellen Weise Meinungen zu produzieren und auszutauschen jener Zeit nicht gerecht. Man arbeitete damals langsamer und ruhiger. Daher war die Persönlichkeit auch der Unbegabten unter den Gebildeten voller entwickelt, und sie prägt sich deutlicher in ihren Aussprüchen und Zeitungs-Aufsätzen aus, als es heutzutage möglich ist oder wenigstens erwartet wird.

Im ersten Programme des Blattes heißt es: „Die brauchbarsten Erfahrungen in der Ökonomie und Naturlehre machen den Hauptgegenstand desselben aus, und nächst dem sollen manche merkwürdige Nachrichten aus der Geschichte und Geographie der hiesigen und benachbarten Gegenden geliefert werden. Für Beiträge zur Technologie soll auch gesorgt werden, und überhaupt wird man sich nichts mehr angelegen sein lassen, als nach allen Kräften Nutzen zu stiften.“

Also handelte es sich im wesentlichen um ein gemeinnütziges Unternehmen, und es kam als solches bereits dem liberalen Sinne der folgenden Generationen nahe, wie er in den Heller- und Pfennig-Magazinen aus der ersten Hälfte des 19. Jhdts. auch in Deutschland zum typischen Ausdruck kommt. In unserem Wochenblatte überwiegen jedoch noch die weltbürgerlichen Ideale einer Zeit, die noch nicht lange genug der herangereiften Geistesfreiheit sich erfreute, um auch schon ihre Grenze erfahren zu haben. So manches Kindlich-unpraktische im Tun und Denken hatte darin seinen Grund, zumal die Neigung, nicht Zusammengehöriges zu verbinden, jedes Gefühl in einen Gedanken, diesen sogleich in die Wirklichkeit umsetzen zu wollen. Dieser Unklarheit erlag die Menge der Gebildeten. Wir wissen, wie damals die Empfindsamkeit mit der Aufklärung sich verband in



jenem weinerlich-gespreizten Modeton der moralisierenden Unterhaltungslektüre. Wie man 50 Jahre früher gelehrt dichtete, wollte man jetzt lehrend dichten. Blatte Philosophie und unwahre Phantasie erzeugten die schöngestigten und bequemen Surrogate für die idealen Werte des Lebens, Werte, die auch damals nicht höher im Preise standen, als zu irgend einer Zeit. Daß sie überhaupt keinen Preis haben, hors de concours sind, konnte freilich das Holzmindische Wochenblatt nicht vertreten. Aber es hielt sich wenigstens einige Jahre auf einer tapferen Höhe, ehe es zu einem Unterhaltungsblatt gewöhnlichen Schlages herabsank. Sein dehnbares Programm trieb es langsam aber unvermeidlich dahin, sodaß es mit den Braunschweigischen Anzeigen oder dem Magazin des 18. Jahrhunderts nicht wohl verglichen werden kann. Dagegen „reicht“ es sich selbst in einer Empfehlung vom Jahre 1790 „mit den hannoverschen Annalen, schlesischen Provinzialblättern 2c.“, und fährt dann fort: „Aber unser Wochenblatt tut auch Blicke in jede Wissenschaft und Kunst (freilich nur Blicke des Raumes wegen) und bringt Sachen zur Sprache, die der menschlichen Gesellschaft und dem Staate wichtig sind.“ Man bemerkt, wie hier schon dem Bedürfnis nach allgemeinerer Bildung ausdrücklich entgegengekommen wird.

Die Nachgiebigkeit gegen das Publikum war wohl nicht zu vermeiden. Die Journalistik war zwar noch unentwickelt. Auch fehlte die Konkurrenz. Der Herausgeber rechnete, wie ausdrücklich betont wird, nicht auf Gewinn, er konnte nur mit Vertrauen gelohnt, im schlimmeren Falle auch verzogen werden. Dagegen brachte des Herausgebers oder Einfänders größere Unabhängigkeit von der Gunst des Publikums ihm die Gefahr, für sich oder seine Meinung

keine Schranke zu finden, überhaupt zu plump und rücksichtslos sich auszudrücken, was denn auch nicht ausblieb.

Der erste Herausgeber und also wohl auch Gründer hat in allen diesen Dingen mehr Takt und Selbstgefühl gehabt als seine Nachfolger. Wahrscheinlich war es August Raabe, der als Großvater unseres Wilhelm Raabe bereits uns näher rückt<sup>1)</sup>. Er ist freilich nicht ausdrücklich als Herausgeber genannt. Empfehlungen und Anzeigen sind immer vom „Drucker“ (Verleger) Bohn gezeichnet. Aus einer Anzeige vom 13. Mai 1786 geht jedoch hervor, daß der Herausgeber fortan nicht mehr in Holzminden wohnt; ferner wird beim zweiten Quartal 1788 gesagt, daß Beiträge an den Hofpostsekretär Raabe in Braunschweig oder an Bohn zu adressieren seien. Bereits 1789 scheint Raabe indessen die Leitung abgegeben zu haben, denn im 52. Stücke des Brschw. Magazins von 1789 findet sich eine Erwähnung des Blattes, zugleich mit der Angabe eines kürzlichen Wechsels in der Redaktion. Ein Kollaborator Heinr. Friedr. Christian Widemann<sup>2)</sup> tritt an seine Stelle, bekennet sich auch gelegentlich als Herausgeber. Raabes Beiträge erscheinen daneben weiter. Verfasseramen fehlen, besonders anfangs. Der Herausgeber scheint auch später nur in besonderen Fällen zu zeichnen. Gelegentlich aber trägt ein Artikel vollen Verfasseramen, auch von Raabe, wonach man diesem auf Grund formeller und wesentlicher Übereinstimmung Aufsätze mit der Bezeichnung M. R., R. und ganz anonyme wohl zuschreiben darf.

Raabes Arbeiten zeichnen sich aus durch witzig-ironische Haltung und durch eine knappe, pointierende Satzbildung. Dabei vermißt man oft das rechte Maß und die Übereinstimmung zwischen den Ansprüchen und Aussprüchen des Verfassers. Ihm scheint die letzte Fähigkeit gefehlt zu haben, seine philosophisch-humoristische Begabung zu einer durchdringenden Weltanschauung auszubilden. Die humoristische Anlage geht zuweilen ins Groteske über; wohl ungewollt, wenn Raabe seine lebhaften Gefühle einer guten Sache widmet. Inzwischen erbt die tüchtige Art auf Söhne und Enkel weiter, und hat in Wilhelm Raabe ihre schöne Reife gefunden.

So ist gleich das Sylvestergedicht 1785 charakteristisch für Raabe: „Vehm jetzigen Zeitlaufe,“ das über die Zeitereignisse sich lustig macht. Da heißt es Vers zwei:

„Nienieden ist es mit uns aus,  
„Denn alles liegt im Streit,  
Es wankt der Grund, und Schloß und Haus  
Steht morgen nicht, wie heut.“

Von ihm ist wohl ferner der Aufsatz vom 11. März 1786: „Die neuen Weissagungen“, durch Form und

<sup>1)</sup> August Heinrich Raabe, geb. zu Engelade am 1. Febr. 1760, studierte 1779–1782 Theologie und Philosophie in Helmstedt, war 1786 einige Monate Administrator des Postamtes zu Holzminden, 1788 Hofpostamtsekretär zu Braunschweig, 1807 Postmeister und landeschaftl. Steuer- und Accise-Einnehmer zu Holzminden, † 4. Oktober 1841 als Posttrat in Holzminden.

M. H. Raabe ist Verfasser einer großen Menge belletristischer, gemeinnütziger und geschichtlicher Aufsätze und Abhandlungen in der Art der im Holzmind. Wochenblatte erschienenen. Etwa hervorzuheben sind: Briefe für Kinder 1785 bei Bohn in Holzminden, die späteren Auflagen in der Campe'schen Buchhandlung in Braunschweig.

Attische Morgen (eine Sammlung humoristischer Aufsätze). Braunschweig 1791, bei Schröder.

Postgeheimnisse oder was man beobachten muß, um beim Reisen und beim Verenden mit der Post Verlust und Verdruß zu vermeiden. Braunschweig bei H. Bieweg.

Handbuch der notwendigsten Kenntnisse für alle Stände. Braunschweig 1805, folgende Auflagen bei Hahn in Hannover.

Historisch-genealogische Stammtafel des Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Gesamt-Haues als Leit-faden zur vaterländischen Geschichte. Braunschweig 1806. 2. Auflage 1810 bei Bindseil in Wolfenbüttel.

(Nach gütigst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen des Herrn Seminarinspektor Friedr. Jeep.)

<sup>2)</sup> W. starb am 26. August 1796 als Kollaborator zu Holzminden schon im 33. Lebensjahre. Er war zum Pastor in Bevern bestimmt.



Gegenstand gleich anziehend. Verfasser brandmarkt teils höchst ergötlich, teils viel zu ernsthaft gelehrt die Weltuntergangsprophezeiungen des Superintenden Ziehen in Zellerfeld, von diesem herausgegeben als Anhang zum „Buche Chevilla“, wo schwärmerisch-fanatich für Ostern 1786 mit fleißigem astrologischen Aufwande eine Art Ende der Welt vorausgesagt wurde. Der Ursprung eines solchen Buches im Hirne eines amtierenden Geistlichen in der Blütezeit der Aufklärung kann uns selbst beruhigen über so manche Wunderlichkeit unserer eigenen auch so chaotisch sich gebärdenden Gegenwart. Das Aufsehen über Ziehen muß seiner Zeit weit gegangen sein. Musäus führt ihn an am Schlusse der fünften Rübezahllegende.

In ähnlichem Tone, teilweise ganz phantastisch, ist der Aufsatz: „Bocksbeutel,“ vom 6. Dez. 1788, worin der, auch hier nicht genannte Verfasser (Raabe) gegen die „Bompadours“ (Arbeitsbeutel) zu Felde zieht, und überhaupt gegen die offenbar schon damals ärgerliche Mode „billig und schlecht.“ Am Schlusse heißt es: „Es ist der Bocksbeutel der Zeit, daß alles nicht so ganz fest und solide jetzt ist. Schein genug, aber wenig innerer Wert. Lustige Wesen. Fein kosmopolitisch. Und doch noch soviel Geschrey über Mangel an Aufklärung.“

Ferner möchte ich Raabe zuschreiben das Gespräch: „Der Schulmeister und Jürgen“ (1788, S. 409, 410), knapp und lebendig, zu Gunsten des praktischen, bauerlich-resoluten Zugreifens gegenüber der vorbeisiehenden und verpassenden Schulmeisterei.

Bezeichnet mit R. ist der gleich folgende Aufsatz: „Der Sturm“, ansprechendes poetisches Beispiel der subjektiven Verwandlung äußerer, fremder Vorgänge in der Seele des Menschen.

Von Raabe mit vollem Namen unterschrieben ist die „Erklärung der roten Namen des Kalenders“ (1789, S. 375; 1790, S. 57) mit drolligen kurzen Beschreibungen der Heiligenleben und der Festveranstaltungen. Voll witzigen Humors ist auch der Aufsatz: „Was will das werden“ (1790, S. 200—211). Die Frage der Überschrift wird auf den Türkenkrieg, Frankreich, Religion, Erziehungsweisen und Welt angewendet, mit dem Ergebnis, daß man dem Laufe der Dinge vertrauen solle.

Seine Anhänglichkeit ans angestammte Fürstenhaus verleitet Raabe leicht zu übermäßig panegyrischen Ausdrücken, sodaß er dann die gute Absicht seiner sicherlich nicht ironisch gemeinten Begeisterung verfehlt; so im „Lied eines Braunschweigers an seinen Sohn, nach der Weise: Sohn, da hast du meinen Speer!“ (1790, S. 353), und besonders in der langen Beschreibung des Einzuges des neu vermählten Erbprinzenpaares, unter dem Titel: „Braunschweigs Glück und Freude.“ (1790, S. 369).

Dazu wird Raabe als Herausgeber den größten Teil der gemeinnützigen und geschichtlichen Aufsätze

geliefert haben, die besonders in späteren Jahren mit seinem Namen gezeichnet sind. Sie haben kaum noch ein stoffliches Interesse. Die Persönlichkeit des Verfassers tritt bei ihnen meist ganz zurück. Sie führen uns daher hinüber zu einer allgemeineren Betrachtung des Inhaltes der Wochenschrift, wo denn auch die wenigen anderen, durch Namen oder Sinnesweise erkennbaren Verfasser doch neben dem typischen der Arbeiten nur einer gelegentlichen Erwähnung bedürfen.

Das Verhältnis des Herausgebers zu den Sendern und dieser zum Publikum erläutert eine Empfehlung auf S. 214 des Jahrganges 1789: „Die Herausgeber, belebt von Wahrheitsliebe und Patriotismus, bestreben sich, ohne einen anderen Vorteil zu suchen, zu nützen und zu ergötzen. Sie stellen Ihre Meinungen auf und unterwerfen sie dem Urtheile des Publicums. Sehr willkommen sind ihnen Berichtigungen, Einwürfe, Fingerzeige. Dieß Blatt steht jedem offen und nimmt gern Beyträge auf. Jeder, der gern etwas zum Publicum sagen möchte und eben keinen anderen Weg weiß, kann sich dieser Gelegenheit bedienen seine Gedanken, Einfälle, Vorschläge, Betrachtungen anzubringen. Er braucht seinen Namen nicht zu entdecken, weil dieß überhaupt bey Dingen dieser Art gar nicht notwendig ist. Er darf seine Aufsätze nur in einem Couverte an den Verleger einsenden.“ Daß danach jedermann nur an der Sache liegen sollte, leuchtet ein, und in der That finden wir in diesen ersten Jahren einen fröhlichen Wettstreit, solchen edeln Vorfällen genug zu tun.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen gemäß dem Programm gemeinnützige Beziehungen, oft verbunden mit der neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Rein praktisches Gebiet ist ausgeschlossen, und man weiß mit dem Enthusiasmus der Aufklärung von Allem für Alle zu reden. Wir treffen überall auf den eifrigen und jetzt wirklich populären Wunsch, das wirtschaftliche Leben nach rationalen Grundsätzen zu regeln, um den Erwerb zu steigern. Es ist bekannt, wie die Regierungen dieses Streben begünstigten. Der Staat selbst war bei uns in der Person des Herzogs Karl I als Unternehmer aufgetreten. Gründungen und Experimente sollten vorzüglich dem Weserkreise, der engeren Heimat des Fürsten, zu gute kommen. Im gleichen aufmunternden Sinne wurden auch Privatunternehmungen unterstützt, sodaß sich die Interessen zwischen Staat und Privatmann hier auf das Engste verflochten. Ihre wechselseitigen Forderungen und ihre Wirkungen spiegelt uns das Wochenblatt treulich ab. Es ist nun nicht angebracht, die Überschriften aller Aufsätze zu zitieren, obwohl ein Verzeichnis derart die beste Einführung wäre in den wirtschaftlichen Arbeitskreis jenes Lesepublikums. Jeder Zweig menschlicher Tätigkeit schien ihm beachtenswert und reformbedürftig, allgemeine Betrachtungen wie

„Wissenschaft und Erfahrung“ (1787, S. 631) erscheinen gleichwertig neben so speziellen wie „Etwas über Wegeverbesserung“ (1789, S. 317). Jedoch erfreuten sich die offensichtlich nutzbaren Thematika wohl besonderer Beliebtheit, wie denn z. B. über die Zichorie zweimal gesprochen wird: „Erfindung des Zichorienkaffees“ (1786, S. 389; der jetzt so sehr bedenkliche Ruhm, ihn zuerst gewürdigt zu haben, wird hier energisch für eine Bewohnerin Holzmindens beansprucht), und nach einigen Jahren folgte: „Zichorien, deren Nutzen und Schädlichkeit“ (1790, S. 2). „Über den Anbau der Runkelrüben“ wurde ebenfalls bereits 1786 (S. 65) gesprochen, und 1793 S. 93—150 entwickelt sich sogar über die Beta als Zuckerrübe ein zeitgeschichtlich wie persönlich höchst origineller Streit zwischen dem Herausgeber Wiedemann und dem Dr. med. J. J. W. Dedekind, beide in Holzminden.

Dieser, auf das Wirtschaftliche und Nutzbare gerichtete Sinn ging leicht auch zu topographischen, und von diesen zu geschichtlichen Untersuchungen über. Auch da ist man gleichmäßig geneigt, die Ferne und die Nähe heranzuziehen. Bei geographischen Nachrichten, wie etwa „von den Bächen und Flüssen des Weserdistricts“ (1786, S. 41) ist zu bedenken, daß auch nur leidliche Karten noch fehlten, daher die Kenntnis und Übersicht der Gegend schwerer zu vermitteln war, wonach doch jeder weit mehr verlangte als heute, wo das Land ganz anders erschlossen ist. Der für uns wertvollste topographisch-geschichtliche Aufsatz heißt: „A. F. Büschings geographische Beschreibung des Weserdistrictes, berichtet und vermehrt durch Anmerkungen“ (1788, S. 289). Büschings ausführliche und viel benutzte Zusammenstellung, die „Erdbeschreibung“, erschien zuerst 1754—1759 in fünf starken Oktavbänden. Der sehr fleißige Gelehrte gesteht über das Herzogtum Braunschweig verhältnismäßig schlecht unterrichtet zu sein; und in der That, so willkommen auch seine Übersicht bereits war, gab sie unserem Wochenblatte doch nur den Leitfaden für eine Reihe von ausführlichen Anmerkungen, die eine Fülle neuer Tatsachen hinzufügen, unter anderen den Auszug eines Preisverzeichnisses der Fürstenberger Porzellanfabrik.

Unschaulichere Bilder lieferten gelegentlich kleine Reisebeschreibungen, wo man z. B. erfährt (1790, S. 140), daß im Kammerkrüge von Amelungsborn derzeit durchreisende katholische Mönche getreu alter Überlieferung gratis verpflegt wurden. Im Zusammenhange mit solchen Beobachtungen ist denn auch schon der Blick für eigentliche Volkskunde erwacht, worüber ebenfalls mehrere Aufsätze unterrichten, etwa: „Hochzeitsgebräuche“ (sc. der Wesergegend; 1785, S. 211); da wird das Toppfwerfen (Klappott früher in der Stadt Braunschweig) als Ostrazismus über die Jungfrauenchaft erklärt, der Bräutigam muß das Essen auftragen, der Pastor (der „Herr“)

hat das Licht zu putzen. Als Hochzeitsgeschenk diente Geld, — es kam wohl bis 200 Rtlr. zusammen; zuletzt Kampf des Bräutigams um die Braut. Ein anderer Bericht: „der Martinsabend“ (1790, S. 212) beschreibt humoristisch das festliche Essen der gebrauchten Gans beim Dorfschulzen im Westfälischen, wozu Pfarrer und Lehrer herkömmlicher Weise feierlich geladen wurden. Einen unbeabsichtigten Beitrag zur Volkskunde liefert eine Anzeige am Schlusse des 11. Stückes 1793: „Dem geehrten Publika wird hiedurch bekannt gemacht, daß obwohl täglich bey dem hiesigen Bäcker Berger gefottene Krengeln zu haben, besonders aber diejenigen, so auf den grünen Donnerstag gebacken werden, als ein sympathetisches Mittel für das kalte Fieber gehalten wird. Mitthin alle grünen Donnerstage solche bey ihm zu haben seyn. Womit also nächstkünftigen grünen Donnerstag derselbe Jedermann dienen kann.“ Dagegen eine geharnischte Berichtigung des „Censors“ im folgenden Stücke: „Es ist diese jämmerliche Anekdote aus der Rokenphilosophie hereingeschlichen, weil aus Versehen der Drucker dieses nicht vorher dem Censor (und auch nicht dem Herausgeber) eingereicht hatte. Gefottene Krengeln, es sey an welchem Tage gebacken, thun gar keine guten Wirkungen gegen das Fieber, sondern sind Fieber-Patienten schädlich, indem sie leicht Verstopfungen verursachen, und also Fieber-Patienten vermeiden müssen.“ — Bekanntlich ist dieser Aberglaube von der Heilwirkung der grünen Donnerstagskrengeln noch lebendig.

Die rein geschichtlichen Aufsätze bringen freilich nur gelegentlich eine neue oder noch immer brauchbare Tatsache, z. B. in einem der vielen Artikel über die Grafen von Eberstein eine Erwähnung von Wüstungen nach einem Forster Landgerichtsprotokoll von 1575. Häufiger erfreuen solche Abhandlungen durch Mitteilung rein menschlicher Züge wie etwa in dem Berichte „Französische Kriegszucht in Holzminden“, nach welchem ein Einwohner Holzmindens, der diebische französische Soldaten verfolgte, dafür gehängt wurde (1790, S. 285). Die angeknüpften allgemeinen Reflexionen halten sich meist so sehr in den Schranken der Zeit, daß sie noch interessieren oder unterhalten, auch nachdem man ihrer Auffassung nicht mehr folgen kann („Geschichtsklügen aus der Wesergegend“, 1785, S. 121).

Allen diesen bisher betrachteten Untersuchungen, die mehr oder weniger einer praktischen Nutzung oder wissenschaftlichen Ergründung ihres Gegenstandes zustreben, stehen Arbeiten der Spekulation und der Phantasie, des Herzens überhaupt gegenüber, welche die andere Hälfte der Zeitschrift füllen. Die meiste Sympathie haben die Empfindungen der Geistesfreiheit und der Toleranz gehabt. Sie knüpften etwa an die Unruhen in den Niederlanden (1789, S. 156) oder an den Tod Kaiser Josephs II., besonders aber an das Holzminden nahe korveyische Kloster Brenk-

hausen (1791—1793), woran sich dann eine ganze Reihe von Zuschriften über Jesuiten, Tempelherren und Kreuzzüge schließt. Das Interesse hierfür scheint besonders auf katholischer Seite rege gewesen zu sein, ein Ordens-Geistlicher, glühender Verehrer Josephs II., bekennt sich einmal ausdrücklich als Verfasser. Auf protestantischer Seite ragt Häfeler, der Abt von Amelungsborn und Superintendent in Holzminden, als der bedeutendste Vertreter dieser Gesinnungsweise überhaupt hervor<sup>1)</sup>. Er ist der Einzige, der diese ganze geistige Gemeinschaft verknüpft mit den hervorragenden, wirklich schöpferischen Zeitgenossen in Göttingen und Braunschweig, den beiden nächsten Mittelpunkten selbständigen geistigen Lebens. Häfeler nimmt freilich nur wenige Male das Wort, um seine Schriften einzuführen, jedesmal aber in einer so charakteristischen Weise, daß uns die ganze tüchtige Persönlichkeit des Mannes lebendig wird. Würdig und selbstbewußt beginnt er mit einer gesperret gedruckten Erklärung: Antwort auf verschiedene an mich, den Abt Häfeler, eingelassene Briefe (1790, S. 257). Er verspricht, seine mathematischen Arbeiten fortzusetzen und zugleich Predigten auf alle Sonntage drucken zu lassen. Und letztere kündigt er alsbald (1790, S. 349) nochmals ausführlich an. Seine eigenen Worte mit ihrer gelassenen Einsicht mögen hier für die Anschauungen der Besten sprechen, welche das Verlangen gegenseitiger Toleranz sich damals so nahe brachte, wie wohl nie wieder vorher oder nachher unter christlichen Völkern: „Ich mache nach meiner Denksart Niemand zum Kezer; wünsche aber auch nicht zum Kezer gemacht zu werden. Gott wird dereinst einen jeden richten nach seinen Werken, und nicht nach seinem Glauben, der fast nie in seiner Gewalt ist; jeder der irret, irret fast allezeit aus gutem Herzen und glaubet er habe recht, auch sehr viele Streitigkeiten in den Glaubenslehren sind Streitigkeiten der Theologen, über Dinge, die sie doch nicht erklären können. Ich werde die Predigten daher so schreiben, daß sie von jedem, der ein Christ ist, ohne allen Anstoß können gelesen werden, er sei von welcher Sekte der Christen er wolle: in einer katholischen Versammlung sowohl, als in einer protestantischen oder reformierten, oder mahrischen Bruder-Gemeinde. Es folget aus meinen Grundsätzen, daß Gott die Irrtümer meines Verstandes nicht rügen wird, nicht rügen kann, weil ich an eigentlichen Irrtümern meines Verstandes in der Tat unschuldig bin, und Gott unendlich billig ist, sondern nur meine Handlungen beurteilen wird, die großenteils in meiner Gewalt.“ — Noch einmal füllt Häfeler mit einer „Nachricht“ das ganze vierundvierzigste Stück des Jahrganges 1791. Wieder kündigt er seine Schriften an. Der für uns heute so bedent-

liche Ausdruck einer von ihnen über „natürliche Religion“ hatte doch damals, wo man sich in einem noch frischen Gegensatz zu Gewissenszwang und Formelwesen fühlte, einen entschiedenen Sinn und eine kräftige Bedeutung.

Die Achtung, die Häfeler seinerzeit genoß, verkündet „Eine schöne Tat“ (1785, S. 217), die zugleich eine Lobsschrift ist für den damals berühmten Rästner, Professor der Mathematik in Göttingen. Es wird der plötzliche Tod von Häfeler's Sohn Julius, einem Schüler von Rästner, erzählt, und von der rührenden Trauer des Lehrers, die denn trotz aller Mathematik durchdrungen war von zärtlicher Empfindsamkeit. Rästner „küßte den Jüngling im Sarge, setzte eine atlassene Mütze mit einer Myrtenskrone auf sein Haupt, gab ihm einen Blumenstrauß mit den Worten in die Hand: Du warst mein Freund und warst der, der gewiß der zweite Newton geworden wäre. Er verwichte dann glühend im Gesicht viele Tränen und ging. Aber noch nicht genug. Am folgenden Tage ging er zum Grabe und bepflanzte den Hügel, unter dem sein Liebling schlummerte, mit einem Rosenstock.“ — Neben Häfeler verklingt der Name eines anderen aufgeklärten protestantischen Geistlichen, des Superintendenten Joh. Heinr. Helmuth<sup>1)</sup> in Calvörde, dessen populär astronomische Briefe „für das Frauenzimmer“ schon sehr tief in die Bildungssphäre hineinzuführen scheinen (1793, S. 221).

Ein schönes Zeitbild im Sinne gebildeter Männer ist eine Diskussion „Das Erziehungswesen betreffend“ (1789 und 1790). Ein Idealist fordert nach einer Zeit des Überganges und der Kritik (hier und oft liegen die Vergleiche mit der Gegenwart lehrreich nahe) einen Erziehungsplan, der wenigstens in den ersten Grundsätzen allgemein gültig festzustellen sei; ein solcher sei: Curandum est, ut sit mens sana in corpore sano. Der Realist erwidert dagegen: Wahrheit würde nirgends gleich gesehen, selbst jener vom Gegner zuletzt aufgestellte Hauptgrundsatz würde von zehn Leuten auf zehnfach verschiedene Weise gedacht. — Ganz im Sinne nüchternen Aufklärung ist der Vorschlag einer Prämie für den besten Schulmeister im Lande (1785, S. 170), und „der freiwillige Trauer-Absehbungs-Verein in der Stadt Holzminden und nahen Umgegend“ (1789, S. 129). — „Über den Umgang mit Freunden, ein Gespräch“ (1791, S. 637) nennt sich ein „Eingefandt“ eines praktischen Philosophen, der in behaglicher Breite, doch mit erfahrener und an den alten Klassikern gebildetem Urteile edle und freie Gedanken vorträgt. — Eine Beschreibung von „Wilhelm Tell's Gedächtnisfeier“ zu Art im Kanton Schwyz (1791, S. 833; 1792, S. 2) wird hauptsächlich gebracht

<sup>1)</sup> Ausführliches über H.: Johannes Beste, der Abt Häfeler und seine Familie im Braunschweigischen Magazin 1899, S. 41 ff. 49 ff.

<sup>1)</sup> H. starb in Calvörde am 21. Mai 1813 im 82. Lebensjahre und 51. Jahre seiner Amtsführung.

als ein vorzügliches Wahrzeichen eines im Sinne des Revolutionszeitalters freien Volkes, viele Jahre, bevor Schiller seine Dichtung schuf.

Weit weniger glücklich, als solche allgemeinen Lebensfragen behandelt wurden, sind die poetischen Beiträge ausgefallen. Zu dem Frischesten gehören die Mittheilungen über den Jäger Pofewitz (1786, S. 161 und 196), der ein gutes Stück des siebenjährigen Krieges mitmachte und seine Erlebnisse sowohl aus dem Stegreife, als auch gedruckt besang, z. B. im langen Quartiere von Ruhrtort:

„Ruhrtort! soll ich dich besingen?  
Nein, das geht unmöglich an,  
Weil man nie von kleinen Dingen  
Etwas großes singen kann.  
Wenn ich mich gleich krank besinne  
Fällt mir doch nichts anders ein  
Als das schöne Kind Dorinne;  
Diese muß besungen sein!

Doch werd' ich dies Kind besingen:  
So spricht schon die ganze Stadt  
Von viel hundert tausend Dingen,  
Die man nie begangen hat.  
Auch ihr andern zarten Kinder  
An dem Ufer von dem Rhein,  
Wollt auch ja wohl nicht minder  
Artig und besungen sehn.

Um dem Unglück vorzubauen,  
So besing' ich jedes Kind.  
Doch werd' ich nie einer trauen,  
Ob sie noch so artig sind.  
Viele kann ich zwar wohl leiden,  
Nur die Stolzen hasse ich;  
Und die Dummen zu vermeiden,  
Dieses ist ein Ding für sich.“

U. f. w.

Auch einige andere Gedichte gebildeterer Leute genügen billigen Ansprüchen, etwa die „Epistel an einen Freund“ (1791, S. 537). Einen breiten Platz beansprucht die Fabel und das moralische Lehrgedicht. Man muß sie als das nehmen, was sie sein wollten, und wird sich dann über manche elegante Auseinandersetzung freuen können. Zu dem Besten davon gehören die „Worte der Weisheit. Nach dem Morgenländischen“ (1793, S. 211):

„Sei nicht so stolz, den Punkt auf dem dein Ich  
Sich strotzend dreht, für der Unendlichkeit  
Noch nie gemessene Grenzen anzusehen:  
Und mit dem Maasstab, den du prahlerisch  
Zu klein für dein Größe glaubst, den Werth  
Des Andern, Millionenfach verjüngt,  
Zu messen; bis er endlich zum Atom,  
Zum siebenfach zerteilten Sonnenstrahl,  
Vor deiner Größe schwindet. — Hüte dich,  
Der Maasstab ward nicht einzig dir verliehn,  
Und andre messen eben so wie du.

Nicht dir allein war Adlersaug' — und Maul-  
wurfsblick

Dem Nächsten nur gegeben! — er sieht oft,  
Wo Stolz mit Schuppen deine Augen deckt,  
Die Blöße, die vergeblich ins Gewand  
Der Selbstsucht sich verhüllt: und darfst du drum  
Des Nächsten Auge schielend schelten, wenn  
Es nicht so sieht wie Deins? — Die Schöpfung ward  
Ja nicht allein nach Deinem Blick geformt;  
Und andre sehen besser oft wie du.“

Als Abschluß folgt dann noch das Gleichnis vom Splitter und Balken. In der gewählten Form spüren wir die klassische Höhe des Jahrhunderts.

Das erste Stück des Jahres 1793 bringt „eine Scene aus der Unterwelt: Die letzten Minuten des Jahres“ (1792). Das Jahr wird von dem Unterweltzrichter peinlich verhört, und als seine höchste Schandtat bekennend es: „Ich mordete auch — den Guelfen Ferdinand.“ — Man darf wohl diesen etwas übersehewänglichen Nachruf auf den Helden des 7jährigen Krieges August Raabe zuschreiben. Seine edle Begeisterung erscheint wieder im Odselde seines Enkels, wo sie dann ihren würdigsten Ausdruck fand. 1792 sendet Tiedge eine „Nachricht an das Publikum“ über seine Gedichte, auch der braunschweigische Hofkupferstecher Schröder empfiehlt einmal einen Kupferstich (1791, S. 779).

Von den moralisierenden Erzählungen braucht nichts Einzelnes hervorgehoben zu werden, obgleich sie sich in der zweiten Hälfte der Zeitschrift immer breiter machen, wie ja denn auch jene kleineren poetischen Beiträge immer häufiger erscheinen. Unter den Einsendern dieser platten, und doch so anspruchsvollen Sachen drängt sich bald ein gewisser Karl Busse<sup>1)</sup> vor, „Kandidat der Gottesgelehrtheit in Celle“, später Pastor zu Bleßeln im Hildesheimischen. Sein erstes bezeichnetes Gedicht (1792, S. 351) (er bezeichnet in der Folge immer, tief überzeugt von der Güte seiner Darbringungen) nennt sich „Liebe und Freundschaft. An Selmar;“ der zweite Beitrag heißt: „An eine Freundin, als ihr bange ward, daß der Feind auch bald zu uns kommen möchte. Rosenmonds, den 17. 1794. Gedicht.“ Dieser süßliche und gedunsene Ton zeigt sich auch gelegentlich in Busses beschreibenden oder belehrenden Aufsätzen. Das Publikum freilich wird dadurch nicht rasch ermüdet worden sein. Aber der Herausgeber scheint sich dagegen gestraubt zu haben. Das Holzmindische Wochenblatt verliert sich mit dem Beginne des Jahres 1795.

Die Bussesche Belletristik fand dann seit 1797, 24. Juni ein neues Organ in den „Holzmindischen Unterhaltungen“. In diesem Jahre findet sich neben Busse nur zweimal ein anderer Name. Diese Fortsetzung des Holzmindischen Wochenblattes erschien mit dem Jahre 1800 abermals unter anderer Über-

<sup>1)</sup> Vergl. Notermund, das gelehrte Hannover, Bd. 1. S. 331 ff.

schrift als „Holzmindensches Unterhaltungsblatt.“ Die wiederholten Titeländerungen zeigen genügend, daß das Unternehmen entgleist war.

Später bildete sich eine neue Zeitschrift in Quart „Wöchentliche Nachrichten und gemeinnützige Aufträge für den Weserkreis“, seit 1835 unter dem Titel „Wochenblatt für den Weserkreis. Holzminden, gedruckt und verlegt bei J. Erdmann.“ Auch diese Zeitschrift hat an selbständigem Werte ihre älteste Vorgängerin nicht erreicht.

### Bewegliche Lettern.

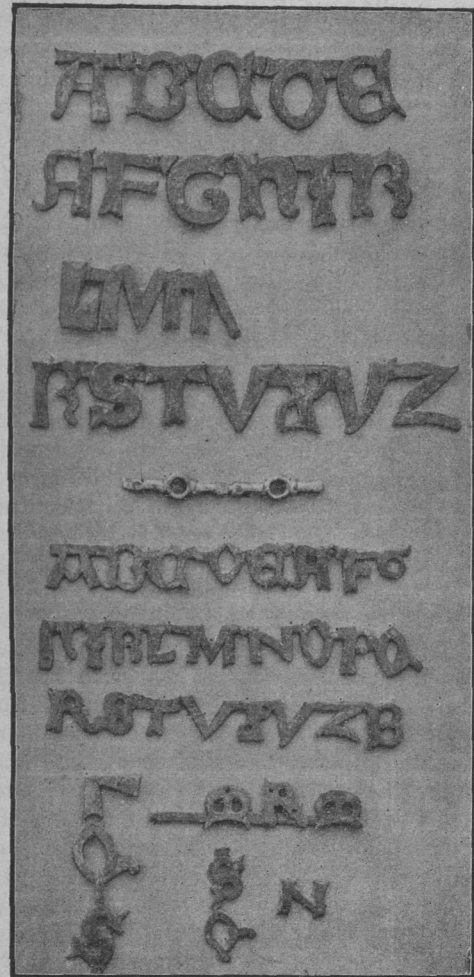
Wollte man die Leser des Magazins darauf hinweisen, daß sich in unserer Hauptstadt, und zwar an dem Altstadtmarktbrunnen, also aus vorgutenbergischer Zeit stammende „bewegliche Lettern“ befinden, so hieße das wohl „Löwen nach Braunschweig tragen“, wie sich bei Gelegenheit des Schriftstellertages 1883 ein namhafter Teilnehmer desselben in einem schmeichelhaften Trinkspruche ausdrückte. Die Tatsache ist hierzulande genügend bekannt, wenn auch die schon von dem „alten Sack“ daran geknüpfte Folgerung<sup>1)</sup>, man hätte jene Lettern nur einzuschwärzen und abzuklatschen brauchen, um Gutenberg einen Vorsprung abzugewinnen, von sachmännischer Seite aus bestritten werden muß. Immerhin bildet die Inschrift des Brunnens auch eine technisch höchst beachtenswerte Seltenheit, vielleicht sogar ein Unikum — oder findet sich ein gleiches auch anderswo?

Bis jetzt nicht beschrieben, also öffentlich nicht bekannt sind aber ein paar Alphabete gegossener beweglicher Buchstaben, die noch um ein Jahrhundert älter sind als der Brunnen und die sich im Städtischen Museum befinden, dessen Direktor, Herr Dr. Fuhs, mir davon Kenntnis gab und auch die Güte hatte, eine Photographie herzustellen, die hier autotypisch wiedergegeben ist.

Diese Alphabetreihen wurden gefunden beim Ausschachten des Grundes zur Höheren Mädchenschule in der Kleinen Burg, sie sind aus Bronze gegossen und, obgleich in gewissen Zusammenhängen, offenbar dazu bestimmt, auseinandergenommen und wieder, zu Wörtern gebildet, verbunden zu werden; diese Bestimmung tritt besonders deutlich hervor an einigen mit Nagel- oder Schraublöchern versehenen Buchstaben. Die beiden vollständigen Alphabete (nur im oberen, größeren fehlen ein Teil des N und die Buchstaben O P Q) sind in Querreihen gegossen; andere, von denen nur Defekte vorhanden, scheinen senkrecht verbunden. Auffällig ist in beiden Folgen der einem A ähnliche sechste Buchstabe, hinter dem dann F folgt; das fragliche Bild stellt jedoch, wie Herr Prof. Dr. Hänselmann mich gütig belehrte, nur eine andere Form des F vor, so daß also dieses

<sup>1)</sup> Altstümer der Stadt und des Landes Braunschweig (Br. 1841) S. 22 f.

Lautzeichen doppelt vertreten ist. Das B nach Z im zweiten Alphabet ist wohl angefügt zur Ausnützung des sonst leeren Raumes in der Gußreihe und weil B auch häufiger gebraucht wird. Der Gießer war auch auf Zieraten bedacht, wie die aus zwei Stücken bestehende Zierlinie beweist; jedes der beiden Stücke ist etwa 4 cm lang, und aus dieser Angabe kann der Leser auf die natürliche Größe auch der Schrift schließen. Die Dicke des Gusses beträgt etwa 2 mm.



Unter den vielen Fragen, die der nach der Schätzung aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende Fundgegenstand hervorruft, ist die wichtigste wohl die: Wo finden sich sichere Spuren oder deutliche Nachweise über die Verwendung solcher gegossener beweglichen Buchstaben? tragen vielleicht Glocken oder ähnliche Gußwaren aus jener Zeit mit ihnen hergestellte Inschriften, so daß wir Modelle vor uns haben? Schon in romanischer Zeit pflegte man auf das sog. Hemd des Glockenkerns Modelle oder Wachsabdrücke für die Inschrift und die bildlichen Darstellungen



gen aufzulegen, die sich in der Lehmform negativ vertieft abdrückten, um schließlich in der Glocke selbst wieder positiv (erhaben) herauszukommen. — Zunächst die Forschung nach dem weiteren Vorkommen gleicher Schriftbilder anzuregen, war der Zweck vorliegender Zeilen. L. Irmisch.

## Die Lage der ländlichen Bevölkerung im Kreise Gandersheim und Holzminden nach dem siebenjährigen Kriege.

Der dreißigjährige Krieg hatte unendliches Elend auch über unser Herzogtum gebracht. Städte und Flecken, Klöster und Schlösser waren ausgeplündert, mehr als dreihundert Dörfer waren in Asche gelegt. Die fruchtbarsten Äcker am Elbe und an der Oker, an der Leine und an der Weser waren von den Hufen der Pferde zertreten und lagen unbeackert da. Die abgebrannten Höfe hatten die Bauern verlassen und streiften, der fruchtlosen Arbeit überdrüssig, im Lande umher. Nach dem Ende des Krieges aber nahm man die Arbeit allmählich wieder auf. Die Höfe wurden wieder aufgebaut, man schaffte von neuem Vieh an, und der Pflug durchfurchte wiederum den schwarzen Boden. Die Mühe, die man aufwendete, wurde belohnt. Da brach der siebenjährige Krieg aus, und die Segnungen eines mehr als hundertjährigen Friedens gingen den Landleuten wieder verloren. Im Jahre 1757 brachen die Franzosen in die Städte und Dörfer der Kreise Gandersheim und Holzminden ein und vernichteten den geringen Wohlstand ihrer Bewohner.

In Warbsen wurde das Bachhaus zerstört, in Bisperode die Pfarrscheune angesteckt, das Dorf geplündert, in Høhe wurden sogar die sechs ledernen Feuereimer, die vorhanden gewesen waren, mitgenommen. Genau ist uns meistens der Verlust nicht angegeben. Mahlum litt viel, ebenso Nauen; in Zldhausen hatte ein Ackermann seine Felder wüst liegen, weil er in den „Kriegsdrublen“ alle seine Pferde bis auf eins verloren hatte, ebenso lag in Helmischerode viel Acker wüst. In Boffzen und in Harderode hatten die Franzosen einen großen Teil von Vieh aller Arten geraubt, in Bisperode die Teiche ausgefischt.

Dazu kam ein Viehsterben. In Wenzen waren viele Pferde an einem ansteckenden Grinde zu Grunde gegangen. Verschiedene Halbspänner in diesem Dorfe hatten keine Pferde und Kühe mehr und auch keine Mittel, sich welche anzuschaffen. Die Seuche hatte auch in Boffzen unter dem Hornvieh gewüthet.

Die so schon hart mitgenommenen Dörfer wurden im Jahre 1761 noch einmal vom Feinde heimgesucht. Über den Schaden, den sie in diesem Jahre erlitten, sind wir genauer unterrichtet. Wir finden nämlich

in manchen Dorfbeschreibungen einen Auszug aus dem Berichte des Oberstleutnants von Bötticher<sup>1)</sup>, den dieser im Jahre 1763 erstattete. Danach hatte Hahausen einen Verlust von über 8596 Thaler. Der Ort war während der Unruhen keine Nacht ohne Einquartierung gewesen. Die Bauern hatten viele Kriegsfuhren zu leisten gehabt, zwei Höfe waren abgebrannt, die andern hatten die Wirte verlassen. Alle Zäune waren „ruiniert“. Mahlum, dessen Ernte 1759 und 1760 durch Hagelschlag vernichtet war, verlor 1653 Thaler. 1762 hatte es eine Mißernte. Kein Pferd war im Stalle geblieben. Nauen, das gleichfalls Hagelschlag und schlechte Ernte gehabt hatte, verlor mit den vielen Pferden und 66 Kühen 9700 Thaler, es war „total ausfondrariert“. Dasselbe war der Fall in Neutwallmoden, wo noch zwei Höfe wüst wurden. Sein Verlust betrug 3568 Thaler, der Ostharings, das besonders großen Schaden im Holze hatte, 2300 Thaler. In Windhausen lagen zwei Halbspännerhöfe wüst, in Linnenkamp hatte man alles Vieh durch den Krieg verloren, in Denkehausen war durch die Franzosen die Schäferei und Viehzucht vernichtet, in Emmerhorn hatten die Feinde und Freunde so hausgehalten, daß die Leute sich nicht erholen und Vieh anschaffen konnten. Hier hatten die Engländer, wie in Linnenkamp, auch die Feuerleitern und -haken aufgebrannt, in Derenthal hatten die Franzosen die „Feuerwerkzeuge ruiniert.“

Bei dieser schon schlimmen Lage der Bauern drang die Gutswirtschaft, die natürlich von den Schrecknissen und Plagen des Krieges auch nicht verschont blieb, oftmals hart auf die Erfüllung der Pflichten und die Leistung der Abgaben ihrer Bauern. Herzergreifend klingen die Klagen dieser aus Zldhausen. Hier „suchte der adelige Hof die Bauern so hart mit Mühenfuhren nach dem Harze heim“, daß ihre Pferde ruiniert würden und, wenn das Frühjahr angehe und der Pflug zu Felde mußte, so „abgemergelt wären, daß sie die Köpfe hingen und alsdann zum Teil krepirten, auch zur Feldarbeit gar elend wären“. Würde der Dienst nicht „moderiret“, so würden sie lieber ihre Äcker liegen lassen, weil es ihnen unmöglich wäre, „es in die Vänge auszuhalten.“ In Scharfholdendorf war man, wie überall, darüber unzufrieden, daß das Korn und Futter so oft verdarb, weil der Zehntner zu lange auf sich warten ließ. Daher, meint der Kommissär Brauns, sei es besser, den Zehnten gegen die Pacht, so die Ämter gäben, den Bauern zu überlassen, das wäre „Sere-

<sup>1)</sup> Gustav Christoph von Bötticher, in Wolfenbüttel geboren, trat sehr jung in braunschweigische Militärdienste, wurde 1724 Fähnrich, 1731 Leutnant, 1740 Kapitän, 1749 Major und nahm 1754 seinen Abschied. Als Oberstleutnant a. D. bekam er vermutlich den Auftrag, den Schaden abzuschätzen, den die braunschweigischen Ortschaften im siebenjährigen Kriege erlitten hatten. Er starb 1767.

nissimo in der Folge ohnweit profitabler, denn wenn der Landmann Schaden an Korn leide, suche er Remission; habe er kein Futter, so sterbe das Vieh und sei die Folge alle Zeit für den Landesherrn schädlich.“ Über ungerechte Behandlung aber beklagte sich die Gemeinde Deensen. Niemals erhalte sie eine richtige Abrechnung wegen der Contribution. Die Herren von Campe machten immer neue Gelegenheiten zu Unrichtigkeiten, und das würde nach und nach so arg, daß in kurzem einige bei ihren Höfen nicht mehr bleiben könnten. Der Gemeinde wäre es zum Nachtheile, daß der Schweinehirt in der Ernte nicht zuerst hinter dem Erntewagen her auf die Stoppel käme, sondern der adelige Schäfer, der auch durch die bestellten Felder treibe, wo doch eigentlich keine Trift wäre, daß also die Früchte an den Wegen auf eine Rute breit öfter weggehütet würden. Klagen dürften sie bei der Obrigkeit nicht, denn erstlich würden sie nicht gehört und dann würden sie bei einer andern Gelegenheit wieder „gefaßt.“ Sperlingsköpfe könnten sie in natura nicht anschaffen und wollten gern Geld dafür geben, aber vier Pfennige „wäre zu hoch“, bei den fürstlichen Ämtern würden Krähenköpfe angenommen, hier aber nicht, und da bei den Ämtern ein Maulwurf für zehn Sperlinge zählte, so würde er hier nur für fünf Sperlinge angenommen. Sie drückte es auch, daß sie in der Brak von dem Lande Heuer (= Zins) geben müßten, was an andern Orten nicht Sitte wäre. Wenn aber gar der Flachß nicht geriete oder zu teuer wäre und das Leinen nicht viel kostete, so wäre ihre Nahrung schlecht.

Während man sich auch in Meimbrenzen darüber beschwerte, daß der adelige Hof, der den Fleischzehnten nur von den Gänsen zu fordern hätte, ihn auch von den Ferkeln ziehen wollte, lobte die Gemeinde Brunkenßen die Gutsherrschaft. Der adelige Hof helfe den Leuten, wie er könne, habe auch vor langen Jahren allen Röttern zwei Morgen Land zugelegt, um ihnen aufzuhelfen.

Wie stand es nun in dieser Zeit mit dem Schulwesen und dem Unterrichte der Kinder? Natürlich schlecht. In Ellierode war die Schule fast ganz eingefallen, sodaß sich der Schulmeister schlecht behelfen mußte; in Harderode war ein Schulhaus nicht vorhanden, ebensowenig in Kreipke und Linse.

In Nauen war der Schulmeister Leineweber, wie auch an vielen andern Orten, in Harderode verfaß der Großkötter Jörden, in Kreipke der Kleinkötter Riecke, in Linse der Hirt die Stelle des Lehrers. In Bittgenade wurden die Kinder im Sommer nicht zur Schule gehalten, vergaßen also wieder, „was ein ohnehin unwissender Schulmeister“ ihnen den Winter über beibringen konnte. Allein in Altgandersheim war die Schule ganz gut eingerichtet, zumal sich der Pastor Fabricius viel Mühe gab oft zu visitieren.

Es sah also auf dem Lande traurig aus. Der Herzog Karl, in dessen Kassen Ebbe war, fand nur geringe Möglichkeit, den Bauernstand zu heben, wiewohl ihm dies sehr am Herzen lag. Denn er verbesserte die Schulen und ließ den Bauern Anweisungen geben, wie sie durch Anpflanzungen einträglicher Pflanzen, namentlich der Kartoffeln und des Tabaks, die Erträge ihrer Äcker erhöhen könnten. Seinem Sohne Karl Wilhelm Ferdinand aber, der in seines Vaters Fußtapfen trat, gelang dies durch Verminderung des Zehntens und des Herrendienstes, durch Unterstützungen aus der fürstlichen Kammer und durch fortgesetzte Belehrungen und Anweisungen.  
Otto Schütte.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

### 22. Sitzung am 16. März 1903 zu Wolfenbüttel.

Oberlehrer Schütte berichtete über die Lage der ländlichen Bevölkerung nach dem siebenjährigen Kriege. Archivrat Dr Zimmermann hielt einen längeren Vortrag. Gegenstand desselben war „Professor Fr. A. Hackmann, ein Gelehrter und Abenteurer.“ Da beide Vorträge wohl zum Abdrucke gelangen werden, so können wir hier von einer weiteren Inhaltsangabe absehen.

### 23. Sitzung am 30. März 1903 zu Braunschweig.

Archivar Dr Mack sprach über die französischen Emigranten in Braunschweig. Er schickte voraus, daß er dieses Thema keineswegs erschöpfend behandeln, sondern lediglich die Hauptpunkte hervorheben und kurz besprechen wolle, zumal er das ziemlich reiche Quellenmaterial nur teilweise habe durcharbeiten können. Als vorwiegend von ihm benutzt nannte er die Kirchenbücher der katholischen Gemeinde zu Braunschweig, die Briefe Gustav Anton's von Wolfradt an den Hofrat Meibom und den Grafen Mellin, sodann die Biographie Herzog Karl Wilhelm Ferdinands von Rockels, Wokers Geschichte der Norddeutschen Franziskanermmissionen der Sächsischen Ordensprovinz vom Heiligen Kreuz, endlich die beiden Memoirenwerke „En émigration, souvenirs tirés des papiers du Cte A. de La Ferronnays (1777—1814) par le marquis Costa de Beauregard“<sup>1)</sup> und „Erinnerungen einer Urgroßmutter (Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787—1825 hgg. von Carl Graf Oberndorff“<sup>2)</sup>.

Daß gerade das braunschweigische Land ein Hauptasyl der Emigranten wurde, lag, wie Redner dann ausführte, einzig und allein an der ausgeprägten Vorliebe Karl Wilhelm Ferdinands für die Franzosen. Der Fürst eiferte auch hierin seinem Oheim und Vorbilde Friedrich dem Großen nach

<sup>1)</sup> 2. éd. Paris 1901.

<sup>2)</sup> Berlin 1902.

und genoß infolgedessen seinerseits hoher Verehrung in Frankreich, die bei jeder Gelegenheit in begeisterten Huldigungen ihren Ausdruck fand. Diese aber schmeichelten hinwiederum den Herzog und steigerten seine Zuneigung bis zu einem uns kaum noch verständlichen Grade. Dennoch schien er anfangs gewillt die Emigranten seinem Lande fernzuhalten, indem er in einem Reskript vom 3. November 1792 den Behörden befahl, daß allen Personen französischer Nation, die nicht in besondern Geschäften kämen, der Aufenthalt im Lande zu versagen sei. Wurde aber diesem Reskripte überhaupt je wirklich nachgelebt, so höchstens zwei knappe Jahre, denn in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wimmelte es in Braunschweig von Emigranten.

Die ersten freilich, von denen wir wissen, kamen schon Ende 1789 oder Anfang 1790, es waren der Graf Rasimir von Egmont und seine Gemahlin. Streng genommen zwar kann man diese nicht zu den französischen Emigranten rechnen: sie waren durch die Unruhen in den Oesterreichischen Niederlanden unter Joseph II. von ihren Besitzungen im Hennegau vertrieben worden. Indes waren sie auch auf französischem Gebiete begütert und hierdurch mit dem französischen Hofe eng verbunden. Um dieselbe Zeit oder bald nachher scheinen auch noch einige andere niederländische Emigranten sich nach Braunschweig geflüchtet zu haben, allein in wirklich beträchtlicher Zahl strömten Niederländer so gut wie Franzosen erst seit dem Ende des Jahres 1794 dorthin. Damals waren ja aber die Hauptzuckungen der Revolution schon vorüber, man muß also annehmen, daß die meisten Emigranten sich nicht geradeswegs nach Braunschweig begaben, sondern vorher schon anderswo Unterkunft gesucht und auch für längere oder kürzere Zeit gefunden hatten. Und in der That läßt sich für viele Emigrantenfamilien nachweisen, daß sie mehrere Jahre auf der Wanderung von Westen nach Osten zubrachten, immer wieder sich festsetzend und immer wieder von den weiter und weiter vordringenden Revolutionsheeren aufgeschreckt. So hatte der Graf Montfloreau (der spätere Schwiegervater des Grafen August de La Ferronnays), der mit den Seinigen Ende 1794 in Braunschweig anlangte, schon Ende 1791 Paris verlassen und unterwegs nach einander in Tournay, Brüssel, Maastricht und Düsseldorf Aufenthalt genommen. Ziemlich denselben Weg zog die Familie des Grafen Bueil, die gleichfalls 1791 ausgewandert war: sie machte in Tournay, Brüssel, Aachen und Düsseldorf Station, ehe sie sich im Dezember 1792 mit ihrem alten Freunde, dem berühmten Enzyklopädisten von Grimm, in Gotha niederließ. Von da folgte sie 1797 dem als russischen Ministerresidenten dort angestellten Herrn von Grimm nach Hamburg und von hier wiederum siedelten im nächsten Jahre die beiden Töchter des Hauses unter von Grimms Schutze nach Braun-

schweig über. Zu bemerken bleibt aber noch, daß die Emigranten in Braunschweig nicht etwa alle ein und derselben Epoche der Auswanderung angehörten, vielmehr in Anhänger der verschiedensten Parteien zerfielen, die je nach der politischen Lage zu verschiedenen Zeiten ins Ausland geflüchtet waren.

Als Zufluchtsstätten für Emigranten kommen, so weit sich bis jetzt erkennen läßt, vornehmlich vier Orte unseres Landes und seiner Umgebung in Betracht. Unter diesen wieder steht natürlich die Haupt- und Residenzstadt Braunschweig an erster Stelle, sodann folgt Wolfenbüttel, weiter Kloster Dorstadt und endlich Blankenburg, wo anderthalb Jahre lang, von Mitte 1796 bis zum Frühjahr 1798, König Ludwig XVIII mit kleinem Gefolge in bescheidenen Mietwohnungen hauste. Die Zahl der Emigranten, die das Herzogtum zu gleicher Zeit beherbergte, dürfte zu keiner Zeit mehr als 800 bis 900 betragen haben. Freilich beruht diese Schätzung nur auf sehr unsichern und lückenhaften Grundlagen, immerhin aber berechtigt sie zu der Behauptung, daß der Graf Merode viel zu hoch greift, wenn er in seinen Erinnerungen jene Zahl auf 2000 angibt. Den Ständen nach setzte sich diese Emigrantenschar in der Hauptsache aus Geistlichen, Aristokraten und Angehörigen der dienenden Klasse zusammen. Von den Geistlichen seien nur der Erzbischof von Rheims, der Oheim des berühmten Staatsmanns Talleyrand, und die Bischöfe von Viseux und Laon genannt, von den Aristokraten die Herzogin v. Montmorency, der Marschall de Castries nebst Familie, der ehemalige Kriegsminister Graf von Puységur und der Verfasser des berühmten Manifestes von 1792 Baron von Limon. Auch einige Literaten und Gelehrte begegnen unter den Emigranten, so der Dichter Abbé Delisle, der vormalige Professor der Mathematik und Physik an der Universität Douai Harleu und der bekannte holländische Dichter, Historiker und Sprachforscher Willem Bilderbijk.

Die Dauer des Aufenthalts der Emigranten in Braunschweig ist sehr verschieden gewesen. Nach dem Friedensschlusse von Campo Formio im Oktober 1797 sah sich Karl Wilhelm Ferdinand aus politischen Rücksichten genötigt ihnen zu erklären, daß sie das Land räumen müßten. Wirklich setzten nun manche ihren Wanderstab weiter, vor allen König Ludwig XVIII, der ein neues Asyl in Mitau fand; die große Masse der Fremden aber scheint doch noch weiter geduldet worden zu sein, denn die Zahl der auf Emigranten bezüglichen Eintragungen in den Kirchenbüchern der katholischen Gemeinde zu Braunschweig zeigt in den nächsten Jahren noch keine Abnahme. Diese tritt erst im Beginn des 19. Jahrhunderts ein, indes ein immerhin stattlicher Kreis von Emigranten hielt sich unter der Gunst des Hofes bis zur Katastrophe von 1806, die ihn dann freilich unbarmherzig auseinanderprengte. Einzelne



blieben aber auch darüber hinaus, der alten Heimat für immer entfremdet: als letzter von ihnen, wie es scheint, starb am 3. August 1835 der Weinhändler Jean Chauffe de Lunesse-Descourance, Ritter des Lilienordens. Eine Familie, die die zweite Generation überdauert hat, begründete von diesen in Braunschweig wirklich ansässig gewordenen Emigranten, soweit ersichtlich, nur einer, Charles Natalis aus Verdun, der am 25. Oktober 1795 mit Marie Jeanne Remi aus Chalons kopuliert wurde und späterhin das Hôtel de Prusse bewirtschaftete; seine Nachkommen leben noch heute unter uns.

Von besonderem Interesse ist es, einen Blick auf die materielle Lage der Emigranten in Braunschweig zu werfen. Einige unter ihnen verfügten über sehr bedeutende Mittel. So der Graf und die Gräfin Egmont, die von ihrem Überfluß viel an arme niederländische Emigranten abgaben, so der ehemalige Präsident des Parlaments von Paris d'Aligre, der außerordentlich geizig war, so die Gräfin de Pont, die wiederum sehr wohlthätig gewesen zu sein scheint, u. a. Die große Menge aber lebte, namentlich in den ersten Jahren, in sehr dürftigen Umständen. Allerdings tat der Herzog, was er vermochte, um dem Mangel aus seinen privaten Mitteln abzuhelfen, wie er denn auch einige französische Edelleute in Hofdiensten anstellte, manches thaten ferner, wie erwähnt, die reichen Emigranten. Aber diese Unterstützungen überhoben doch die meisten nicht der Notwendigkeit sich selber etwas zu verdienen. Viele gaben Unterricht, sei es in der französischen Sprache, wie der Abbé Delhôte, sei es im Zeichnen, wie Willem Bilderdijs, sei es im Tanzen, wie der Chevalier Duplessis. Andre wieder betätigten sich im Gewerbe oder Handel, wie Natalis, wie de Lunesse-Descourance. Die Damen aber fertigten bei den geselligen Zusammenkünften allerlei Handarbeiten zum Verkauf; sie strickten, wie die Gräfin de La Ferronnays erzählt, Strümpfe, stickten breite Gürtel mit Gagat, klebten Stroh auf Gaze zu Hüten. Dennoch konnte es vorkommen, daß einzelne Familien in die peinlichste Lage gerieten. Der Graf D'Mahony wurde im Mai 1799 von seinem Koch auf Lohnzahlung verklagt und erklärte bei der Gelegenheit, daß er durchaus nicht zahlungsfähig sei, und daß der Wagen, den jener als Sicherheit für seine Forderung beanspruche, nicht ihm, dem Beklagten, sondern seiner Frau gehöre, von dieser aber schon für ein Darlehn verpfändet worden wäre.

Wenngleich sicher ist, daß die Emigranten, wie anderswo, so auch in Braunschweig vielfach die Bescheidenheit und Zurückhaltung vermissen ließen, die sich für sie als Gäste in fremdem Lande geziemt hätte, so muß doch die Schilderung, die der Naturforscher und Philosoph Heinrich Steffens von dem zügellosen Treiben des Gefolges Ludwigs XVIII in Blankenburg und insbesondere von der vandalischen

Schändung des Blankenburger Schlosses durch diese Leute entwirft, als eine ganz phantastische Ausgeburt von Steffens' maßlosem Franzosenhass bezeichnet werden, denn gerade in Blankenburg haben die Franzosen ein sehr gutes Andenken hinterlassen. Die Emigranten in Wolfenbüttel pflogen, wie von Strombeck und von Bülow bezeugen, eine sehr angenehme und anregende Geselligkeit mit der gebildeten Klasse der Einwohnerschaft. In Braunschweig verkehrten sie mehr unter sich, unterhielten aber auch Beziehungen zur Hofgesellschaft, die sich schon daraus ergaben, daß die Fremden von dem ihm durch das Herzogspaar sehr erleichterten Zutritt zum Hofe eifrigsten Gebrauch machten. Infolgedessen sah, wie von Wolffradt gelegentlich bemerkt, der braunschweigische Hof aus, wie vormals der von Versailles, und das wurde von den Braunschweigern sehr übel empfunden. — Was die am Hofe zur Aufstellung gelangten Grafen Gallatin und Montjoie betrifft, so war jener nach Wolffradt ein unnützer hableur und wichtigtuerischer Narr, dieser aber ein gefährlicher Intrigant. Montjoie ist es gewesen, der dem Herzoge nach dem Tode des Fräuleins von Hertefeld die Mademoiselle Duquenoy vom französischen Theater in Braunschweig als Maitresse zuführte und so zu jenen widerwärtigen, wenn auch unbegründeten Gerüchten Anlaß gab, wonach die Katastrophe von Jena und Auerstädt durch den Verrat der Franzosen in des Herzogs Umgebung herbeigeführt worden sein sollte.

Baurat Krahe teilte nach Überlieferung durch seinen Vater mit, daß die Wohnung der Montmorenchs in der Elmstraße gewesen sei und daß als Schauplatz der bekannten Anekdote wohl Alt-Richmond angenommen werden müßte. Redakteur Haubold bemerkte im Einverständnis mit der Auffassung des Dr. Mack bezüglich der Glaubwürdigkeit der Steffens'schen Darstellung, daß die Emigranten in Blankenburg ein anderes Andenken zurückgelassen hätten, als Steffens behauptete.

Dann zeigte Museumsdirektor Meier einige Neufuerwerbungen für das Münzkabinett des Herzogl. Museums, die aus kürzlich gehobenen Funden stammen, vor: Brakteaten des Abtes Gerhard von Helmstedt (1230—1255), die im Kloster Mariental ausgegraben waren, solche aus einem Fund in Gotha (um 1180), die sich durch ihre Größe und ihren feinen Stempelschnitt auszeichnen, und schließlich Stücke des großen Fundes von Seega am Kyffhäuser um 1220), unter denen besonders der hochseltene münzgeschichtlich außerordentlich wichtige Brakteat Graf Siegfrieds von Blankenburg und ein Mülhnhäuser Brakteat Ottos IV genannt zu werden verdienen.

Endlich verlas Archivrat Dr. Zimmermann zwei Briefe des Herzogs Rudolf August von 1670 und 1702, die für die Zeit, wie für den Herzog sehr charakteristisch waren.

## Bücherschau.

Ricarda Such, Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig, H. Haessel 1902. 365 S. 8°. 5 Mk.

Wir haben an dieser Stelle<sup>1)</sup> den ersten Teil des Werkes von Ricarda Such, „die Blütezeit der Romantik“ angezeigt, als bereits die zweite Auflage erschienen war. Der zweite Teil mußte um so größeren Anteil erregen, als in dem ersten eine so erstaunliche Selbstständigkeit und Reife der Auffassung bekundet worden war. Wir hätten gern diese Vorzüge in der Fortführung des Themas wieder gefunden, aber, wir müssen es gestehen, wir sind etwas enttäuscht worden. Die so zuversichtlich und mutig ergriffene Aufgabe ist doch größer als ihre Vändigerin. Ich möchte bei diesem Buche wirklich lieber loben als tadeln, da ich es mit so großem Interesse in die Hand genommen und mit einer Aufmerksamkeit wie selten ein Buch gelesen habe. Ihm ist ein Verzeichnis der benutzten Werke angehängt worden, und dieser überaus ansehnliche Bücherreichtum gibt die Erklärung, warum sich die Verfasserin von ihrem Thema so weit hat entfernen können. Die Hauptschuld schreibe ich dem Interesse für Carus zu, das die Ökonomie ihres Werkes so gestört hat.

Ich würde mich mit einer formellen Anzeige des Buches begnügen können, wenn ich es nicht meiner Achtung für die Verfasserin schuldig wäre, meine Ansicht über das Buch zu begründen.

Zunächst soll auch für diesen zweiten Teil hervor gehoben werden, daß auch ihn eine Fülle schöner und treffender Bemerkungen auszeichnet, aber sie schmücken es mehr hier und da überraschend, als daß sie das Ergebnis wohl organisierter Arbeit wären. Die Überschriften schon der einzelnen Abschnitte lassen keine mitzwingende Marschroute erkennen. Das Buch fängt nach einem Überblick sehr richtig mit „der Zerstreuung“ an, der sich dann noch ein Abschnitt „Schöne Fremde und heimischer Nord“ anreicht. Ich glaube, wir gehen nicht fehl, wenn wir der Meinung sind, daß sich hier am Passendsten die mehr Persönliches behandelnden Abschnitte „Romantische Lebensläufe“, „Brentano“, „E. T. A. Hoffmann“ angegliedert hätten. Statt dessen wendet sich die Verfasserin dem Kapitel „Romantische Weltanschauung“ zu und behandelt sodann „Neue Wissenschaften“, „die romantische Zahl“, „die Menschen und das Tier in der romantischen Weltanschauung“. Somit eröffnet sie sich die Bahn für eine Reihe höchst fesselnder Erörterungen, aber der eigentliche Zusammenhang geht verloren, namentlich durch Einführung von Forschern, die in der beliebten Zusammenstellung nicht selten mehr verwirren als belehren. Wir vermissen in diesen Kapiteln eine feste Führung. Es wird nicht deutlich gemacht, wer nun eigentlich

die konkreten Träger dieser sogenannten romantischen Gesamtanschauungen sind. Um das zu erreichen, hätte sich die Verfasserin davor hüten müssen, die Romantiker als eine Art geschlossene Partei aufzufassen, die nach Fraktionsbeschlüssen sich öffentlich äußert. Gerade indessen die Genealogie der Wirkungen und Beeinflussungen hätte nach dem Kapitel „die Zerstreuung“ gegeben werden müssen statt dieser von starken Anachronismen nicht freien Erörterungen. Dafür entschädigt uns die Verfasserin durch einen vielleicht ungewollten Einblick in ihre Arbeitsweise. Ein interessantes Buch, das der Erfassung des Wesens der Romantik förderlich sein könnte, zieht die Lesung des nächsten nach sich, und immer schwieriger wird die Organisierung des stetig anschwellenden Zettelhaufens. Das wird besonders deutlich in den Kapiteln über die romantischen Lebensläufe. In dem eigentlich so überschriebenen nimmt Brentano schon das meiste Interesse für sich in Anspruch; dennoch wird ihm noch ein besonderer Abschnitt gewidmet. Was die Verfasserin über ihn sagt, zeugt von einem meisterhaften Verständnis dieser zusammengesetzten Natur. Besonders sei angemerkt, wie sie ihn Seite 186 charakterisiert. Nächst ihm interessiert die Verfasserin besonders Hoffmann, den sie sehr gut kennt. Schenkte sie Brentano ein Vorwort, so sind „die Nachtseiten in der Literatur“ eigentlich ein Anhängsel an den Abschnitt über Hoffmann, der auch sonst in dem Buche geistert und umgeht. — Die Neigung der Romantik zum Katholizismus hat die Verfasserin wohl nicht ganz ausreichend erklärt, selbst wenn man den Abschnitt über „die Kunst des Unendlichen“ zu den Ausführungen darüber dazu rechnet. Die „romantischen Ärzte“ nehmen ein Kapitel von mehr als dreißig Seiten in Anspruch und fesseln nicht sonderlich mehr, nachdem der psycho-physischen Exkurse schon genug vorangegangen sind. Denen gegenüber ist die Verfasserin der Politik wirklich nicht gerecht geworden. Das überwiegende Interesse für die Naturwissenschaften und ihre Verührung mit der geistigen Welt hat sie die überragende Bedeutung der Romantik für die Politik und die Auffassung der Geschichte nicht richtig einschätzen lassen.

Eine wirklich weiterkommende Darstellung der Romantik kann das Werk Ricarda Suchs nicht genannt werden, so reich es an einzelnen feinen Analysen und schönen Tief- und Fernblicken ist. Um ganz abzusehen von nicht wenigen Nachlässigkeiten im Äußeren, müssen wir das fast völlige Fehlen Kleists als einen Mangel bezeichnen, für den die häufige Heranziehung Denaus nicht entschädigt. Und wo bleibt Jean Paul? Eine Auseinandersetzung mit dieser fesselnden Persönlichkeit des romantischen Zeitalters hat die Verfasserin gänzlich gemieden.

Karl Mollenhauer.

<sup>1)</sup> Br. Mag. 1901 S. 208.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Mat.

Nr. 5.

[Nachdruck verboten.]

## Ein Strafverfahren in guter alter Zeit.

Von A. Ludewig.

Aus dem im Landgerichtsgebäude zu Braunschweig befindlichen als belanglos bei Seite geschafften alten Gerümpel ist mir eine verstaubte Akte zu Handen gekommen, welche kulturhistorisches Interesse genug gewährt, um vor ihrer Vernichtung ihren wesentlichen Inhalt dem Publikum noch einmal vorzuführen. Dieselbe trägt die Aufschrift:

Acta inquisitionalia: Catharinae Marien Meyers,

Christoph Jürgens Rel.<sup>1)</sup> puncto falsi betr.

und enthält neben einem unvollendeten Index 70 Blätter, leidet aber an einiger Unvollständigkeit, indem man namentlich das gefälschte Attest vermißt, um welches die ganze Untersuchung sich dreht. Trotzdem läßt sich der Gegenstand und der Verlauf der Untersuchung noch in allen wesentlichen Stücken erkennen und verfolgen.

Das hier vorliegende Verfahren beansprucht in erster Linie deswegen unser Interesse, weil in demselben noch einmal die Tortur (Folter) zur Anwendung gebracht worden ist. Später ist solches in unserm Lande überhaupt noch fünfmal vorgekommen, zum letzten Male 1771 gegen den bekannten Einbrecher Riechers, welcher Fall in Görge's vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten<sup>2)</sup> — wenigstens, soweit es den Verlauf der Tortur selbst betrifft — anschaulich und ausführlich dargestellt ist. Gesehlich beseitigt ist übrigens die Tortur bei uns erst 1849 durch Einführung der Strafprozeß-Ordnung. Mir ist noch eine spätere Akte, behandelnd ein Strafverfahren gegen die Ehefrau des Kompagnie-Chirurgen Spies wegen Partirerei, zu Gesicht gekommen, nach welcher im Jahre 1783 vom Räte der Stadt Braunschweig die peinliche Befragung nochmals erkannt, jedoch nicht in Vollzug gesetzt ist, weil Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die erforderliche Genehmigung verweigert hat.

<sup>1)</sup> Relicta: Hinterlassene, Witwe.

<sup>2)</sup> III. Jahrg. (Br. 1845) S. 251 ff.

Die Veranlassung zu unserm Falle war folgende:

Am 27. Juni 1763 wurde zu Braunschweig eine Weibsperson beim Betteln angehalten und auf dem Neustadt-Rathause vorgeführt, woselbst von einem wohlweisen Bürgermeister und Räte, sowie dem denselben unterstellten Inquisitionsgenrichte die Rechtspflege geübt wurde. Erstere — an anderer Stelle wird dafür auch der Ausdruck „Senatus“ gebraucht — fällen die Entscheidungen und erlassen die erforderlichen Berichte und sonstigen Schreiben, Letzteres vollzieht die Verhöre der Inquisiten und Zeugen, und zwar unter Leitung des Gerichtsverwalters Benfin, welchem bei den wichtigern Verhandlungen noch andere Beamte beigeordnet sind. Für die nachher zu erwähnenden „peinlichen“ Befragungen wurde außerdem der Nachrichter Mathies mit seinen Leuten aus Wolfenbüttel verschrieben. — Besagte Person gab in dem sofort angestellten summarischen Verhöre an: Sie heiße Catharine Marie geb. Meyer, sei die Witwe des Schulzen Christoph Jürgens zu Zwehren bei Rassel und 45 Jahre alt; sie habe im Kriege — dem soeben beendeten siebenjährigen — ihr gesamtes Hab und Gut verloren, namentlich sei ihr Haus eingeeßert, und sie habe, nachdem ein Herr von der Assenburg zu Haus Meindorf ihre drei unmündigen Kinder zu sich genommen, seit Fastnachten ihre Heimat verlassen, um durch Betteln im Umherziehen wieder zu etwas Vermögen zu gelangen; sie habe bereits zahlreiche Ortschaften mit gutem Erfolge durchzogen und sei von Celle direkt anher gekommen. Die Person führte bei sich ein schriftliches „Attestat“ — wohl ein Zeugnis ihrer Würdigkeit und Bedürftigkeit zum Empfange milder Gaben —, welches unterzeichnet war mit dem Namen eines Freiherrn Christian von König zu Zwehren und welches sogleich mit Grund als gefälscht beanstandet wurde, weil es außerdem versehen war mit einem fürstl. Nassau-Dransischen Siegel. Die Person versicherte, das Attestat tatsächlich so, wie es vorlag, von dem genannten Aussteller erhalten zu haben, wußte aber für das darunter befindliche Siegel keine Erklärung

zu geben. Sie wurde daher in die „Frohnerey“ in Gewahrsam gebracht und die auf Klarstellung der anscheinend vorliegenden Fälschung gerichtete Untersuchung begann.

Zunächst fand ein Schriftwechsel mit der Fürstl. Landgräflichen Regierung zu Kassel statt.

Da nun von Kassel her die Mitteilung erging, daß ein Freiherr von König zu Zwehren niemals existiert habe und das fragliche Urteilstat „falsch und erdichtet sei“, so wurde solches der Inquisitin in einem nunmehr am 1. August angestellten „artikulierten“ Verhöre — d. h. einem solchen, in welchem zu Protokoll die einzelnen vorgelegten Fragen (Frage-Artikel) bestimmt formuliert und die bezüglichen Antworten daneben gesetzt werden — vorgehalten. Inquisitin blieb indes trotz eindringlichen Zuredens in allen Punkten bei ihren früheren Angaben, deren Wahrheit sie „mit vielem Weinen“ beteuerte.

Es wurde sodann, am 6. August, ein Bericht vom Bürgermeister und Rat an Se. Durchlaucht den Herzog erstattet. Nachdem darin der Sachverhalt dargelegt war, heißt es weiter: „Ob nun gleich die Inquisitin des committierten falsi zur Genüge überführt worden und ihres versagten Geständnisses ungeachtet wider sie erkannt werden kann, so scheint uns dennoch die Sache von der Wichtigkeit zu sein, daß wir ohne weitere Untersuchung noch zur Zeit nicht zu einem Erkenntnis über das Delictum schreiben mögen. Denn der Vorfall, daß ein Fürstliches Siegel gemißbraucht worden, ist von höchst wichtigen Folgen, wenn der wahre Thäter nicht erforschet und weitere Verfälschungen dadurch gehemmt werden. Da nun die Inquisitin auf eine recht hoshafte Art sich weigert, die wahre Bewandnis dieses falsi zu eröffnen und hierdurch wieder sie ein dringender Verdacht entsteht, daß bei diesem Vorfall ein schwereres Verbrechen zum Grunde liege, welches sie durch ihr Leugnen und allenfalls durch Übernehmung einer arbitrariischen Leibesstrafe zu unterdrücken suchet (?), um die etwaigen Complicen zu schonen und selbst einer schwereren Strafe zu entgehen, so sind wir des unterthänigsten Darshaltens, daß die Inquisition entweder durch Stockschläge in geschärftem Maße (!) oder durch eine Verbal-Territion zu einem aufrichtigen Bekenntnisse, von wem sie das Urteilstat erhalten und was bei diesem committierten falso weiter vorgefallen, zu bewegen sei.“

Also: Die That, wegen welcher die Beschuldigte „in Inquisition geraten“, ist bereits spruchreif. Trotzdem soll gegen dieselbe, und zwar mit scharfen peinlichen Maßregeln, weiter vorgegangen werden zur Aufklärung von Punkten, welche gewiß für das Gemeinwesen von Interesse sind, jedoch für die gegen die jetzige Inquisitin zu verhängende Strafe kaum ins Gewicht fallen können. Man vergleiche

damit die Bestimmungen unserer heutigen Strafprozeßordnung § 153 Abs. 1: „Die Untersuchung und Entscheidung erstreckt sich nur auf die in der Klage bezeichnete That und auf die durch die Klage beschuldigten Personen“, und § 188 Abs. 1: „Die Voruntersuchung ist nicht weiter auszudehnen, als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen oder der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei.“

Der auf jenen Bericht erfolgende Bescheid des Landesherrn besagt nun, daß die Fürstl. „durch Real-Territion<sup>1)</sup> zum Bekenntnis der Wahrheit zu bringen“ sei. Dieser allerhöchste Befehl ist der Inquisitin am 25. August eröffnet. Dieselbe bleibt bei ihren bisherigen Angaben, bemerkt übrigens, „sie habe seit 14 Tagen den Durchfall gehabt, weswegen sie sich sehr übel befinde“. Nachdem indes eine vom 29. August datierte Bescheinigung des Stadtphysicus Dr. von Hagen dahin eingegangen war, „daß die Inquisitin Fürstl. völlig rekonvalescent und nichts im Wege sei, weswegen die ihr zuerkannte Strafe (?) noch nicht an derselben vollzogen werden könnte“, wurde in der Nacht vom 1/2. September zur Ausführung der verfügten Maßregel geschritten. Zunächst wurde die aus der Frohnerei heraufgeholte Inquisitin ernstlich zur Wahrheit ermahnt, dann wurde sie einem nochmaligen artikulierten Verhöre unterworfen. (Alle diese Verhöre sind unter einander von einer ermüdenden Gleichförmigkeit in Bezug auf die Fragestellung, auch werden oft noch Fragen an die Beschuldigte gerichtet, welche durch die vorausgegangenen Antworten bereits gegenstandslos geworden sind). In diesem Verhöre nun kommt Inquisitin mit der neuen Angabe hervor, daß sie das Urteilstat zwar von Herrn von König erhalten habe, daß solches aber von dessen Gerichtshalter Friede geschrieben sei. Diese Auskunft konnte füglich nicht genügen und das Protokoll fährt wörtlich fort:

„Da nun die Inquisitin bei ihrer Halsstarrigkeit beharrt und dem Scharfrichter der Inhalt des Erkenntnisses, soviel ihm zu wissen nötig, kund getan worden, so ist dieselbe nach dem Weinungskeller gebracht und daselbst ferner in aller Güte erinnert, mit der Wahrheit nicht länger zu hinterhalten, sondern Gott und der Obrigkeit die Ehre zu tun damit herauszugehen, mithin ihren Leib nicht martern zu lassen. Es ist aber Inquisitin dabei geblieben, daß sie die Wahrheit gesagt, weiter nichts getan, als gebettelt habe, daher sie dem Scharfrichter übergeben, welcher sie entblößt und entkleidet, für Bekenntnis der Wahrheit ermahnet, ihr alle instru-

<sup>1)</sup> Unter „Verbal-Territion“ ist die Vorzeigung und Erläuterung der Marterwerkzeuge durch den Richter, unter Real-Territion“ die daran sich schließende Vorbereitung der wirklichen Tortur — Anbinden an die Leiter, Anlegung (noch nicht Anwendung) der Marterwerkzeuge usw. — zu verstehen.

menta torturae vorgezeigt, sie zur Leiter geführt und anbinden lassen. Worauf die Inquisitin sagt, wenn sie sofort sterben solle, so wolle sie bekennen. Man hat sie darauf losmachen und vortreten lassen“ (noch immer entblößt und entkleidet!) „sie ist aber bei ihrem vorigen verblieben. Weswegen sie wieder zur Leiter geführt, angebunden und ihr die Daumenschrauben angelegt worden. Der Scharfrichter läßt damit zuschrauben.“ (Geht also schon über die Grenzen der bloßen Schreckung hinaus). „Inquisitin ruft: Ach Gott, ich will es nun bekennen. Hierauf ist Inquisitin los gemacht und hat vor den Tisch treten müssen“.

Das nun folgende „Bekennnis“ klingt allerdings auch noch wenig wahrscheinlich. Danach sei das Attest, angeblich im Namen des Herrn von König, ihr, der Jürgens, durch den Gerichtsherrn (Sekretär) Fricke übergeben, nachdem solches im Auftrage des Letztern durch dessen Bruder, den ehemaligen Küchenschreiber Fricke zu Kassel, — dessen Wohnung ganz genau beschrieben wird — angefertigt worden; der Küchenschreiber Fricke habe überhaupt für 14 Personen derartige Atteste gefertigt und sich dafür je 24 Mariengroschen „in gutem Gelde“ zahlen lassen. Man hat sich indes einstweilen mit diesen Angaben begnügt, die Inquisitin in die Haft zurück führen und dieselbe am 3. September in einem abermaligen weitläufigen artikulierten Verhöre ihr Geständnis wiederholen lassen, wobei dieselbe ausdrücklich versichert, daß Herr von König, sowie die Gebrüder Fricke wirklich existierten.

Es wurde nun abermals die Regierung zu Kassel in Anspruch genommen, um festzustellen, inwieweit die letzten Angaben der Inquisitin auf Wahrheit beruhten. Die Ergebnisse der hierüber angestellten Untersuchungen gingen am 3. November — zwei Monate nach dem letzten Verhöre — ein und besagten, daß an den von der Inquisitin bezeichneten Orten weder von einem Sekretär Fricke noch von einem vormaligen Küchenschreiber dieses Namens etwas bekannt war, eben so wenig auch von der angeblichen Witwe Katharine Marie Jürgens geb. Meyer selbst. Letzere, hierüber zur Rede gestellt, blieb mit größter Unverfrorenheit bei ihren Behauptungen; sie wunderte sich, daß der über ihre Persönlichkeit vernommene Aktuaris Höhmann zu Zwehren sie nicht kennen wollte und versicherte wiederholt, „es sei alles andern, was sie von Herrn von König, dem Gerichtshalter und dem Küchenschreiber Fricke in anteactis vorgegeben hätte.“ Eine — erst jetzt — von dem Fürstlich Nassauischen Geheimrate von der Lütke eingeholte Auskunft ergab dann noch, wie zu erwarten, die Unrechtheit des unter dem Attestat befindlichen Siegels.

Bei dieser Sachlage wurde nun am 25. November 1763 von Bürgermeister und Rat (unterzeichnet Hurlbusch) für Recht erkannt, „daß Inquisitin,

wenn sie ihr Bekenntnis in Güte zu tun sich ferner verweigern sollte, von neuem dem Scharfrichter dergestalt zu untergeben, daß er sie ausziehe, zur Leiter führe, die zur Peinlichkeit gehörigen instrumenta vorzeige, die Daumenschrauben anlege, damit wirklich zuschraube, auch einigemal darauf klopfe, jedoch daß es hierbei verbleibe, wobei Inquisitin mit Vorstellung derer wider sie streitenden Anzeigen über folgende interrogatoria:

— folgen 13 Fragen-Artikel —

zu vernehmen. Wenn nun ihre sowohl in Güte als vor dem Scharfrichter gethane Aussage alles Fleißes registrieret und ad acta gebracht worden: so ergeht in der Sache ferner, was recht ist.“ Dieses „interlocutorische“ Urteil wurde auf erstatteten Bericht vom Herzoge durch Reskripts vom 5./8. Dezember bestätigt.

Mit Ausführung desselben bewies man indeß eine große, freilich mit entsprechender Verschleppung verbundene, Langmut. Die Inquisitin wurde zunächst nochmals einem ungezwungenen artikulierten Verhöre unterworfen, in welchem sie ihre Behauptungen im wesentlichen wiederholte, jedoch in Einzelheiten ausschmückte, u. a. behauptete: der Justitiarius Fricke, „ein großer starker Mann“, wäre inzwischen von Zwehren verzogen; sie hätte denselben in Celle getroffen, wo er gewerbmäßig falsche Bettelatteste angefertigt; sie hätte solches gemeldet, um die Verhaftung des Fricke zu erwirken; Letzterer wäre aber zeitig ausgerückt u. dgl. m. Andre Angaben führten zu einer Untersuchung darüber, ob Inquisitin einmal den Beinamen „die lange Meyern“ geführt habe und als solche in Meinerken inhaftiert gewesen sei. Der Scharfrichter wurde am 15. Dezember verschrieben, Tags darauf wieder abbestellt und erst im folgenden Februar von neuem gerufen.

Am 20. Februar 1764, Abends 9 Uhr, begann dann wirklich das zweite, und diesmal sehr ernstliche, peinliche Verhör. Gegenwärtig waren dabei die Herren Gerichtsverwalter Benfin, Gerichtsvoigt Wiese, Assessor Mock, Assessor Cuhn, Auditor Wegener; das Protokoll ist beglaubigt vom Secretarius Köhler. Den Gang des Verhörs wird am besten eine wörtliche Wiedergabe der wesentlichen Stücke des Protokolls veranschaulichen:

„Es ist Inquisitin Catharine Marie Meyers, Christoph Jürgens Mel., aus der Frohnerei herauf gebracht und ihr abermals beweglich zugeredet, mit der Wahrheit herauszugehen, widrigenfalls sie durch die Marter zum Bekenntnisse der Wahrheit gebracht würde. Worauf dieselbe geantwortet, sie habe vorherhin die Wahrheit gesagt und sie könne ein andres nicht bekennen, als sie bereits getan hätte, daherо dann dieselbe fernerhin in Güthe befragt worden:

Frage 1:

Ob sie das . . . Attestat gefertigt?

Antwort:

Nein, das habe sie nicht gethan."

(Bei früheren Verhören hatte Inquisitin noch hinzugefügt, sie könnte weder lesen noch schreiben).

"Frage 2:

Oder dasselbe verfertigen lassen?

Antwort:

Es wäre zu Zelle bei einem Unteroffizier Namens Röhrbein, welcher unter Hochfürstl. Braunsch. Lüneburgischer, dann auch unter Königl. Großbrittannischer und Churfürstl. Braunsch. Lüneburgischen Troupes gestanden, verfertiget. Und dieser Röhrbein sei jetzt zu Zelle, auf der Neustadt, zunächst einem Galgen, wohnhaft. Es wären damals der Gerichtshalter und der Küchenreiber Friden dabei zugegen gewesen, welchen sie, Inquisitin, eidlich angeloben müßte, daß sie nicht sagen wolle, von wem sie solches Attestat bekommen habe".

(Also ein wesentliches Novum).

"Frage 3:

Von wem?

Antwort:

Sie habe es von vorgedachtem Röhrbein erhalten, und zwar in Gesellschaft der Gebrüder Friden. Sie habe diese beiden Leute arretieren lassen wollen, dieselben aber wären schon entwichen gewesen, den p. Röhrbein aber habe sie nicht angeben wollen, weil sie es nicht besser verstanden hätte.

Frage 4:

Ob sie das Siegel darunter gedrückt?

Antwort:

Nein, sondern der älteste Friden und besagter Röhrbein hätten solches in ihrer Gegenwart gethan.

Frage 5:

Oder darunter drücken lassen?

Antwort:

Nein.

Frage 6:

Von wem?

Antwort:

Sie berufe sich auf das, was sie eben kurz zuvor gesagt hätte.

Frage 7:

Wo sie das Siegel bekommen?

Antwort:

Der Gerichtschreiber Friden hätte das Siegel gehabt.

Frage 8:

Ob sie gewußt, daß es ein Fürstliches Siegel sei?

Antwort:

Nein."

Folgen dann noch fünf Fragen über minder wesentliche, bei frühern Verhören bereits zum Überdruße erledigte Punkte. Die erhaltenen Antworten haben dem Gerichte — wohl mit Recht — nicht genügt, denn es heißt weiter im Protokolle:

"Hierauf ist der Nachrichten Matthies herein gefordert und demselben aus dem — vorerwähnten —

Urtheil eröffnet, wie er sich mit der Tortur zu verhalten habe. Nach dessen Abtritt aber ist die Inquisitin nach dem Reinigungskeller gebracht, woselbst sie abermals mit dienlichen Ermahnungen erinnert worden, Gott und dem Gerichte die Ehre zu geben und, um sich selbst keine weitere Marter zuzuziehen, mit der Wahrheit heraus zu rücken, mithin ein aufrichtiges Bekenntnis zu thun. Als sie aber alles Ermahnens ohngeachtet weiter nichts bekennen wollen, so ist sie dem Nachrichten übergeben, welcher ihr alle zur Peinlichkeit gehörige Instrumente vorgelegt, dabei sie bedeutet, wenn sie die Wahrheit nicht bekennen würde, sie damit belegt und gemartert werden solle, bei ihrer Halsstarrigkeit aber dieselbe an die Leiter führen und entkleiden lassen. Worauf die Inquisitin geäußert, wie sie gern (!) in Güte bekennen wolle, daher sie vor den Tisch treten müssen und sich folgendergestalt vernehmen lassen."

Bei dem nun wiederholten Verhöre beantwortet Inquisitin die Frage, ob sie das Attestat verfertiget, folgendermaßen:

"Nein, das habe ein gewesener Unteroffizier Röhrbein zu Zelle gemacht. Sie müßte gestehen, daß sie die Obrigkeit belogen, da sie vorhin angegeben, als ob ein gewesener Gerichtshalter Namens Friden dabei gewesen wäre, auch habe kein Küchenreiber Namens Friden sich dabei befunden. Ein anderer Kerl aber, welcher sich Friden genannt, wäre mit dabei gewesen, welcher einen grünen Rock getragen hätte. Sie wäre mit Röhrbein in einem Wirtshause auf der Blumenlage bekannt worden, und dieser habe sie dahin beredet, daß sie das Attestat sich machen lassen möchte."

Auch das genügte nicht, es heißt weiter:

"Wie nun Inquisitin bei ihrem Leugnen verharret, so ist sie wieder zur Leiter geführt und angebunden und sind ihr die Daumenschrauben angelegt.

Urgicht<sup>1)</sup> bei den Daumenschrauben.

Der Scharfrichter läßt damit zuschrauben.

Inquisitin schreiet, sie wisse nicht, wo das Siegel hergekommen, sondern Röhrbein habe dasselbe gehabt.

Es wird darauf geklopft.

Inquisitin bleibt bei ihrem vorigen, und sie wisse nicht, daß es ein Fürstliches Siegel gewesen sei.

Der Scharfrichter läßt damit fortfahren.

Inquisitin wiederholt ihr voriges, sie könne weiter nichts sagen, es sei die Wahrheit. Inquisitin ruft und winselt sehr, sie hätte um die Wunden Christi, sie könne nichts weiter sagen.

Es wird ferner auf die Daumenschraube geklopft.

Inquisitin sagt, sie wolle alles bekennen.

Solchem nach wurde die Inquisitin losgemacht und vor den Tisch gebracht. Sie verblieb aber dabei, daß Röhrbein das Siegel gehabt habe. Ein

<sup>1)</sup> Alter Ausdruck für Auslage beim Verhöre.

Petschierstecher, in Braunschweig auf der Schuhstraße wohnhaft, habe das Petschaft gemacht, wie Röhrbein in Zelle ihr solches gesagt hätte, und dieser habe solches von einem Pässe abstechen lassen. Es habe aber Röhrbein ihr nicht gesagt, was es vor ein Petschaft sei, er habe nur überhaupt sich verlauten lassen, es sei ein adeliges Petschaft.

Es ist die Inquisitin abermals zur Leiter geführt und sind ihr die Daumenschrauben ferner angelegt.

Worauf dieselbe ruft, sie wolle gern die Wahrheit sagen, daher ihr die Daumenschrauben wieder abgenommen und sie vor den Tisch gebracht worden.

Und Inquisitin bekennet, es habe Röhrbein gesagt, es sei ein fürstliches Petschaft, und zwar von Bergen, oder sonst, welches sie wieder vergessen hätte.

Der Scharfrichter meldete, daß er auf dem Rücken der Inquisitin einige Merkmale eines Staupenschlages wahrnehme. Die Inquisitin leugnet, daß sie einen Staupbesen bekommen habe, ihr Ehemann habe sie aber wohl geschlagen.

Nachdem die übrigen Quaestiones, worüber der Inquisitin Geständnis extra locum torturae bereits vorhanden, derselben auch in loco torturae vorgehalten worden und dieselbe dabei verblieben ist, so hat dieselbe sich wieder ankleiden müssen und ist nach der Frohnerei zurückgebracht“.

Drei Tage später, am 23. Februar, hat dann, dem damaligen Verfahren entsprechend, Inquisitin vor den Gerichtstisch treten müssen, um sich über die bei der peinlichen Befragung ihr abgerungenen, Punkt für Punkt mit ihr durchgegangenen Angaben nochmals — vermeintlich ungezwungen — zu erklären. Dieselbe hat nunmehr ihr Bekenntnis mit unwesentlichen Änderungen und Zusätzen wiederholt.

Mit der tatsächlichen Richtigkeit dieses neuen Bekenntnisses befaßte sich dann die weitere Untersuchung. Zunächst wurde der von der Inquisitin erwähnte auf der Schuhstraße in Braunschweig wohnhafte Petschierstecher als Zeuge vernommen, welcher bestritt, das fragliche Siegel angefertigt zu haben.

Von größerem Erfolge waren die auf diesseitiges Ersuchen zu Celle vorgenommenen Ermittlungen bezüglich der von der Inquisitin angegebenen Verfälscher des Attestats selbst. Das Ergebnis dieser Untersuchung wurde in einem am 28. August 1764, also volle sechs Monate nach dem letzten Verhöre der Jürgens, hier eingegangenen Schreiben der Justiz-Canzlei zu Celle mitgeteilt und ging dahin, daß der von der Jürgens erwähnte Johann Christian Röhrbein, „bei der mit ihm angestellten Untersuchung sich zu der That bekannt habe und, nachdem ihm die bisherige Gefängnis zur Strafe gerechnet, eine Stunde an den Schandpfahl belegen sei.“ Ob man dieses Röhrbein'sche Geständnis ebenfalls nur durch Tortur erlangt, ist allerdings nicht ersichtlich.

Es lag nunmehr die Bestätigung des Bekenntnisses der Inquisitin Jürgens wenigstens in einem

wesentlichen Punkte vor, und wir wollen von unserm Standpunkte aus die damaligen Behörden nicht deswegen tadeln, daß sie es damit genug sein ließen und die Untersuchung nicht weiter trieben, obschon die in dem Bericht vom 6. August 1763 angedeuteten Ziele derselben noch keineswegs vollständig erreicht waren. Denn abgesehen davon, daß von dem angeblichen Mitschuldigen Fricke nicht weiter die Rede ist, war auch die Art, wie die Fälschung des Siegels zu Stande gekommen, und der Umfang, in welchem solche Fälschung betrieben worden, noch nicht klar gestellt. Ebenso blieb die Persönlichkeit der Angeklagten immer noch einigermaßen in Dunkel gehüllt.

So erging denn folgendes Enderkenntnis:

„In Inquisitionssachen wider Catharina Meyers Rel. Jürgens wird von Bürgermeister und Rath nach abgestatteter Relation und denen ergangenen Acten zu Recht erkannt:

Daß Inquisitin drei Stunden lang mit angehangenen Ruthen an den Schandpfahl zu stellen und darauf nach abgeschworener Urphede<sup>4)</sup> mit der Verwarnung, sich bei Vermeidung willkürlicher<sup>5)</sup>, jedoch der empfindlichsten, Strafe niemals weder hieselbst noch in andern fürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Landen wieder antreffen zu lassen, aus dem Thore zu bringen.

R. R. W.

Publicirt im Rathe der Stadt Braunschweig, den 31. August 1764.

(gez.): Hurlebusch.

Dieses Urtheil ist mittelst landesfürstlichen Reskripts vom 6. September 1764 genehmigt und laut Protokoll vom 13. desselben Monats — mit welchem die Akte schließt — in Vollzug gesetzt.

Das also war des Pudels Kern: ein auf drei Stunden Schandpfahl und Landesverweisung lautendes Strafurtheil. Dazu mußte die Angeklagte nahezu 15 Monate in Haft bleiben, und zwar noch mehr als 13 Monate, nachdem die Sache in dem früher erwähnten Berichte für spruchreif erklärt war. Dazu mußte sie der Real-Territion und der wirklichen Folter unterworfen werden!

Die schließlich erkannte Strafe erscheint verhältnißmäßig milde, wenn auch in geringerem Grade, wie die inzwischen in Celle gegen den Mitschuldigen Röhrbein, den Verfälscher des gebrauchten Fälsfats, verhängte. In der Akte vermißt man durchweg jede juristische Begründung der getroffenen Entscheidungen, einschließlich des Endurtheils, jede Bezugnahme auf eine gesetzliche Bestimmung, auf

<sup>4)</sup> Feierliches Gelöbniß, Frieden zu halten, insbesondere auch gegen den Staat, aus welchem der Schwörende ausgewiesen worden, nichts feindliches zu unternehmen.

<sup>5)</sup> Hier im Sinne der Carolina, im Gegensatz zu fest bestimmter, gleichbedeutend mit „arbiträrer“, nach verständigem Ermessen festzusetzender, Strafe.



eine Vorentscheidung, auf eine juristische Autorität. Damals war in unserm Lande, wie in den meisten deutschen Staaten, noch die peinliche Gerichtsordnung Karls v nicht nur in formeller Geltung, sondern waren deren bekannte drakonische Bestimmungen auch durch den Gerichtsgebrauch im Laufe von mehr als zwei Jahrhunderten ziemlich wenig abgeschwächt. Die Carolina besagt nun Artikel 112: „Welche falsche Siegel, Brieff, Instrument . . . . machen, die sollen an Leib oder Leben, nach dem die Fälschung viel oder wenig boshaftig und schädlich geschieht, nach dem Rath der Rechtsverständigen, oder sonst, als zu End dieser Ordnung vermeldet, peinlich gestraft werden.“ Bestimmungen, wie am Schlusse dieses Artikels, kommen in der Carolina oft vor; die praktische Bedeutung derselben war, daß in minder schweren Fällen, statt der in erster Linie festgesetzten scharfen, nach verständigem Ermessen auch gelindere Strafen erkannt werden konnten. Daß übrigens die Praxis dem Anfertiger derartiger Fälsifikate das — im Gesetze nicht ausdrücklich erwähnte — wissentliche Gebrauchmachen von denselben gleichgesetzt hat, ergibt unzweifelhaft der Inhalt der vorliegenden Akte, namentlich der stattgehabten Verhöre. Wenn nun angesichts dieser Rechtsurtheile auf eine immerhin „peinliche“, aber doch ziemlich geringfügige Strafe erkannt ist, so werden wir nicht fehl gehen mit der Annahme, daß die damalige Rechtspfprechung stillschweigend schon dieselbe Unterscheidung befolgt hat, welche in unserm Strafgesetzbuche ausdrücklich festgestellt ist, indem dasselbe in §§ 268 und 270 die in gewinnstüchtiger Absicht erfolgte Anfertigung einer gefälschten öffentlichen Urkunde bezw. den wissentlichen Gebrauch einer solchen mit schweren Strafen, in erster Linie sogar mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren, dagegen in § 363 die gleichen Handlungen, wenn sie sich auf Legitimationspapiere beziehen und lediglich ein besseres Fortkommen — also auch ein lukratives Betteln — bezwecken, nur mit Haft (bis zu 6 Wochen) oder mit Geldstrafe bis zu 100 M. bedroht. Näher gehe ich auf die Rechtsfrage nicht ein. Die Tatbestandsgrenze zwischen beiden gedachten Reaten erweist sich manchmal als eine recht flüssige, und ein abschließendes Urtheil darüber, wie der vorliegende Fall heutzutage gesetzlich zu qualifizieren wäre, ist nicht mehr möglich, da, wie schon erwähnt, die betreffende gefälschte Urkunde nicht mehr vorliegt.

Für die Annahme, daß das in unserm Falle beobachtete Verfahren oder das gefällte Erkenntnis irgendwie den damals maßgebenden Rechtsvorschriften widersprochen hätte, ist keinerlei Anhalt gegeben. Wir werden also alles, was namentlich in dem Verfahren unsere Gefühle verletzt, jenen Rechtsvorschriften, den damaligen Anschauungen, überhaupt der damals erreichten Kulturstufe, auf Rechnung setzen müssen.

Für eine mildere Bewertung des gerade in diesem Falle befolgten Verfahrens mag man immerhin darauf hinweisen, daß ja die Inquisitin allem Anscheine nach eine ziemlich nichtsnutzige Person gewesen ist, und daß dieselbe die ihr zugefügten Leiden durch ihre hochgradige Verlogenheit und Halsstarrigkeit, ihre stets neuen Winkelzüge größtenteils selbst verschuldet habe. Andererseits darf aber zu Gunsten der Unglücklichen nicht unberücksichtigt bleiben, daß für dieselbe, zumal bei ihrer niedrigen Bildungsstufe, gar wohl die Befürchtung nahe liegen mochte, es handle sich um Kopf und Kragen, und nicht etwa bloß um eine Strafe, wie die nachher tatsächlich erkannte; ebenso auch der Umstand, daß dieselbe — wenigstens nach ihrer eigenen Angabe — ihren Mitschuldigen gegenüber durch einen Eid zur Verschwiegenheit sich verpflichtet hatte.

Von einer weiteren Kritik glaube ich absehen zu sollen und mit der Bemerkung schließen zu dürfen, daß wohl keinem von uns das Herz schwer werden wird bei dem Gedanken, daß die „guten alten Zeiten“, in denen dieses Stückerl Strafrechtspflege sich hat abspielen können, jetzt tempi passati sind.

## Die Einführung der Reformation in der Herrschaft Warberg.

Von R. Böhme.

Bisher hat man angenommen, daß die Reformation in der Herrschaft Warberg, also in den Dörfern Warberg, Rähke, Frellstedt und Wolsdorf, schon vor 1542, vor dem Eingreifen des Schmalkaldischen Bundes, eingeführt ist. So steht es zu lesen bei J. Koldehew, die Reformation des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regimente des Schmalkaldischen Bundes 1542—47, 1869, S. 16; bei J. Weste, Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche, S. 42; bei R. Kayser, die reformatorischen Kirchenvisitationen in den Welfischen Landen 1542—1544, 1897, S. 166. Diese Forscher stützen ihre Annahme auf einen Brief, der von Antonius Edlem Herrn zu Warberg am 12. Oktober 1542 geschrieben ist. Er ist abgedruckt in der Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, 1896, S. 229 ff. Anton von Warberg beantwortet durch dies Schreiben die Vorladung der Visitatoren, die mit der Visitation des Herzogtums vom Schmalkaldischen Bunde beauftragt waren und nun in der Herrschaft Warberg die Visitation vornehmen wollten. Er führt aus, daß er der evangelischen Vereinigung allwege zugeneigt wäre und sein Kirchspiel nach dem ersten göttlichen apostolischen Brauche bestellt hätte, obgleich sich derhalb der Herzog (Heinrich der Jüngere) wieder ihn gesetzt und ihn bedrängt hätte. Aber er hätte mit Hilfe des Kaisers seine Freiheit behauptet. So wäre er auch jetzt versehen, daß die Visitatoren sich nicht wieder ihn einließen.



Er würde, wie er es bisher mit seinen Pfarrern, Seelsorgern, Gotteshäusern, Kapellen und Untertanen mangesehen einiges Widerwillens der christlichen Einigungsreligion nicht entgegengehalten, so auch ferner sich zu erzeigen wissen.

Der Brief macht einen durchaus glaubwürdigen Eindruck. Er paßt zum mindesten völlig zur politischen Lage. Warberg und Wolsenbüttel standen in einem sehr gespannten Verhältnis, weil Warberg nach Möglichkeit selbständig sein wollte. Daß es in solchem Streben Rückhalt am Kaiser fand, darf nicht wundernehmen, obgleich es eine Ironie des Schicksals ist, daß der katholische Kaiser dem lutherischen Adel gegen seinen katholischen Landesherren beisteht. Denn allerdings handelt es sich bei Anton von Warberg um einen entschiedenen Anhänger des Luthertums. Wahrscheinlich haben ihn, wie damals auch andere Adlige des Herzogtums, ebenso politische wie religiöse Gründe dazu gemacht. Jedenfalls war er lutherisch gesinnt, und dies kommt gleichfalls deutlich in seinem Briefe zum Ausdruck.

Unter diesen Umständen liegt es nahe, auch das weitere, was der Brief erzählt, für wahr anzusehen, nämlich die Schilderung, wie Anton von Warberg sein lutherisches Interesse betätigt habe. Es liegt nahe, zu folgern, daß die Herrschaft Warberg 1542 der Reformation zugeführt und mit lutherischen Geistlichen versorgt war. Dem ist aber nicht so gewesen. Dies soll im folgenden nachgewiesen werden.

Zwar sind in den Pfarrakten von Wolsdorf und Frellstedt keine Nachrichten über die Reformationszeit erhalten. Aber in Warberg und Räfte liegen solche vor. Aus anderen Quellen ergänzt, lassen sie deutlich erkennen, wie dort die kirchliche Entwicklung damals gewesen ist.

In Warberg ist der erste evangelische Pastor 1558 angestellt. Er hieß Peter Duuv, in lateinischer Form Petrus Columbinus. Als Emeritus ist er am 6. Dezember 1617 in Helmstedt gestorben. Die Universität beteiligte sich an seinem Begräbnis. Die Abschrift des von der Universität herausgegebenen Programms in funere reverendi et doctissimi viri D. N. Petri Columbini ist in Warberg noch vorhanden. Danach ist Columbinus 1558 von Melandthyon, Georg Major und anderen Wittenberger Theologen examiniert und ordiniert, vom Braunschweiger Stadtsuperintendenten Joachim Mörlin dem Herrn von Warberg empfohlen und von diesem angenommen. Also in Warberg selbst ist erst 16 Jahre nach 1542 der erste lutherische Geistliche ins Amt gekommen.

In Räfte war, wie das älteste dortige Kirchenbuch meldet, der letzte in der Reihe der katholischen Pfarrer Lambertus N., der vor und nach seiner Räfte Wirksamkeit Mönch im Kloster Niechenberg bei Goslar gewesen, daselbst auch gestorben ist. Die Zeit seines Räfte Aufenthaltes ist nicht angegeben. Aber hier bieten uns die Akten über die Visitation

des Klosters Niechenberg vom 6. November 1542 eine willkommene Ergänzung<sup>1)</sup>. Darin wird gesagt: „Welche in andere Klöster ziehen und in ihrer Möncherei bleiben wollen, als Henricus Daventrie, Rudolphus von Braunschweig und Lambertus Kramer, wie die drei sich haben angeben lassen, die sollen zur Stund abgefertigt und länger nicht gehalten werden.“ Der zuletzt genannte Lambertus Kramer ist offenbar derselbe, wie jener Lambertus N. 1542 ist er also aus dem Kloster Niechenberg ausgewiesen, weil er katholisch bleiben, auch nicht zum Schein der Reformation sich beugen wollte. Die nicht vertriebenen Mönche haben ihre Zuflucht zur Verstellung genommen. Denn die Visitation 1544 findet sie noch im Ordensgewand, findet auch noch die Altäre nach der alten katholischen Gewohnheit<sup>2)</sup>. Aber Lambertus Kramer hatte sich nicht zum Heucheln verstanden. Er muß ein eifriger Katholik gewesen sein. 1558 ist er wieder in Niechenberg gewesen. Für dieses Jahr wird er als Supprior des Klosters genannt<sup>3)</sup>. Sein Aufenthalt in Räfte kann daher nur zwischen 1542 und 1558 fallen. Hält man es für unmöglich, daß im Machtbereich des Schmalkaldischen Bundes ein eben verjagter katholischer Mönch, der sich als eifriger Anhänger seiner Kirche gezeigt hatte, ein Pfarramt erhalten konnte; traut man es im besondern dem Antonius von Warberg nicht zu, daß er einen derartigen Geistlichen in seiner Herrschaft duldete, nachdem der Druck Heinrichs des Jüngern aufgehört hatte, so muß man annehmen, daß Kramer erst nach 1547 nach Räfte gekommen ist, erst nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes und der Rückkehr Heinrichs. Indessen ist zu berücksichtigen, daß Antonius die Räfte Pfarre nicht zu besetzen hatte, wie die Pfarren zu Warberg und Frellstedt. Sie war Halberstädtischen Patronats. Erst Anfang der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts hat Warberg vom Domkapitel zu Halberstadt dies Patronat erlangt, indem es das von Zilly dafür hingab. Immerhin steht schon hiernach fest, daß bis ungefähr 1558 katholische Geistliche in Räfte waren.

Auf dieselbe Zeit wird man aber geführt, wenn man berechnet, wann der erste evangelische Geistliche in Räfte angestellt ist.

Er hieß nach den Räfte Akten Ludwig Fischer, war vorher drei Jahre Pfarrer in Marienberg bei Helmstedt, ging nachher nach Rhode im Hasenwinkel und endlich nach Meindorf in derselben Gegend, wo er 1611 starb<sup>4)</sup>. Wenn man sein Alter auch hoch bemißt, so darf man doch seine Anstellung in Räfte nicht vor 1558 ansetzen. Daß er aber in der Tat nicht vor diesem Jahre in Räfte gewirkt hat,

<sup>1)</sup> Kolbweh, a. a. O. S. 43.

<sup>2)</sup> Nach einer Mitteilung des Domvikars Waechter in Hildesheim.

<sup>3)</sup> Nach einer Mitteilung des Pastors Semler in Meindorf.

beweist das erwähnte Leichenprogramma des Petrus Columbinus. Es besagt nämlich folgendes: »Concionatoris munere functus Columbinus est quo diximus loco annos XXXVI etiam annos aliquot, antequam vicinia haec puriorem amplexa religionem fuisset. Itaque qui ei jam tum dediti erant, illuc commeari, verbum divinitus in hominum salutem revelatum audire et coenam dominicam celebrare solitos accepimus. Quae res quantam et ipsi et dynastis illis invidiam tum apud multos concitavit, nemini opinor obscurum esse potest. Quam ille tamen non reformidans officio suo constanter vacavit». Zu deutsch: „Das Amt eines Predigers hat Columbinus am genannten Orte 36 Jahr verwaltet, schon einige Jahre bevor diese Gegend die reinere Religion angenommen hatte. Die, welche ihr schon damals ergeben waren, sind daher, wie wir vernommen haben, häufig dorthin gewandert und haben das von Gott zum Heil der Menschen geoffenbarte Wort gehört wie auch das Abendmahl gefeiert. Welchen Haß dies ihm selbst und ebenso jenen Edlen Herren erweckt hat, kann, meine ich, niemandem verborgen sein. Davor aber hat sich jener nicht gefürchtet, sondern standhaft sein Amt versehen“. Diese Worte schließen es völlig aus, daß in Räfte vor 1558 evangelisch gepredigt ist. Es kann aber auch nicht in Wolsdorf oder Trellstedt geschehen sein, weil sonst die Leute der Helmstedter Gegend diese Orte, die ihnen näher lagen als Warberg, aufgesucht hätten.

Also hat es vor 1558 keinen evangelischen Geistlichen in der Herrschaft Warberg gegeben. Diesem Schluß kann man nicht ausweichen. Dennoch wäre es verkehrt, wenn man die Angaben des Antonius, die er in seinem Briefe von 1542 über seine kirchliche Tätigkeit macht, nun für Lügen erklären wollte. Seine Sätze haben nur nicht die Tragweite, die sie zu haben scheinen. Man muß sich, indem man den Brief und die Tatsachen zusammenhält, die Verhältnisse so denken. Der Warberger Herr wird bereits vor 1542 zu erreichen versucht haben, was ihm mit seinen katholischen Geistlichen zu erreichen möglich war. Er wird ihnen etwa befohlen haben, verständlich fürs Volk nach der Bibel zu predigen, deutsche Messe zu halten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen und von den ärgsten Mißbräuchen abzustehen. Vor 1542 konnte er schon wegen des Herzogs sich nicht beikommen lassen, evangelische Geistliche anzustellen, wohl gar nach vorheriger Vertreibung der katholischen. Und wenn er dies zwischen 1542 und 1547 auch gewollt hätte, woher hätte er Erasmänner nehmen sollen? Die waren in jenen Jahren sehr sparsam. Er konnte nur fortfahren, wie er begonnen hatte. Darin hat er sich auch durch die Umwälzung 1547 nicht hindern lassen. Zum mindesten hat er sich sein Interesse und seinen Eifer für die evangelische Sache bewahrt; denn sobald der Herzog milder wurde und nachließ in der Verfol-

gung der evangelischen Bestrebungen, tat Antonius 1558 den weiteren Schritt, daß er die ihm gebotene Gelegenheit, lutherische Geistliche zu bekommen, benutzte. Ein Wagnis war dieser Schritt immerhin auch damals noch. Denn er brachte der Herrschaft Warberg einen sehr auffälligen und sehr beachteten Vorsprung vor der ganzen Gegend. So hat es dem Antonius auch wirklich nicht an Anfeindung dieserhalb gefehlt.

Aber sein Werk hatte Bestand. Es ist freilich nicht so früh vollendet, wie man bisher geglaubt hat. Doch es ist derart, daß Antonius mit Recht als Urheber, Förderer und Beschützer der Reformation in den Dörfern Warberg, Wolsdorf, Trellstedt und Räfte bezeichnet werden muß.

### Spruchweisheit der Buchbindergelesen.

Die Buchbindergelesen, die von 1698—1717 nach Braunschweig wanderten und bei dem Gesellenvater einkehrten, trugen ihren Namen, ihren Geburtsort und die Stadt, aus der sie kamen, in ein Buch ein, bedankten sich für freundliche Aufnahme — teilweise alles in Versen — erklärten sich zu gleicher Gastfreundschaft bereit und fügten meist ein Symbol hinzu. Unter diesen Sinnsprüchen finden sich neben den deutschen ein griechischer, ein italienischer, zwei französische und viele lateinische. Am zahlreichsten sind fromme Sprüche aufgezeichnet. „Bete und arbeite“ in der lateinischen Übertragung „ora et labora“ kommt viel vor, aber auch Verse römischer Dichter aus der Zeit des Augustus, z. B. Tum tua res agitur, paries cum proximus ardet oder A Jove principium, de Jove finis erit. Mit deutschen Worten gemischt findet sich bereits: Semper lustig, nunquam traurig, ebenso:

Pietas gefangen liegt,  
Nequitia auf Erden siegt,  
Fides ist geschlagen tot,  
Charitas leidet große Not,  
Veritas die wird belogen,  
Justitia ist zum Himmel geflogen.

Oder: Amor vincit omnia,  
Daß lügst du, spricht pecunia,  
Wo ich, pecunia, nicht bin,  
Da kommst du, amor, selten hin.

Manchmal wird der lateinische Spruch übersetzt und mit einem humorvollen Zusatz versehen: Soli deo gloria. Gott allein die Ehre und dem Schneider die Schere.

Viele der Symbole beruhen auf Lebenserfahrung. Der Spruch, der an einigen braunschweigischen Häusern steht: „Seid witzig, die Welt ist spitzig“ ist mehrfach vertreten. Das Geschäft berücksichtigen: Frisch, munter und wacker,  
Der Schlagstein ist mein Acker,

Der Beschneidhobel ist mein Pflug,  
Damit verdien ich Reichsthaler genug.  
Auf das Wandern beziehen sich mehrere Verse, so:  
Hitz, Kälte, Hunger, Durst und Armut  
Erfährt einer, der Wandern thut,  
Wer nicht thut wandern,  
Glaubt's auch keinem andern.  
Neben dem etwas derben: „Ehrlich gegessen,  
christlich gelebt und selig gestorben“ finden sich auch  
treffliche Sprüche:

Leiden und schweigen ist eine Kunst.

Gesundheit ohne Geld

Ist eine Krankheit in der Welt.

Ein guter Freund ist besser als Gold und Geld,  
Aber sag' an, wo findet man ihn in der Welt.

Gottes Gnade, Güte und einen gesunden Leib,

Ein warmes Bett, ein schönes Weib,

Geld, Gut, Ehr' und Wein,

Wer solches hat, kann lustig sein.

Daneben aber steht die Aufforderung:

Weide die Weiber und Wein,

Wiltu beseliget sein,

Weide verderben das Blut,

Weide vermindern das Gut.

und die verständige Mahnung:

Wer in seinen jungen Jahren

Will was lernen und erfahren

Und will in die Fremde ziehn,

Der muß Wein und Jungfern fliehn,

Sonst wird er nimmermehr

Mit sich bringen Kunst und Ehr'.

Andererseits aber wird hervorgehoben:

Gott im Herzen, die Liebste im Arm,

Das eine macht selig, das andere macht warm.

Auf ein Standesbewußtsein lassen die Verse  
schließen:

Ich liebe der Buchbinder Orden,

Darum bin ich kein Schneider (Küster) worden.

Durch manche rauhe Wind' und Wellen

Wagen sich frische Buchbindergefallen.

Ich bin, der ich bin,

Ehrlich mein Gewinn,

Fürstlich ist mein Blut,

Hole der Teufel den, der mich verachten thut.

Und damit auch hier der Humor nicht fehle:

Ich bin, der ich bin,

Fromm und ehrlich ist mein Sinn,

Es hat mir niemals an Geld gebrochen,

Als am Sonntag und in der Wochen.

Otto Schütte.

## Bücherschau.

C. Reinbeck, Das Recht des bäuerlichen Grund-  
besitzes im Herzogtum Braunschweig. Wolfenbüttel,  
Julius Zwißler 1903. IV u. 259 S. 8° 5 M.

Das braunschweigische Bauernrecht hat von je-  
her zu den interessantesten, aber auch zu den schwie-  
rigsten Gebieten unserer Rechtswissenschaft gehört.  
Zum großen Teil lediglich auf Gewohnheitsrecht und  
Observanzen beruhend, hat es eine umfassende  
wissenschaftliche Bearbeitung bisher überhaupt noch  
nicht erfahren. Nur einzelne, besonders wichtige  
Teile des für die Bauerngüter geltenden Rechts ha-  
ben bereits eingehender Behandlung gefunden, wäh-  
rend sich die vorhandenen Lehrbücher des partikula-  
ren Privatrechts mit Rücksicht auf die ihnen gesteck-  
ten Grenzen auf eine gedrängte Darstellung der  
bäuerlichen Rechtsgrundsätze im Rahmen des übrigen  
bürgerlichen Rechts haben beschränken müssen.  
Dem Verfasser gebührt daher das große Verdienst,  
zum ersten Male das heimische Bauernrecht in ex-  
tensio bearbeitet und dadurch die rechtswissenschaft-  
liche Literatur des Herzogtums um ein wertvolles  
Werk bereichert zu haben.

Die Darstellung läßt überall eine genaue Kennt-  
nis und kritische Verarbeitung der gesamten bau-  
ernrechtlichen Literatur und Rechtsprechung des  
Herzogtums erkennen. Was aber dem Werke viel-  
leicht am meisten von Nutzen gewesen ist, das ist  
die praktische Erfahrung des Verfassers, die sich bei  
der Lösung mancher schwierigen Streitfrage durch  
die Sicherheit seines Blickes und Zweckmäßigkeit sei-  
ner Beurteilung verrät. Mit besonders liebevoller  
Sorgfalt ist der geschichtliche Teil behandelt,  
der etwa die ganze Hälfte des Buches umfaßt und  
die ganze Entwicklung der für die Bauerngüter  
maßgebenden Rechtsverhältnisse erörtert. Für den  
Praktiker mag dieser Teil des Buches allerdings  
weniger wertvoll sein. Um so mehr wird ihn aber  
derjenige Jurist schätzen, der in der abstumpfenden  
Gleichförmigkeit der Berufsgeschäfte noch nicht ganz  
die Empfindung dafür verloren hat, daß das Recht  
noch etwas mehr bedeutet, als ein System abstrakter  
Rechtsätze, durch deren richtige Anwendung und  
Auslegung im konkreten Falle die Entscheidung zu  
treffen ist. Besonders aber wird der gelehrte Forscher  
und der Kulturhistoriker durch diesen geschichtlichen  
Teil des Buches reiche Anregung und Belehrung  
finden.

Im Verhältnis zu diesem geschichtlichen Teile ist  
der zweite, welcher das jetzt geltende braunschwei-  
gische Bauernrecht behandelt, ziemlich kurz. In  
manchen Einzelheiten verweist der Verfasser auf die  
näheren Erörterungen der vorhandenen Lehrbücher.  
Durch diese Auscheidung des mehr nebensächlichen  
Beiwertes erreicht er eine Übersichtlichkeit, die dem  
Ganzen nur von Vorteil gewesen ist. Was aber  
den Hauptvorzug dieses zweiten Teils ausmacht, ist  
in der Behandlung der auf dem Gebiete des braun-  
schweigischen Bauernrechts bestehenden Streitfragen  
zu suchen. Selbstverständlich hat der Verfasser nicht  
alle entschieden und entscheiden wollen. Aber zu

allen nimmt er möglichst bestimmte Stellung. Die Gründe der entgegengesetzten Ansichten sucht er durch mehr oder minder eingehende Erörterung und durch Gegengründe zu entkräften. Ob ihm dies überall in dem gleichen Maße gelungen ist, wird demnächst die Rechtspredung zu entscheiden haben. Der Wert seiner geistreichen Ausführungen bleibt aber auch dann derselbe, wenn vielleicht die eine oder andere der von ihm versuchten Ansichten demnächst auf Widerspruch stoßen oder in der Praxis verworfen werden sollte. Die Einwirkung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und das besonders schwierige Zueinandergreifen der Vorschriften dieses und des Bauernrechts ist anscheinend überall zutreffend erörtert. Manche hierher gehörige Fragen, wie die nach dem Pflichtteilsrechte in bürgerlichen Erbverhältnissen, sind allerdings nur ganz kurz angedeutet und nicht erschöpfend behandelt. Aber ganz ohne Antwort wird man kaum auf irgend eine bedeutsamere Frage aus dem Bauernrecht bleiben. Es ist deshalb selbstverständlich, daß das Weinbachersche Buch in keiner Bibliothek eines braunschweigischen Juristen oder Verwaltungsbeamten fehlen darf. H.

**Hölcher**, die Geschichte der Reformation in Goslar nach dem Berichte der Akten im städtischen Archiv dargestellt. Hannover u. Leipzig, Hahn 1902. 193 S. gr. 8°. 3,60 M.

**H. u. d. L.:** Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. B. VII.

Die Reformation der Stadt Goslar vollzog sich in Folge der hier bestehenden in vielfacher Beziehung eigentümlichen Verhältnisse in sehr eigenartiger Weise, nicht ohne den Einfluß der allgemeinen politischen Lage in Deutschland, auf die wiederum auch die Annahme des Evangeliums von Seiten der Stadt eine deutliche Einwirkung ausübte. Hat nun auch schon vor langer Zeit der verdiente J. M. Heineccius in seinen *Antiquitates Goslarienses* (1707) ausführlich darüber gehandelt, so hat er doch eine der wichtigsten Quellen, die Akten des Stadtarchivs, wohl wegen der damals dort herrschenden Unordnung, unbeachtet und deshalb viele Punkte in der inneren Entwicklung dieser interessanten Periode der Stadtgeschichte im Dunkel gelassen. Diese Lücke füllt der jetzige Leiter des Stadtarchivs, dem es seine Neuordnung verdankt, mit dem vorliegenden Werke in trefflicher Weise aus. Er hat trotz mancher Verlusten, die das Archiv immer noch zu beklagen hat, ein neues reiches Material ans Licht gezogen und mit großem Geschick zur Darstellung gebracht. Er ist den hier so vielfach verschlungenen Pfaden religiöser, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Bestrebungen und Strömungen mit regem Eifer und glücklichem Spürsinn nachgegangen und so in den Stand gesetzt worden, von den ganzen Vorgängen in ihrem inneren Zusammenhange und ihrer äußeren Erscheinungsform ein klares anschauliches

Bild zu entwerfen. Dabei hat er mit ruhig abwägendem Urteil Licht und Schatten gerecht verteilt, vor allem die schwierige Lage keineswegs verkannt, in welcher der Rat der Stadt bei stets leeren Kassen sich befand gegenüber dem oft gewaltsam auftretenden Geiste der neuen Zeit, der in ihrer Nahrung schwer beeinträchtigten, unruhigen, ja oft geradezu aufrührerischen Bevölkerung, dem Aufstachen zwinglicher und schwärmerischer Regungen, der politisch oft unklugen Haltung der evangelischen Geistlichkeit, den reichen und angesehenen Stiftern der Stadt, dem katholischen Kaiser, den begehrlichen Wünschen des mächtigen Nachbarn, Herzog Heinrichs des Jüngern von Wolfenbüttel, u. a. Wir können hier auf Einzelheiten nicht eingehen, um so mehr aber das Studium des Buches selbst empfehlen, das für die deutsche Reformationsgeschichte im Allgemeinen, wie für die niederdeutsche im Besonderen eine willkommene Bereicherung bildet.

**Ernst Bergmann**, die Verknüpfung der Handlung in Schillers *Braut von Messina*. Weilage zum Jahresbericht des Herzoglichen Neuen Gymnasiums zu Braunschweig. Br. 1903. 32 S. 4°.

Die Schätzung Schillers ist wieder im Wachsen. Eine fast hundertjährige, nicht immer kongeniale Behandlung auf den Schulen, der Mißbrauch seiner Citate im Munde der Halbgebildeten, der Hochmut der Goethephilologen, die Mode des Naturalismus haben dem Erhabenen nichts anzutun vermocht. Es wird fleißig gearbeitet, ihn zu erklären. Freilich diese Arbeit treibt bisweilen wunderliche Blasen auf. Der Kampf der Jungfrau von Orleans fürs Vaterland als ihre tragische Schuld (Evers), Isabella als Heldin der *Braut von Messina* (Peters) sind ein paar hübsche Beispiele der Art. Schlimmer noch als solche Irrungen ist die pietätlose Kritik und unbescheidene Besserwisseri, welche die Herren gegenüber den Werken unseres größten Dramatikers an den Tag legen, wobei sie meist nur ihr eigenes Verständnis, nicht aber Schiller kritisieren. Bergmanns Programmarbeit über die Verknüpfung der Handlung in Schillers *Braut von Messina* ist von solchen Fehlern frei. Er hat sich Hiebes Wort zum Motto genommen: „An dem granitenen Grundbau dieser Tragödie zerfällt ohnmächtig alle klügelnde Kritik.“ Sein Verständnis des Dramas, auf langjährigen Studien und einer höchst lebendigen Nachschaffung der Dichtung beruhend, geht in die Tiefe, darum findet er auch so wenig zu tadeln. Selbst der von allen Kritikern gescholtene Szene des 2. Aktes, wo alles auf des Messers Schneide steht, kommt er als ein wohlgerüsteter und, wie mir scheint, obgiegender Verteidiger zu Hülfe. Wir sehen in seiner Arbeit ein Musterstück aufbauender Kritik und treusinniger Apologetik. Nur wenig möchte man, bevor sie mit den übrigen Studien B's. über die Br. v. M. zu einem Bändchen vereinigt wird,

geändert wünschen. Die Äußerung Isabellas beim Erklängen des Trauerchors: „Wo sind meine Söhne?“ ist keinesfalls tragische Ironie, sondern das Aufblühen einer fürchterlichen Ahnung. Vielleicht liegt eine Vermischung mit der ähnlichen Frage 64 Verse früher vor. Merkwürdiger Weise ist auch B. der Grund der verkehrten Antworten Isabellas an Manuel in der vielgescholtenen Szene entgangen. Es ist der peinliche Gedanke, daß ihre Tochter ihre Ehre nicht gewahrt habe, wofür sie die volle mütterliche Verantwortung fühlt, von dem sie abzulenken, den sie niederzukämpfen bemüht ist. So hat auch der Vers: „Verborgener nicht war sie im Schoß der Erde“ einen Sinn. Freilich zeigt dieser Vers nicht, wie B. meint, ihre Rückkehr zur Besonnenheit an; erst dieses Verständnis entlastet sie und gibt ihr die geistige Freiheit wieder. Zu warnen wäre davor, Weitbrecht in der Regierung der Schicksalsidee Gesetzmäßigkeit zu leisten. Wohl ist die Br. v. M. keine Schicksalstragödie im gewöhnlichen Sinne, wobei die Personen willenlose Marionetten in einer spukhaften, wunderlichen Handlung sind: wer indes die Traumbedeutungen für etwas anderes ansieht als modernisierte Drakel d. h. tiefichtige Vorausblicke in die Zukunft, wer aus dem Drama die furchtbare Macht beseitigen will, die unerforschlich, unergreifend des Schicksals dunklen Anäuel flücht, bekommt es mit Schiller selbst zu tun. Als eine unrichtige Konstruktion erscheint auch die Auffassung, daß Cesar Don Manuel als den gewalttätigen Räuber der widerwilligen Beatrice ansehe. Nach der Stellung, in der er beide findet, kann er das kaum, und seine Worte an Manuel: „Giftvolle Schlange, falsche Schlangenseele“, deuten an, daß er in ihm mehr den listigen Betörer als den gewalttätigen Räuber sieht.

Hne.

**Hermann Wolff**, Sammlung der Reichs- und Landesgesetze für das Herzogtum Braunschweig. Zweite Auflage. Braunschweig, Joh. Heinrich Meyer. Band I: VIII u. 889 S., Band II: IV u. 1100 S., Band III: IV u. 783. S. 8° 36 M.

Dieses große Sammelwerk, dessen ersten Band wir in Nr. 8 d. Bl. vom 21. April 1901 besprochen haben, liegt seit Ende des verflossenen Jahres vollendet vor. Die Erwartungen, mit denen man seinem Erscheinen entgegen sah, hat es erfüllt. Alle Vorzüge, die wir dem ersten Bande nachrühmen konnten, sind auch den beiden letzten eigen. Nicht genug kann man die unergleichen Geduld des Verfassers bewundern, mit der er die ermüdende Zusammenstellung und den wörtlichen Abdruck vieler hunderte von Reichs- und Landesgesetzen aus den offiziellen Sammlungen bewirkt hat. Nur der Fachmann kann einigermaßen die ungeheure Mühe beurteilen, welches dieses Werk gemacht haben muß. Galt es doch, weit über hundert Bände von Reichs- und Landesgesetzen zu verarbeiten und auf ihre heutige

Gültigkeit hin zu prüfen! Die Sammlung ist denn aber auch denkbar vollständig und, soweit wir dies haben übersehen können, ein durchaus zuverlässiger Führer durch das Gewirr der gegenwärtig gültigen Gesetzgebung. Daß Gesetze, bei denen eine baldige, durchgreifende Abänderung zu erwarten stand, keine Aufnahme in dem Werke gefunden haben, z. B. die Stempelsteuer-Verordnung und das Krankenversicherungsgesetz, ist kein Nachteil für das Buch. Im übrigen sind aber sogar die nebensächlichsten Gesetze vertreten. Der zweite Band setzt die erste als „Staatsrecht“ bezeichnete Abteilung des öffentlichen Rechts fort. Er behandelt zunächst Handel, Schifffahrt und Gewerbe, sodann das Bauwesen, Brandversicherung und Feuerhilfswesen, ferner die Justizgesetze, das Schul-, das Medizinal- und das Verkehrswesen und schließlich die Bestimmungen über Heer und Marine. Der dritte und letzte Band endlich bringt das öffentliche Recht durch die zweite Abteilung, welche „Strafrechtspflege“ betitelt worden ist, und eine dritte Abteilung, „Verwaltungsrechtspflege“, zum Abschluß. Es folgt dann der zweite Hauptteil des ganzen Werkes, das Kirchenrecht, das in seiner ersten Abteilung die gesetzlichen Vorschriften über die lutherische Landeskirche, in der zweiten diejenigen über die anderen Konfessionen zum Abdruck bringt. Der dritte Hauptteil des Buches endlich nimmt das Privatrecht ein und enthält in der Hauptsache sogar einen vollständigen Abdruck des bürgerlichen Gesetzbuchs und der Reichs-Civil-Prozeß-Ordnung.

Jedem Bande ist ein ausführliches und mit ganz besonderem Fleiße ausgearbeitetes, alphabetisches Sachregister beigegeben. Allerdings finden sich in diesem, wie wir auch schon bei dem ersten Bande hervorheben mußten, einige Irrtümer und Lücken. Sie sind aber unbedeutend und können den Wert des ganzen Werkes kaum beeinträchtigen. Es ist unzweifelhaft, daß das Wolff'sche Buch auch für diejenigen Juristen und Verwaltungsbeamten, die sich im Besitz der vollständigen Gesetzesammlungen befinden, ein wegen seiner Übersichtlichkeit beinahe unentbehrliches Hilfsmittel bildet; wir können deshalb dem Buche nur eine möglichst große Verbreitung in dem beschränkten Absatzgebiete wünschen.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte**, herausg. von D. Karl Kahler, 7. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1903. 314 S. 8° 4 M.

Das vorliegende Heft enthält hauptsächlich die Fortsetzung des im 3. und 4. Jahrgange begonnenen Abrisses der hannover-braunschweigischen Kirchen von Karl Kahler. Mit rühmlichem Fleiße, in der bereits in den früheren Darstellungen zu Tage getretenen gründlichen und dabei doch anschaulichen Art wird hier ein farbenreiches Bild der dritten Periode der vorreformatorischen Zeit vorgeführt,

welche sich vom Jahre 1122 bis 1235, vom Ende des Investiturstreites bis zur Begründung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg erstreckt. Es ist die Zeit des großen Prinzipienkampfes zwischen Kaiser und Papst. Zwar unter Kaiser Lothar von Sachsen, dem ausgesprochenen Verehrer Bernhards von Clairvaux, schien dieser Streit beendet. Die Kirche hatte völlig freie Hand und regierte die Welt, die Zeit des Gottesstaates auf Erden schien angebrochen. Auch sein Nachfolger, Konrad von Schwaben, blieb von seinen kirchlichen Ratgebern abhängig, so daß die Kirche ihren Einfluß auf alle Lebensgebiete geltend machen konnte. Dagegen vertrat der große Hohenstaufe Friedrich Barbarossa die Rechte der Krone an der Leitung der Kirche und suchte die Kurie aus ihrem ganzen Einfluß auf die deutsche Kirche zu verdrängen. Der Unglückstag von Legnano (1176) entschied nochmals den Sieg der Kirchengewalt über die Staatsgewalt. Aber das ruhmreiche Staufengeschlecht hat diesen Kampf fortgesetzt, bis es sich daran verblutete.

Die bedeutendste Figur der niedersächsischen Kirchengeschichte in dieser Periode ist Heinrich der Löwe, welcher ein unabhängiges Welfenreich auf sächsischer Grundlage erstrebte und deshalb eine episkopale Kirchenhoheit nicht neben sich duldet. Durch das von ihm beförderte Aufblühen der Städte wurde die Umwandlung eines reinen Bauernvolkes in ein zugleich gewerbe- und handeltreibendes Volk und die Schaffung von Berufsständen neben den bisherigen Geburtsständen herbeigeführt. Statt der Stifte und Klöster wurden die großen Städte Mittelpunkte der Kultur, die Stadtschulen, bald nicht bloß Sitze der Wissenschaft und Kunst, sondern auch der Aufklärung, überflügeln die bisherigen Stifts- und Klosterschulen.

In weiteren Abschnitten werden die Bischöfe der Erzbistümer Mainz, Köln, Hamburg-Bremen, der Alerus und die Vollendung der kirchlichen Organisation, das Mönchtum, die Kreuzzüge, die Wendemission, die Livländische und die Preußenmission, das kirchliche und sittliche Leben, sowie die Wissenschaft und Kunst eingehend besprochen. Überall sind wir dem Verfasser mit Interesse gefolgt und haben uns seiner reichen Gelehrsamkeit gefreut. Doch in einem Punkte möge er uns eine Berichtigung gestatten. Er schreibt Seite 155 über das Kloster Riddagshausen: „Mitter Ludolf von Wenden stiftete das Kloster ursprünglich bei Mönchscheppenstedt, von wo sein Bruder Riddag es nach Hufen verpflanzte.“ Diese aus Meiboms Chronik stammende Meinung hat bereits im Jahre 1802 v. Schmidt-Bijlsbeck im Braunschweigischen Magazin widerlegt, auch neuerdings ist sie in meiner Geschichte des Klosters Riddagshausen (1898), sowie von R. Z.

Meier in seinen „Bau- und Kunst-Denkmalen des Herzogtums Braunschweig,“ Band II, S. 122 f (1900) zurückgewiesen. Nach der ältesten noch vorhandenen Urkunde des Klosters, dem Schenkungsbriege Heinrich des Löwen vom Jahre 1146, hat der Herzog dem kurz zuvor (1145) gegründeten Kloster die Villa Riddagshausen geschenkt. Darin wird ferner Ludolf ausdrücklich als Stifter des Klosters in Riddagshausen genannt und die Verlegung desselben mit keiner Silbe erwähnt. Das Kloster erscheint dort auch nicht mehr im Werden begriffen, sondern unter der Leitung des ersten Abtes Robert bereits völlig eingerichtet. Demnach ist sowohl die Schenkung des sonst gänzlich unbekannten Riddag, als auch die ursprüngliche Gründung des Klosters in Mönche-Schöppenstedt geschichtlich nicht nachweisbar. Dieser Ortsname ist vielmehr aus der Gerichtsharkeit zu erklären, welche das Kloster Riddagshausen dort ausübte. Die auf dem Kaulenfelde bei Mönche-Schöppenstedt bis zum Jahre 1838 gelegene, der Sage nach an Stelle einer früheren Kapelle errichtete „Klus“ gehörte ursprünglich dem Agidienkloster und kam erst später in den Besitz des Klosters Riddagshausen.

Es folgen noch einige ungedruckte Urkunden, ein Brief des Bischofs Johann von Verden aus dem Jahre 1455, zwei Briefe von Antonius Corvinus, ein Brief von Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, an den Propst Hildebrand Jüngard zu Varsinghausen aus den Jahren 1541 und 1543, mitgeteilt vom Dr. Borchling in Göttingen, und Handwerkerbriefe aus der Zeit der Reformation, veröffentlicht vom Professor Dr. Hölcher-Goslar, zuletzt noch 7 literarische Mitteilungen und Besprechungen. Leider geht aus dem Geschäftsberichte hervor, daß die Mitgliederzahl, welche im Jahre 1899 436 betrug und im Jahre 1901 auf 405 zurückgegangen war, nunmehr auf 379 gesunken ist. Auch die Zahl der braunschweigischen Mitglieder ist von 33 im Vorjahre auf 28 vermindert, indem 1 Geistlicher verstorben, einer verzogen, vier ausgetreten sind und nur einer neu hinzugekommen ist. Auch im neuen Jahre ist wiederum ein Mitglied verzogen und eins gestorben, so daß gegenwärtig die Zahl 26 beträgt, darunter 16 Geistliche. Es erscheint zur Aufrechterhaltung der Zeitschrift dringend wünschenswert, daß insbesondere unter den jüngeren Geistlichen neue Mitglieder angeworben werden.

D. Johannes Beste.  
**Preussische Jahrbücher** B. 111 Heft 1 S. 33—66. Freiherr v. Cramm, der Winter 1865—66 in Hannover. Tagebuchblätter.

**Evangelisch-lutherische Wochenblätter** Nr. 5—7. Kirchen-Union und Unionskirche. — 8—9. Generalversammlung der evang.-luther. Vereinigung. — 16 und 17. IV. Jahresbericht d. luther. Gotteskasten im Herzogtum Braunschweig.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Juni.

Nr. 6.

[Nachdruck verboten.]

## Festfeier der Wolfenbüttler Gymnasial- Turngemeinde.

Am 18. Juni beging das Herzogliche Gymnasium zu Wolfenbüttel die Feier des 75jährigen Bestehens seiner Gymnasialturngemeinde. Wenn wir ihrer auch an dieser Stelle gedenken, so veranlaßt uns dazu vornehmlich nicht die ungemein zahlreiche Beteiligung alter Schüler an diesem Feste, deren über 300 von nah und fern zusammen kamen, auch nicht die denkwürdigen und vorbildlichen Stiftungen, welche der Tag der Schule brachte, sondern das geschichtliche Interesse, das die Turngemeinde selbst mit Recht für sich in Anspruch nehmen darf. Ist sie doch die vierte, die an einer deutschen, die erste, die an einer braunschweigischen Schule, gegründet wurde, und hat sie doch den Ruhm, von allen, die heute noch im Reiche bestehen, die älteste zu sein. Sie ist von Anfang bis jetzt ein wichtiges Moment im Leben der alten Herzoglichen Großen Schule zu Wolfenbüttel gewesen, einer Bildungsstätte, die von jeher für das geistige Leben in unserem Herzogtum von hoher Bedeutung war. So wird es denn auch nicht unberechtigt erscheinen, wenn wir hier über den Verlauf der Hauptfeier in der Aula kurz berichten und im vollen Umfange die Festrede des Direktors zum Abdruck bringen, die den Geist der Turngemeinde treffend kennzeichnet und über ihre geschichtliche Entwicklung einen kurzen und klaren Überblick bietet<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Weiteres über die Turngemeinde, ihre Geschichte und Einrichtungen findet man in der Festschrift des Gymnasiums: „75 Jahre Turnen am Gymnasium zu Wolfenbüttel 1828—1903. Von Prof. Dr U. Wahnschaffe.“ Wolfenbüttel, 1903 (in Kommission bei J. Zwißler. 50 S. 8° 1 M.) — „Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Gymnasialturngemeinde zu Wolfenbüttel“ (Wolf. in Kommission bei Jul. Zwißler. 15 S. 4°. —, 50 M.) — Vgl. auch das ebenfalls zur Feier in zweiter Bearbeitung herausgegebene „Album des Herzogl. Gymnasiums (der Herzogl. Großen Schule) zu Wolfenbüttel 1801—1903, von U. Wahnschaffe

Die Feier begann um 11 $\frac{1}{4}$  Uhr mit dem gemeinsamen Gesange der beiden ersten Verse des Liedes „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Sodann nahm der Direktor Prof. Dr Wilhelm Brandes das Wort zur Begrüßung der Festgemeinde.

Hochansehnliche Festversammlung,  
liebe Schüler!

So ist sie denn gekommen die festliche Zeit, auf die seit Jahr und Tag zugeachtet, seit Monden zugerüstet ward von allen, die dieser Schule in dankbarer Liebe ergeben, in tätiger Treue angehörig sind! Sie ist gekommen und mit ihr von fern und nah der Zug der wertten Gäste, die in dieser Stunde und von dieser Stelle mit dem ersten Worte zu grüßen und willkommen zu heißen, mir Festesbrauch als gerngeübte Pflicht gebietet.

Freilich bedürfte es dessen kaum noch: willkommen hieß Sie schon die gute alte Stadt, die sich Ihnen zu Ehren in leuchtenden Fahnen Schmuck gekleidet hat, willkommen ihre Bewohner, die inmitten und trotz der politischen Erregung dieser letzten Wochen und Tage doch mit kaum gemindertem Interesse unserm Feste entgegengeharret haben, willkommen dieses Hauses geschmücktes Portal, die alten Räume und diese festliche Halle, die uns umfängt — liebe Bilder der Erinnerung bei der jüngeren Mehrzahl von Ihnen weckend, Bilder, die im Glanze des heutigen Tages alles Schöne von ehemals doppelt schön und selbst Trübes hell erscheinen lassen. Denn in Wahrheit kommen Sie ja in diese Räume nicht als Fremde, sondern als Kinder des Hauses, die weitem zerstreut sich einmal wieder am alten Herde haben sammeln wollen, auf dem gemeinsamen Boden, wo Ihre Jugend daheim war. Weit eher bin ich hier der Zugezogene, der Barbarus, wohl gar das Erste und Einzige, das manchen fremd anmutet an der

und P. Zimmermann“ (Wolfenb., Jul. Zwißler 1903. VIII u. 196 S. gr. 8° 2,50 M.), dessen erste Ausgabe 1877 der damalige Oberlehrer, jetzige Oberschulrat Prof. D. Dr Kolbewen besorgt hat.



altvertrauten Stätte, von der er gewohnt war, die Stimme seines Direktors zu vernehmen. Aber ich rede doch wiederum nicht im eigenen Namen, nicht als die einzelne Persönlichkeit, die zufällig eben jetzt den Platz inne hat, sondern als die Stimme der Schule selbst, im Namen jener älteren würdigen Männer, eines v. Heinemann, Dürre, Sievers, Dauber und ihrer in dankbarem Gedächtnis der späteren Geschlechter noch fortlebenden Vorgänger, der Leiste und Jeep, in Vertretung der ganzen schönen Kette, an deren Ende ich mit Stolz und Demut mich geschlossen sehe. So lassen Sie sich denn durch meinen Mund von ihrer alten Schule begrüßen und mich mit diesem Gruße der Vergangenheit und Gegenwart alsbald den Dank der Gegenwart und Zukunft dieser Anstalt verbinden, den Dank dafür, daß Sie gekommen sind, und für das, was sie uns mit Ihrem Erscheinen zu unserm Feste hinzubringen.

Sie bringen uns aber in Ihnen selber zuwörderst die große, nie genug zu schätzende Tradition der Schule lebendig vor Aug' und Seele, die sich an den Namen und das Wesen der Turngemeinde knüpft. Es ist eine wunderbare Sache um solche Überlieferungen: sie bestimmen den Charakter der Anstalt als einer sittlichen Lebensgemeinschaft weit mehr, als ein Wechsel der Unterrichtspläne oder auch der Direktoren es vermag; sie pflanzen sich als Geist der Schule fort von Generation zu Generation, denn der Knabe und der Jüngling bildet sich als Mensch viel mehr gesellig, als nach Leitung und Gebot. Eine schlimme Tradition auszurotten, ist eine Herkulesarbeit, eine gute, wie diese, zu erhalten, heilige und fröhliche Pflicht, wenn auch nicht immer eine leichte. Nichts aber vermag solches Bemühen gedeichlicher Förderung und Erhaltung des Guten besser zu unterstützen, alle edeln Kräfte, die darin leben oder schlummern, wirklicher anzuregen und neu zu erwecken, nichts die Liebe zu dem überlieferten Gut reiner und stärker zu entflammen, als solch ein Fest, wie wir es heute begehen, mit denen zusammen, die die Überlieferung verkörpern. Was die Turngemeinde dem Wolfenbüttler Schüler bedeutet, welche Rolle sie in seinem Leben und seiner Erinnerung spielt, das haben unsere Geschichtschreiber Urban Wahnschaffe und Paul Zimmermann in den Blättern bekundet, die in Ihren Händen sind; mich lassen Sie hinzufügen, was die Schule daran gehabt und geschätzt hat seit dreiviertel Jahrhunderten und was sie noch heute daran besitzt.

Die Annalen der Turngemeinde, vereinzelte Aufzeichnungen dazu aus ihrer Frühzeit geben ein getreues und farbenreiches Bild davon, wie sie ward und sich entwickelte. Gegenüber der geistigen und sittlichen Erschlaffung, die nach der ungeheuren nationalen Anspannung der Freiheitskriege alsbald wieder unter dem lähmenden Drucke einer bitteren Enttäuschung überfliegender Hoffnungen sich weiter

Kreise unseres Volkes bemächtigt hatte, gegen diese Erschlaffung lehnte die Jugend sich auf — eine Jugend der Hochschulen, die großenteils noch mitgefochten hatte im heiligen Kriege, eine Jugend der Gymnasien, die unter der Fremdherrschaft geboren die großen Leiden und Taten in den empfänglichsten Jahren der geistigen Entwicklung sich unauslöschlich eingeprägt hatte und nun mit dumpfem Ingrimm und heller Empörung sah, was danach gekommen war. Man weiß, die Jugend übertreibt im Guten, wie im Schlimmen; aber was hier übertrieben ward, das war doch im Kern so edel und so deutsch, daß es uns als eins der tröstlichsten und verheißungsvollsten Zeichen der Zeit für die Zukunft der Nation gelten darf: denn dieser Kern war Vaterlandsliebe und brüderliche Liebe zu den Volksgenossen, war ernste, schlichte Frömmigkeit, war Streben nach sittlich gestählter und gezügelter Kraft, war Reinheit in Wort und Wandel.

Aus diesem Geiste geboren, trat am dreizehnten Jahrestage des Sieges bei Waterloo die Wolfenbüttler Turngemeinde ins Leben, an das Vorbild Jahnscher Turnerschaften sich anlehnend, die inzwischen in ihrem Heimatlande Preußen längst wieder dem Mißtrauen der Regierung und den törichtsten Auswüchsen ihrer eigenen Tugenden erlegen waren. Wie hoch das Geschlecht der Begründer von dem Turner und von sich selber dachte, das sprach die Vorerinnerung zu den Gesetzen, die sie sich gaben, im taciteischen Lapidarstil der Zeit, aber im Inhalt vorbildlich für immer, also aus: „Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von allgemeinen Vorschriften der Sittlichkeit die Rede sein kann; denn diese setzen wir bei jedem Turner voraus. Gute Sitten müssen auf dem Turnplatz mehr wirken und gelten, als anderswo gute Gesetze. Was andere entehrt, schändet den Turner; Muster, Beispiel und Vorbild zu werden, darnach soll er streben. Er vor allen muß den Adel des Leibes und der Seele unbefleckt zu bewahren suchen.“

So gründete, so bewahrte sich die erste Turngemeinde, gedieh und wuchs, zumal seit sie an die Stelle der demokratischen Gleichheit unter dem Turnwarte den aristokratischen Turnrat als oberste Behörde gesetzt und vollends seit sie, von Leiste wohlgeleitet, in Jeep einen Direktor bekommen hatte, der in klarer Erkenntnis ihres Wertes an sich und für die Schule dreißig Jahre lang unverändert ihr treuer Freund und väterlicher Berater wurde und blieb. Er ließ sie sich regieren, wie sie mochte und durfte, zufrieden mit der oft rigorosen Zucht, die sie nach ihren Gesetzen an Vor- und Nachturnern übte; er dämpfte milde ihre jugendlich brausende Überhebung, er schützte sie wieder vor Verfeinerung und Aufsechtung; so unmerklich sein Einfluß, so stark in Wahrheit und segensreich: wenn einem, so ist es ihm zu danken, daß das Schiffelein der Turngemeinde



über die wilden Wasser von 1848 ungefährdet in ihr zweites Vierteljahrhundert hineinsteuerte und je länger je mehr nicht bloß ein charakteristisches, sondern ein wesentliches Stück der alten Großen Schule wurde, ja so innig mit ihrem ganzen Wesen verwich, daß fortan die eine ohne die andere nicht mehr zu denken war. Obwohl sie immer nur einen Bruchteil, oft weniger als die Hälfte der Schüler in sich schloß, schützte sie doch dank ihrer Einheit und straffen Selbstregierung die Anstalt vor dem Aufkommen jener lichtscheuen verbindungsartigen Konventikel, mit denen die Schulen draußen zu kämpfen hatten, und hat sie, von ganz verschwindenden Anläufen dazu abgesehen, bis heute vor diesem Unfuge bewahrt. Die Turngemeinde wachte ebenso eifersüchtig über ihre Gerechtsamen und Freiheiten, wie sie in der Sorge um ihre Erhaltung sich vorsichtig hütete, sie zu überschreiten, und, wenn etwas wider die Ordnung eingerissen war, sich offen und bereitwillig zeigte, den Mißbrauch abzustellen.

Dennoch konnte mit der politischen Entwicklung der Nation und den Fortschritten pädagogischer Erkenntnis die langbewahrte, auch von Jeeps Nachfolger v. Heinemann treulich verteidigte Selbstständigkeit in der alten Form nicht mehr auf die Dauer bestehen. Nachdem zu Beginn der sechziger Jahre die langverpönte Turnerei wieder an den preussischen Gymnasien Eingang gefunden, nachdem Regierung und Schule es als Pflicht erkannt hatten, der körperlichen Ausbildung der Jugend nicht minder wie der geistigen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, nachdem infolge dessen das Turnen allenthalben auch innerhalb der blaugelben Grenzpfähle zum obligatorischen Unterrichtsgegenstande geworden war, mußte endlich auch hier die Pflicht an die Stelle der Freiheit treten. Und wiederum, wenn die Schule zur Teilnahme am Turnen zwang, so konnte sie auch die Verantwortlichkeit nicht mehr auf die Schultern von Schülern abwälzen, und so ward mit dem Pflichtturnen die Oberleitung, wie die Überwachung der Übungen durch einen Lehrer zur unabweisbaren Notwendigkeit. Ebenso mußte die Jurisdiktion der Turngemeinde wenigstens in Bezug auf strenge Strafen eingeschränkt werden, ein „Ausschließen“ auf immer oder auch nur auf Zeit war bei dem verbindlichen Charakter des Turnunterrichts nicht länger zulässig.

Daß die Umgestaltung der Turngemeinde im wesentlichen auf diese wenigen Punkte beschränkt blieb, im übrigen aber die Selbstregierung und ihre Organe, Vorturner, Turnwart und Turnrat beibehalten wurden und damit soviel des alten freien Geistes, wie sich irgend retten ließ, das ist das Verdienst v. Heinemann's und des Lehrers, der mit der Überleitung aus den alten in die neuen Formen beauftragt war, des Oberlehrers Dr. Mehring. Nach wie vor turnte und turnt noch heute die Gemeinde — freilich

mit Ausschluß der beiden untersten Klassen — riegenweis unter der unmittelbaren Leitung von Vorturnern, die sich in einer wiederholten ernstlichen Prüfung vor den älteren Kameraden dazu tüchtig erwiesen haben; nach wie vor erwählt das Vertrauen der Vorturner, die den Turnrat bilden, die beiden Turnwarte und berät unter Vorsitz des ersten ihre gemeinsamen Angelegenheiten; nach wie vor zieht im Frühsommer, wenn Hagelfeier herangekommen ist, die Turngemeinde nur von den Turnwarten geführt, ohne Lehrer drei Tage lang durch den Harz. Die einzige Schule Deutschlands, die so altväterisch freien Brauch bewahrt hat, sie wird ihn auch in Zukunft bewahren, solange es irgend möglich ist, solange die Tradition der alten Zeit sich lebendig und stark genug erweist, die jungen Gemüter zu zügeln und sie auch in der vollen Freiheit die Haltung beobachten zu lassen, die inmitten einer völlig verwandelten Welt des Verkehrs und der Öffentlichkeit schon die Rücksicht auf das äußere Ansehen der Schule gebieterisch fordern muß. Hier liegt gerade in unserer Zeit des wachsenden Wohllebens und der gelinderen Ducht im Hause die einzige, freilich eine große Gefahr, eine Gefahr, die vor dreißig und vollends vor fünfzig und sechzig Jahren, wo man mit zwölf Gutedroschen drei Tage durchs Hildesheimische wandern konnte und mochte, noch nicht zu ahnen war. Auf der andern Seite aber sei es rühmend hervorgehoben, daß die turnerische Verbheit und Freude an rüstiger Leibeskraft uns vor so manchen Krankheitserscheinungen moderner, auch deutscher Jugend, vor sin de siecle in jeder Form vom unreifen Nieschekultus bis hinab zur geplätteten Weinkleidsfalle trefflich geschützt hat: noch ist, soweit ich zu urteilen vermag, der wahrhaft deutsche gesunde Sinn in unsern Jungen ungebrochen, und das — ich wiederhole es — verdanken wir zu allermeist den mit gleicher Hingebung, ja Leidenschaft wie vor Zeiten gepflegten Leibesübungen, dem besten Antidoton aller nichtsinnigen Moderne, verdanken es jener Überlieferung tüchtiger Turnerart und -sitte, die in Ihnen, meine hochverehrten Gäste, leibhaftig an diesem Tage, bestärkend und werbend, in unserer Mitte weilt.

Aber noch ein Zweites bringen Sie uns mit, das über die Schule ins Leben hinausweist. Von der alten, der ersten Turngemeinde bezeugt einer ihrer Begründer, der nun auch längst heimgegangene Generalsuperintendent Steinmeyer: „Ihr Geist war ein vorzüglicher, auch das Streben nach allgemeiner Ausbildung und großer Privatfleiß waren mit wenigen Ausnahmen Eigenschaften aller Turner in Prima.“ Daß auch dieser Ruhmestitel kein eitles Rühmen, sondern Wahrheit ist und nicht bloß für jene Frühzeit, sondern für die ganze lange Folge von Jahren und Geschlechtern seither, das lehrt ein Blick auf die letzten Seiten der Festschrift, wo die

Reihe der 86 Turnwarte seit 1828 mit Angabe dessen, was aus ihnen geworden, zusammengestellt ist: wie wenige nur, Gott Lob, die durch Schuld oder Schicksal aus der Bahn geworfen sind, wie viele unter den Tüchtigen, die sich glänzend, vorleuchtend bewährt haben im Leben — ein redender Beweis, daß der Meisterturner auch ein Meister in Wissenschaft und Praxis werden kann, ja werden muß bei gesunder Seele im gesunden Leibe. Aber wir brauchen diesen Blick heute nicht, auch kein Durchsehen und Durchzählen der hunderte von Lebensabrissen, die der stattliche Band des Albums umfaßt: wir wenden unsere Augen auf Sie, unsere lieben und werten Gäste, Männer des Staates und der Kirche, der Verwaltung und der Justiz, der Wissenschaft, Kunst und Technik, Männer des Lehr-, Wehr- und Nährstandes, kurzum Männer aller Berufsarten und ganze Männer, ein jeder an seinem Platze. Stolz auf Ihr Erscheinen am heutigen Tage darf die Schule, die Sie gebildet hat, auch stolz sein auf das, was Sie sind und leisten und gelten draußen in der Welt. So bringen Sie uns für die Jugend von heute und künftig mit der Tradition der Schule innerhalb der Turngemeinde zugleich in Ihnen selber das Vorbild für das Leben, dessen Vorbereitung die Schule ist. Jawohl, es ist allezeit ernstlich gearbeitet auf der alten Großen Schule zu Wolfenbüttel, hart Holz gebohrt und die Wahrheit des Wortes gelernt: labor omnia vincit improbus! Wollte Gott und wollt vor allem Ihr selber, meine jungen Freunde, daß auch dieser Ruhm der Anstalt bewahrt bleibe, auf daß, wenn nach 25 Jahren in dieser Halle die Jahrhundertfeier Eurer lieben Turngemeinde begangen wird, und ein anderer Mund von dieser Stelle Euch als Gäste willkommen heißt, Ihr in gleichen Ehren sitzen könnt, wie die Gäste des heutigen Tages, denen ich nun zum endlichen und guten Schluß „ein fröhliches Fest“ wünsche.

Nachdem dann der Schulchor den Festgesang von Glück vorgetragen hatte, sprach namens der alten Schüler, da Kreisdirektor Vangerfeldt (Braunschweig) plötzlich am Erscheinen verhindert war, Archivrat Dr. Paul Zimmermann zu dem festlichen Tage der Turngemeinde und der Schule die herzlichsten Glückwünsche aus. Er gedachte mit warmen Worten des reichen Segens, der von ihnen ausgegangen und überreichte als ein sichtbares, bleibendes Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit der alten Wolfenbüttler Turner ein unter ihnen gesammeltes, inzwischen auf 3000 Mk. angewachsenes Kapital für eine Stiftung zur Förderung gymnastischer Bestrebungen auf dem Gymnasium. Er verlas den ersten Paragraphen der für diese Stiftung aufgestellten Satzung, der folgendermaßen lautet:

„Das in mündelsicheren Werten zinsbar anzulegende Kapital ist unantastbar. Die Zinsen sind zur

Förderung gymnastischer Bestrebungen in der Weise zu verwenden, daß davon vornehmlich

1. die Kosten bestritten werden, welche aus der Veranstaltung von Turn-, Spiel-, Schwimm- und Eislaufwettkämpfen für Schüler des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel, einschließlich von Preisen für die besten Leistungen, entstehen;
2. von den übrigen Mitteln einem oder mehreren Schülern des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel (von Oberprima bis Untersekunda einschließlich), die sich durch regen Eifer beim Turnen hervortun, wenn sie auch sonst von loblicher Haltung und tüchtigem Streben sind, alljährlich am 1. Mai ein „Turnstipendium“ bis zum Betrage von 30 Mk. bewilligt werden kann. Das Stipendium kann einem Schüler wiederholt verliehen werden“.

Er schloß mit dem Wunsche, daß diese Stiftung im alten Geiste der Turngemeinde bis in fernste Zeiten für die heranwachsende Jugend des Gymnasiums in Segen wirken möge.

Hierauf erwiderte der Direktor im Namen des Rectoriums der Schule folgendes:

Noch eine weitere Dankeschuld also, hochgeehrte Festgenossen, zu der, der ich schon Worte geliehen habe, sollen wir, die Schule und die ihr angehören, an diesem Tage auf uns nehmen! Die Vereinigung der alten Schüler, nicht bloß soweit sie hier zur Stelle sind, sondern auch die vielen, die mehreren, die Beruf, Alter, Entfernung, Behinderungen aller Art zu ihrem und unserm Leidwesen daheim gehalten haben, sie alle haben, wie vor 24 Jahren die Einweihung dieses Gebäudes, so diesmal die Feier der Turngemeinde nicht vorübergehen lassen wollen, ohne ein bleibendes Gedächtnis des Tages für alle Zeiten zu stiften.

Schon allein die Gesinnung, in der die Gabe geboten wird, muß unsere Herzen in der Tiefe bewegen und freudigen Dank darin wecken. Ist sie doch der Abglanz des guten Geistes, der die Schule durchleuchtet und durchwärmt, eines Geistes kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit aller Schüler vom ersten bis zum letzten, ja von dem greisen Senior der alten Herren bis zu dem fernsten kommenden Schülergeschlechte, das nur ahnend vorgegaukelt, einst noch dieser Gabe teilhaftig werden soll, eines Geistes ferner der Liebe und des Vertrauens zwischen Schülern und Lehrern, der auch Trübungen, wie sie menschliche Schwäche und Fehlsamkeit auf der einen oder der anderen Seite dem einzelnen gebracht haben mag, doch über Jahre und Jahrzehnte hinaus immer wieder sieghaft überstrahlt und immer wieder zur Flamme aufschlägt, wo guter Wille und redliches Wollen einander begegnen, und endlich des Geistes treuer Anhänglichkeit wie an die alte Bildungsstätte im Ganzen, so insbesondere an eben

diese, nun oft belobte Institution, die wir heute feiern.

Aus dieser schönen Dreieit der Empfindungen, die in einer höheren Einheit zusammenfließt, ist die reiche Spende hervorgegangen, die ich jetzt namens des Gymnasialkuratoriums in Vertretung seines Vorsitzenden, des Herrn Kreisdirektors Krüger, aus den Händen des verehrten Herrn Sprechers der Geschenkgeber entgegennehme, um sie demnächst, sobald sie die Rechte einer milden Stiftung von höchster Stelle erlangt haben wird, dem statutenmäßig zu bestellenden Kuratorium zur Verwaltung zu überweisen.

Wir wissen aber diese Gabe auch um ihrer selbst willen nach ihrem vollen Werte für die Turngemeinde und ihre Angehörigen zu schätzen. Auf ein Eigentum gestützt, zumal auf eines, das gesetzlich fundiert nur mit dem Staate selber verloren gehen kann, ist eine Gemeinschaft um so sicherer, daß sie dauern wird: der Besitz selber gewährleistet ihren Bestand, und wäre er so unbeweglich und unbenutzbar, wie Ballast im Schiff, so hält er doch das Fahrzeug bei rechtem Tiefgange aufrecht im Drang der Fluten. Dieser Besitz aber soll und wird nicht stillliegen oder wuchernd wachsen, sondern Jahr für Jahr den Genossen der Gemeinde seine Früchte bringen.

In den deutschen Eichenkränzen als Siegerschmuck, die wir gewiß nicht aufgeben wollen, die aber verstaubend und zerbröckelnd rasch vergehen und im Wandel der Zeiten wohl gar das Gedächtnis der eigenen Leistung mit hinwegnehmen, sollen schlichte, doch würdige und dauernde Ehrengaben treten, die jene bescheiden stolzen Erinnerungen bei jedem Gebrauch und Blick von neuem erwecken und so lebendig halten; zu den Stipendien, die von alters her und seit dem Einweihungsfeste tadellose Führung, regen Fleiß und tüchtige Leistungen zu krönen bestimmt sind, kommt nun ein praemium virtutis, das bei gleichen Vorbedingungen doch das eigentliche Gewicht auf Eifer und Erfolg in den körperlichen Übungen legt.

Wohl können Preise und Prämien, wie sie heißen und eingekleidet sein mögen, keine Werke und Taten aus dem Boden hervorlocken, die er nicht von selber auch ohne das zu tragen im Stande und also verpflichtet wäre. Aber doch haben wissenschaftliche und menschenfreundliche Vereinigungen aller Art sich von jeher dieser Mittel bedient, um das Auge der Strebenden auf Ziele zu lenken, die des Schweißes der Edeln wert sind, und zugleich um an ihrem Teile Jahr für Jahr zu betätigen, daß sie auch Leistungen, die nicht unmittelbar materielle Werte schaffen, ja gerade diese, eines greifbaren Lohnes, einer materiellen Anerkennung wert achten. Solche Schätzung der Fördernden erhöht die allgemeine Schätzung im Urteil der Welt, erhöht zugleich den Eifer der Strebenden, nicht bloß um des einzelnen eigenen Lohnes, sondern um der Sache selber willen, die so

hoch gewertet wird. In diesem Sinne, in dem die Stiftung uns zugedacht ist, begrüße ich sie namens der Schulleitung mit Freude und Dankbarkeit.

Wie aber müßt Ihr erst empfinden, meine jungen Freunde, denen diese Gabe der früheren Geschlechter ihre Früchte streuen soll! Wahrlich es wäre zu wenig, wenn sie nur in einigen von Euch die Lust und Hoffnung erweckte, sie äußerlich für sich zu gewinnen, und nicht zugleich in allen den Willen, ihrer und und der Gesinnung ihrer Geber innerlich würdig zu sein. Seht, sie schauen in Euer Treiben und Streben wie in den goldenen Kelsch ihrer eigenen Jugend! Prüft Euch denn selber, ob und wie tief sie Euch auf den Grund schauen dürften, so daß alles leuchtend und golden bliebe! Ihr habt von den Sagen und Sitten ihrer und der alten Zeit gehört, spiegelt die Ewige daran und ringt danach, denen wieder gleich oder ähnlich zu werden, die der Einheit und Freiheit des Volkes ihr Herz, manche ihre Existenz gaben, denen, die in altdentscher Einfachheit und Mäßigung die höchsten Freuden ihrer besten Jugendtage fanden, denen, die auf Frankreichs Schlachtfeldern ihr Blut für die Ehre und Größe des Vaterlandes vergossen. Nehmt ihr so die Gabe entgegen, mit dem Bewußtsein der steten Verantwortung gegenüber den Geschlechtern der Vergangenheit und allen, die da folgen werden und auf Euch schauen, der Verantwortung zugleich vor dem großen heiligen Ganzen, dem Ihr, dem wir alle angehören, wie Blätter dem Baume — dann seid Ihr auf der rechten Bahn des Erkennens und des Wollens, dann Heil Euch und durch Euch und Euer Vorbild der Wolfenbüttler Turngemeinde bis in ferne und fernste Zeiten!

Darnach ergriff Wirklicher Geheimrat Dr. jur. Trieps Excellenz das Wort, schilderte noch einmal aus eigener Erinnerung die ehrwürdige Persönlichkeit und das vorbildliche Wesen und Wirken des Direktors Justus Jeep<sup>1)</sup>, um daran die Mittheilung zu knüpfen, daß ein Sohn des vortrefflichen Mannes, einst ein vorzüglicher Schüler dieser Anstalt, Professor Dr. Ludwig Jeep, zur Zeit Rektor magnificus der Universität Königsberg, mit seiner Gemahlin zum heutigen Tage unter dem Namen einer Jeep-Warburg-Stiftung ein Kapital von 60 000 Mk. gestiftet habe, dessen Einkünfte nach Ableben des Stifters und seiner Gattin zur Unterstützung von Wittwen und Waisen akademisch gebildeter Lehrer des Wolfenbütteler Gymnasiums verwandt werden solle. Die Herzogliche Landesregierung, fuhr er fort, habe mit aufrichtigem Danke gegen die edelmütigen Spender diese wertvolle Gabe angenommen, und es gereiche ihm selbst zu ganz besonderer Freude, daß durch diese Stiftung der Name des allverehrten Direktors für

<sup>1)</sup> Vgl. den Lebensabriß und die Charakteristik J. Jeeps in der „Festzeitung“ S. 3–6.

alle Zeiten mit der alten Großen Schule in Segen verbunden werde.

Namens der Anstalt und des Lehrerkollegiums dankte für diese hochherzige Stiftung mit bewegten Worten auch der Direktor und verlas eine Depesche, die diesen Dank und zugleich den der versammelten alten Schüler dem edlen Geberpaare in der Ferne vermitteln sollte.

Dann beschloß der Vortrag des Vaterlandsliedes von Hoffmann von Fallersleben: „Wie könnt ich dein vergessen“ in der Komposition von A. Methfessel die erhebende Feier.

## Major a. D. Hermann Wegener.

Als Dr Karl Schiller am 28. Juni 1874 starb, übernahm zusammen mit Herrn Stadtarchivar Hähnelmann Herr Major a. D. Wegener die Leitung des städtischen Museums. Er war geborener Braunschweiger und stand vom 1. Oktober 1848 bis zum Jahre 1873 im Braunschw. Infant.-Regiment Nr. 92<sup>1)</sup>. Durch Herkunft und Beruf wendete er seine Neigungen der Geschichte unseres Herzogtums und seines Militärs in erster Linie zu, und bei der Gründlichkeit seines Wesens, die von einem ganz vorzüglichen Gedächtnis unterstützt wurde, nannte er eine achtungsgebietende Kenntnis auf diesem Felde sein eigen. Daneben füllte seine Mußestunden die Beschäftigung mit der Münzkunde aus. Er war selbst Sammler und hat eine besonders an französischen Münzen reiche und wertvolle Sammlung von über 2000 Stück zusammengebracht, die er in hochherziger Weise dem städtischen Museum schenkte. Während seines Aufenthaltes im Reichslande von 1871—73 wurde seine Aufmerksamkeit auf die vor- und frühgeschichtlichen und römischen Bodenfunde gelenkt, denen er mit Verständnis nachging.

<sup>1)</sup> Karl Theod. Georg Hermann Wegener wurde am 30. November 1828 als Sohn des Kreisrichters Ludw. Fr. Aug. Wegener († 22. Nov. 1852) in Braunschweig geboren; seine Mutter Dorothee Elisabeth war eine geborene Nachmann. Am 1. Okt. 1848 trat er als Volontär in das Herzogliche Infanterie-Regiment ein, wurde am 9. Jan. 1849 zum Vice-Korporal befördert und nahm als solcher am Feldzuge gegen Dänemark, insbesondere an der Kanonade vor Sonderburg teil. Am 7. April 1850 wurde er Portepfeffernrich, am 5. Mai d. J. Second-, am 24. April 1858 Premierleutnant. Am 24. April 1866 ward er zum Hauptmann und Kompagnieführer im Landwehrbataillon ernannt. Bei der Reorganisation des Braunschweigischen Kontingents wurde er am 22. Okt. 1867 dem Infanterie-Regimente Nr. 92 aggregiert, am 6. März 1868 aber als Kompagniechef in dasselbe einrangiert. Im Juli 1870 kam er bei der Mobilmachung zum Besatzungs-Bataillon Braunschweig I, 1871 aber in das Regiment zurück. Doch nicht mehr für lange Zeit. Wegen eines Augenleidens wurde er auf sein Ansuchen unterm 2. Nov. 1873 mit dem Charakter als Major in den Ruhestand versetzt. Er nahm seinen Wohnsitz in Braunschweig, wo er am 4. Jan. 1903 gestorben ist. Er war verheiratet mit Elfriede Godann, Tochter des Kaufmanns Karl Godann, die ihn überlebt hat.

So war er in vielen Museumszweigen kein Neuling mehr, als er die Leitung des städtischen Museums übernahm: tüchtige Kenntnisse auf dem Gebiete der Numismatik, der Waffenkunde und der geschichtlichen Denkmäler unseres Landes brachte er mit und dazu ein warmes Interesse für Kunst und Kunstgewerbe und einen streng pflichttreuen offenen Geist. Als sein Lieblingsgebiet muß die Münzkunde bezeichnet werden. Bis zu seinem Ende ist es nicht anders geworden. Noch dann, als tödliche Krankheit mitten aus der Berufstätigkeit heraus ihn gelähmt und der Sprache beraubt auf das Lager geworfen hatte, habe ich oft Gelegenheit gehabt, seine außerordentlichen Kenntnisse der braunschweigischen Münzen besonders zu bewundern.

In einer Zeit, wo man noch ohne Aufwendung von blauen Scheinen die älteren Münzen der Stadt und des Herzogtums Braunschweig erwerben konnte, hat er systematisch mit großer Umsicht und mit Geschick gesammelt; bei allen größeren Münzhandlungen Deutschlands und Österreichs war sein Name bekannt. Durch seine rastlose Tätigkeit ist unsere Münzsammlung auf 27000 Stück angewachsen; darunter befinden sich allein 9300 Brunsbüvencien mit 306 Goldmünzen. In der Pflege der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Altertümer von Stadt und Land folgte er dem von Schiller gegebenen Vorbilde; er brachte eine kleine Waffensammlung und eine Sammlung braunschweigischer Uniformen und Ausrüstungsgegenstände zusammen und begründete die Abteilung für bäuerliche Altertümer. Vornehmlich galt seine Pflege aber auch dem braunschweigischen Kunstgewerbe, besonders dem Fürstenberger Porzellan, den Braunschweiger Fayencen und den Stobwasser-Arbeiten. Durch archaische Forschungen und durch das Studium am Gegenstand hat er zuerst Klarheit in die Verhältnisse der Braunschweigischen Fayencefabrik und ihrer verschiedenen Marken gebracht. Es wäre noch eine ganze Reihe von Sammlungsabteilungen zu nennen, denen für alle Zeit der Stempel von Wegeners Tätigkeit aufgedrückt bleiben wird, und es ist mir eine besondere Genugtuung, das öffentlich aussprechen zu können. Denn das Wirken Wegeners war ein stilles, seinem ganzen Wesen entsprechend. Nur wenige ahnten, wie er so ganz und gar in der Museumstätigkeit aufging, und wie er unermüdet und segensvoll für die ihm anvertraute Anstalt schaffte. Sein durch und durch vornehmer Charakter, sein freundliches und bescheidenes Wesen machten ein Arbeiten und Verkehren mit ihm allezeit wohlthuend und angenehm; ohne einen Feind zu hinterlassen, wohl aber von vielen aufrichtig betrauert, hat der in seinen letzten Lebensjahren noch von so herben Schicksalsschlägen heimgesuchte Ehrenmann sein stilles und doch an Arbeit und Liebe so reiches Leben am 4. Januar 1903 beschlossen. Dr F. Fuhse.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

24. Sitzung (Hauptversammlung) auf dem Stern-  
hause im Lechelnholze am 18. Mai 1903.

Der Schriftführer verlas den 2. Jahresbericht. In 13 Sitzungen, einschließlich der Wanderversammlung und der Hauptversammlung, sind 20 größere Vorträge gehalten worden, über die in den einzelnen Nummern dieses Blattes berichtet worden ist.

Der Konservator verlas einen Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege, den wir unten im Wortlaut folgen lassen werden.

Dann hielt Museumsdirektor Dr. Fuhse einen Vortrag über das städtische Museum zu Braunschweig. Er führte darin etwa folgendes aus:

Äußerer Anlaß zur Gründung des städtischen Museums gab die Tausendjahrfeier der Stadt Braunschweig 1861, innere Triebkraft war Dr. Karl Schiller, dessen Pläne und Absichten in dem Oberbürgermeister Caspari einen eifrigen Helfer und Förderer fanden. Dem Publikum wurde das Museum am 1. Mai 1865 geöffnet. Seine Entwicklung wird wesentlich unterstützt durch die Tätigkeit des Vereins zur Förderung und Vermehrung der Sammlungen des städtischen Museums. Es sollte eine Ergänzung des herzoglichen Museums sein und dem ganzen Lande dienen, von der Stadt erhalten. Dr. Schiller zog in den Kreis seiner Sammlungen zwei Gebiete, die damals noch wenig Beachtung fanden, die Vorgeschichte und die Ethnographie (das Berliner Museum für Völkerkunde wurde erst Ende der 60er Jahre gegründet). Den Grundstock zur vorgeschichtlichen Sammlung gab die Privatsammlung von Dr. Schiller, dazu kam bald die Beckmannsche und Hausmannsche, später die von Müller, Grabowsky usw. Schon 1868 war sie auf 254, heute auf ca. 1500 Nummern angewachsen und steht an Bedeutung für die Vorgeschichte unseres Landes an erster Stelle. Auch für die Entwicklung der ethnographischen Abteilung ist der Erwerb der Sammlungen Beckmanns und Hausmanns von großer Bedeutung, da sie viele alte wertvolle Stücke enthielten. Dazu kommen größere Schenkungen der Herren E. W. Koch in Toledo (Ohio), Medizinalrat Uhde, Münzkommissär Rudolf von Unger, Museumsdirektor Gerhard Krefft in Sidney, Leutnant z. S. Rittmeyer, Friedrich Gerstäcker, Kaufmann Bollmann, Dr. R. Andree, Pastor Hoffmeister in Wienrode, Dr. med. Bernhard, Dr. med. Jakobi, Konsul Christian Sommer, Geh. Hofrat W. Blasius, Gustav Voigts in Windhoek, Dr. Zintgraff, Dr. D. Gleim, Handelsgärtner Hugo Raap, Rentner C. Götting in Hamburg, Kaufmann Bray in Brüssel, Oberleutnant Strümpell, Hauptmann v. Wuthenow usw., so daß die ethnographische Abteilung heute alle Erdteile umfaßt.

Ihren Aufschwung verdankt sie in erster Linie Herrn Professor Dr. R. Andree, der 1893 ihre Leitung übernahm und dem auch die Erweiterung und der wissenschaftliche Ausbau der braunschweigischen volkstümlichen Abteilung zu danken ist. Redner bedauert, daß Dr. Andree Braunschweig verlassen hat und gibt der Hoffnung Ausdruck, er möge bald in sein liebes Niedersachsen zurückkehren. — Die weiteren Sammlungen zerfallen in solche für Geschichte und Kultur von Stadt und Land Braunschweig und seines Fürstenhauses und solche für Kunst und Kunstgewerbe. Einige sind für die eine, wie für die andere Seite von Bedeutung. Dahin gehört z. B. die Münzsammlung, begründet von Musikdirektor Freudenthal, ausgebildet von Major a. D. Wegener. Wegener übernahm nach Schillers Tode 1874 mit Archivars Hünfelmann zusammen die Leitung des Museums. Er begründete die Abteilung für bäuerliche Altertümer, brachte eine kleine Waffensammlung und eine Sammlung von braunschweigischen Uniformen und Ausrüstungsgegenständen zusammen und pflegte ganz besonders das braunschweigische Kunstgewerbe, das Fürstenberger Porzellan, die braunschweigischen Fayencen und die Stobwasser-Arbeiten. Die Münzsammlung, die er selbst durch eine große Schenkung vermehrte, wuchs unter seiner rastlosen Fürsorge auf 27000 Stück an, darunter allein 9300 Bruns-  
wicensien mit 306 Goldmünzen. — Von den Erinnerungsstücken an braunschweigische Fürsten stehen die an Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm obenan. Ergänzend reihen sich ihnen die Motivbänder und nach Tausenden zählende Porträts z. B. Braunschweiger Fürsten und bedeutender Persönlichkeiten an. — Kulturgeschichtlich wichtig ist die große Sammlung von Beleuchtungsgegenständen, von Leuchtern, Lampen, Feuerzeugen, Laternen, Lichtziehern usw. vom 15.—19. Jahrh., von altem Maß und Gewicht, von Innungsgegenständen, Kerbhölzern, Handfeuerprügen z. Den Aberglauben beleuchtet eine Sammlung von Amuletten, Totgaben und Eiern, Tierknochen und Tongefäßen, die bis ins 16. Jahrhundert hinein in die Fundamente der braunschw. Häuser gemauert wurden.

Der Abteilung für Kunst und Kunstgewerbe gehören zahlreiche geschnitzte Balken von alten abgerissenen braunschw. Häusern an, ferner die Galerie moderner Gemälde, die hauptsächlich durch den braunschweigischen Kunstverein ergänzt und vermehrt wird, die Kupferstichsammlung, die besonders reich an Ansichten aus Stadt und Land, Porträts und Handzeichnungen und Stichen braunschweiger Künstler aus dem 18. und 19. Jahrh. ist. Ein abgeschlossenes Gebiet bildet die reizvolle Sammlung von Musikinstrumenten aus dem Vermächtnis von Herrn Theodor Steinweg. Zum Schluß wies der Redner hin auf die schöne Sammlung von altbraunschweigischen Truhen, Schränken, Tischen,

Kunstschlosserarbeiten, keramischen Gegenständen und die durch Unterstützung des Herrn Albert Rieß im Entstehen begriffene Sammlung moderner kunstgewerblicher Arbeiten.

Da das städtische Museum, wie auch das vaterländische, demnächst in neue Räumlichkeiten überführt wird, so haben die Vorstände von genannten Anstalten und vom herzogl. Museum einen vorläufigen Plan entworfen, in dem das Sammelgebiet jeder der drei Anstalten umschrieben ist, um eine Konkurrenz auszuschließen und ein gedeihliches Zusammenarbeiten zu ermöglichen.

Es schloß sich daran der Kassenbericht des Schatzmeisters, aus dem nachstehende Mitteilungen die wesentlichsten sind.

Zur Zeit der vorjährigen Hauptversammlung betrug die Gesamtzahl der Mitglieder 425. Seitdem hat der Verein 8 Mitglieder durch den Tod verloren; ausgetreten sind 5 Mitglieder. Dagegen sind neu eingetreten 70 Mitglieder, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder sich gegenwärtig auf 482 beläuft. Davon wohnen 232 in der Stadt Braunschweig, 59 in Wolfenbüttel, 148 im übrigen Herzogtum und 43 außerhalb des Herzogtums.

Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahr 1902 betragen . . 5318 M. 48 Pf. die Ausgaben . . . . . 5113 „ 99 „

mithin ist ein Überschuß verblieben von 204 M. 49 Pf.

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins belief sich am Schlusse des Rechnungsjahres auf 4214 M. 49 Pf.

Apothekenbesitzer Bohlmann, der die Rechnung geprüft hatte, erklärte sie für richtig und beantragte, dem Schatzmeister Entlastung zu gewähren, was geschah. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde Herr Bohlmann auch für das nächste Jahr zum Rechnungsprüfer bestellt.

Die Versammlung beschloß, die nächste Wanderversammlung in Helmstedt in ähnlicher Weise, wie die vorjährige in Holzminden, abzuhalten und beauftragte den Vorstand, das Weitere zu veranlassen. Hinsichtlich der Wahl des Vorstandes schlug Pastor Schulze Wiederwahl durch Zuvor. Die Versammlung trat dem einstimmig bei, bestätigte den Oberstleutnant Meier als Schriftführer und beschloß, in Folge Ausscheidens des Professors Dr. Andree den Generalleutnant v. Otto zum stellvertretenden Vorsitzenden und den Geheimrat Dr. W. Blasius zum Beisitzer zu wählen. Professor Dr. Andree, der seit kurzem von Braunschweig nach München übersiedelt ist, wurde in dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste um den Geschichtsverein, das städtische Museum und die Braunschweigische Volkskunde zum Ehrenmitgliede des Vereins ernannt.

Der Vorsitzende schlug vor, die Arbeit des Oberstleutnants Meier über die Straßennamen der Stadt

Braunschweig als eine besondere Veröffentlichung drucken zu lassen, und erhielt hierfür die Zustimmung der Versammlung. Dann teilte er mit, daß die Absicht bestehe, die Anfertigung sogenannter Grundkarten in die Wege zu leiten. Die Kosten dafür würden zunächst sich in den Grenzen der nach § 5 der Satzung vom Vorstande selbstständig auszugebenden Summe von 100 Mark halten.

Nach Schluß der Sitzung fand in gewohnter Weise ein gemeinsames Abendessen statt.

## **Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig 1902/03.**

In einer gemeinsamen Sitzung des hiesigen Architekten- und Ingenieur-, sowie des Geschichtsvereins am 17. Nov. 1902 wurde die Gründung eines Denkmälerausschusses aus dem Mitgliederbestande dieser Vereine beschlossen, in den — im Hinblick auf die sog. Naturdenkmäler — auch der hiesige Naturwissenschaftliche Verein Vertreter entsenden sollte. Dieser Ausschuß hat sich am 20. Januar 1903 aus insgesamt 15 Mitgliedern gebildet, durch die außer den genannten Vereinen selbst auch die Herzogl. Baudirektion, die Technische Hochschule, das Herzogl. Museum, das Landeshauptarchiv, die Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler, die Herzogl. Kammer (Direktion der Forsten), die Sammlungen der Stadt Braunschweig und das Städtische Bauamt, sowie schließlich der Harzburger Geschichtsverein Vertretung fanden. Der Ausschuß hat von seinem Bestehen dem Herzogl. Staatsministerium, dem Konsistorium und dem Stadtmagistrat in Braunschweig Mitteilung gemacht und um Zuziehung in allen, die staatliche oder städtische Denkmalpflege berührenden Fällen gebeten, hat sich auch in dem betr. Schreiben bereit erklärt, die vorhandenen Denkmäler zu überwachen, sie wissenschaftlich zu erforschen, Maßregeln zu ihrer Erhaltung zu treffen und auch die Denkmäler in Privatbesitz, soweit irgend möglich, in seinen Schutz zu nehmen. Dementprechend will sich der Ausschuß später auch an die anderen Landesbehörden, Stadtmagistrate, Gemeinden und die breitere Öffentlichkeit wenden.

Bisher hat der Ausschuß unter reger Beteiligung seiner Mitglieder 4 Sitzungen und verschiedene Denkmäler-Besichtigungen abgehalten und bereits wiederholt Gelegenheit gefunden, für die Denkmalpflege erfolgreich tätig zu sein. Es sind hauptsächlich 2 Denkmäler in Frage gekommen. Zuerst hat der Ausschuß auf Wunsch der Herzogl. Baudirektion durch sein Mitglied Stadtbaurat Winter ein Gutachten geliefert über den Wert und die Erhaltung der Malereien, mit denen Wände und Gewölbe der romanischen Kirche in Melverode vollkommen bedeckt waren und

die — meist allerdings in sehr kärglichen Resten — jetzt wieder zu Tage getreten sind. Das Gutachten empfahl, die Malereien sämtlich auf das sorgfältigste aufzunehmen, aber nur an den Pfeilern herzustellen, an den Gewölben wenigstens in der Gesamtanordnung nachzubilden, im Chor, besonders an der Nordwand (Darstellungen aus dem Leben des hl. Nicolaus, des Patrons der Kirche) im gegenwärtigen Zustand zu belassen und nur auf vorgesezten Wänden aus aufgespannter Leinwand zu ergänzen, und nachdem sich die Wandrektion dem Gutachten in allen Stücken angeschlossen hatte, entschied auch das Herzogl. Staatsministerium in diesem Sinne. Die durch den Maler Gottwald in Aquarell hergestellten Aufnahmen der Wandbilder werden mit der denkbar größten Treue hergestellt, so daß der gegenwärtige Zustand derselben, soweit er nicht auch in der Tat bewahrt bleibt, wenigstens auf dem Papier urkundlich festgelegt wird.

Zweitens galt es, die reiche Holzverzierung des Hofraths Hauses am Markt in Helmstedt, die unter der Verkleidung des XIX. Jahrh. im Januar d. J. zu Tage getreten war, in sachgemäßer Weise freizulegen, zu erhalten und herzustellen. War es auch nicht zu erreichen, dem Hause sein ursprüngliches Aussehen auch im Unterstock wieder zu geben oder diesen doch, unter Berücksichtigung seiner praktischen Verwendbarkeit, in stilgerechte Übereinstimmung mit den Obergeschossen zu bringen, so hat der Ausschuß bei dem Entgegenkommen des Besitzers und durch höchst dankenswerte Beihilfe des Herzogl. Staatsministeriums und der städtischen Behörden in Helmstedt folgendes erreichen können. Das Haus wird in seinen beiden Obergeschossen auf Grund eines Entwurfes des Prof. Lübke, sowie unter Oberleitung des Ausschusses durch das dortige Stadtbauamt vollkommen so, wie es einst aussah, hergestellt, in den beschädigten Teilen seiner Holzschnitzereien ergänzt und schließlich bemalt. Der Besitzer zahlt nur 500 Mark, die die Herstellung der Fassade so wie so beansprucht hätte, die übrigen Kosten dagegen übernehmen, je zum Höchstbetrage von 1000 Mark, die Regierung und die Stadt zu gleichen Teilen. Mit diesen Summen wird das Haus durch Eintragung in das Grundbuch in der Weise belastet, daß bei einem etwaigen Abbruch oder Umbau desselben die Schnitzereien in den Besitz der Stadt Helmstedt übergehen, daß aber die Last durch Rückzahlung der geleisteten Beiträge jederzeit wieder gelöscht werden kann.

Braunschweig, d. 15. Mai 1903.

P. J. Meier.

## Bücherschau.

Christian Scherer, Elfenbeinplastik seit der Renaissance. Mit 124 Abbildungen und einer Tafel.

Leipzig, Herm. Seemann Nachf. [1902]. 143 S. gr. 8° geb. 5 M.

N. u. d. T.: Monographien des Kunstgewerbes herausgegeben von Jean Louis Sponfel B. VIII.

Dieses Buch vermittelt weiteren Kreisen Verständnis für einen Teil der Kleinkunst, der wesentlich dazu beiträgt unsere Vorstellung von der Leistungsfähigkeit und dem intimen Reize des Barocks zu beleben. Scherer hat unter seinen Fachgenossen wohl die umfassendsten Kenntnisse auf diesem Gebiete und gilt auf ihm daher mit Recht als beste Autorität. Er zuerst wagt eine umfassende Übersicht der Entwicklung der Elfenbeinplastik in neuerer Zeit, zu der es bisher auch an Vorarbeiten größtenteils fehlte. Scherer selbst hatte als Pfleger des herzogl. Elfenbeinkabinetts bedeutende Anregung zunächst zu Vorstudien, die er in Zeitschriften und hauptsächlich in seinen „Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit, Straßburg 1897“, niedergelegt hat. Auf diesen Untersuchungen, zu denen noch manche andere eigene bisher unveröffentlichte Beobachtung kam, fußt die vorliegende Geschichte, die vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht. Sie ist im besten Sinne grundlegend zu nennen. Auf jeder Seite fast erkennt man, wie sehr Scherer auf sich selbst gestellt war, wie er überall selbst kritisch zu fonnern, zu vergleichen und zusammen zu stellen hatte — hier, um einem häufiger genannten Künstler, von dessen Arbeiten kaum etwas Sicheres bekannt war, bestimmte Werke zuzuweisen, dort, um für geschätzte Stücke den Verfertiger auszuspiiren, im Allgemeinen aber, um überhaupt erst Licht und System in das Material zu bringen.

Es stellt sich heraus, daß Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert durchaus an erster Stelle der Produktion stand, voran die Höfe von Düsseldorf, Dresden, Wien und München. Jedoch nehmen auch kleinere Fürstentümer an dieser Pflege teil, nicht zuletzt unser Braunschweig, dessen Herzöge, besonders August Wilhelm, sowohl auswärtige Künstler beschäftigten, wie auch selbst solche an sich zogen. Drei der letzten sind überliefert: Sebastian Huggenberg, Georg Haberg, Joseph Ignaz Eichler. Die Elfenbeinsammlung im Herzoglichen Museum verdanken wir dieser anhaltenden fürstlichen Liebhaberei. Sie gehört unter die besten ihrer Art, die meisten Namen der tüchtigeren Elfenbeinschnitzer sind darin vertreten, z. B. die ausgezeichneten Niederländer Duquenoy und Bossuit, der Franzose Marchand, die Deutschen Angermair, Bernoser, Süde, Elhafen. 18 Stücke unserer Sammlung waren wert in Scherers Werke abgebildet zu werden. Solchen Schätzen gegenüber mutet die geringe Teilnahme unseres heimatischen Publikums sonderbar, wenn auch nicht überraschend an. Einen Teil der Schuld trägt wohl die bisherige ungünstige Aufstellung der Sachen, deren allzugroße Häufung in zu wenigen Schränken, meist ohne



gehörigen Hintergrund, die nötige intime Betrachtung sehr erschwert. Eine breitere und lockerere Aufstellung hat die Museumsleitung jedoch bereits in Aussicht genommen.

Nach der schönen Blüte in der langen Kunstperiode des Barocks fristete die Elfenbeinplastik im 19. Jahrhundert nur ein kümmerliches Dasein; erst gegen den Schluß hin gewann sie wieder Boden. Auch von dieser neuesten Bedeutung des Elfenbeins als eines hervorragenden künstlerischen Ausdrucksmittels gibt uns Scherer eine sehr dankenswerte Übersicht. Heute sind diese Arbeiten besonders in Paris und Brüssel geschätzt, wo man wieder wie einst mit außerordentlichem Geschmacke das geschmeidige und leuchtende Material zur Bildung nackter, besonders weiblicher Figuren benutzte. Wie der Elfenbeinschnitzer des Barocks mit Vorliebe und am Gelungensten die dem Material gemäße rein sinnliche Schönheit der körperlichen Erscheinung in figurenreichen bacchischen Reliefs ausdrückte, so scheint die gegenwärtige Kunst beim gleichen Material lieber und besser in der Einzelgestalt sich auszudrücken. Auch solche durch Scherers Buch vermittelte ästhetische Untersuchung findet im Herzoglichen Museum eine Fülle von belehrender Anschauung.

Karl Steinacker.

**Erich Graf Kielmansegg**, Briefe des Herzogs Ernst August zu Braunschweig = Lüneburg an Johann Franz Diedrich von Wendt aus d. J. 1703—1726. Hannover u. Leipzig, Hahn 1902. VIII u. 400 S. gr. 8° 8 M.

Das Buch enthält 177 in sehr unorthographischem Französisch geschriebene Briefe des jüngsten gleichnamigen Sohnes des Kurfürsten Ernst August, der, am 18. (nicht 16., wie S. 1 angegeben) September 1674 in Osnabrück geboren, hier 1716 Bischof wurde und am 14. August 1728 verstarb. Die Schreiben, die im Gräfl. Kielmansegg'schen Familienarchiv zu Gölzow aufgefunden wurden, sind gerichtet an einen Altersgenossen und Kriegskameraden des Fürsten, der ihm nah befreundet war, am 22. Oktober 1702 vor Rüttich an seiner Seite schwer verwundet wurde und 1748 als General der Kavallerie gestorben ist. Sie enthalten keine Aufschlüsse von hoher politischer Wichtigkeit, aber Mitteilungen der verschiedensten Art, über Kriegerlebnisse, Hof- und Personalereignisse, politische und sonstige Tagesneuigkeiten u. s. w. u. s. w., die viel Interessantes bieten und ein klares unmittelbares Spiegelbild der Zeit liefern, für das wir dem Herausgeber, der bei der Erklärung der Briefe, zumal der in ihnen genannten Persönlichkeiten keine Mühe gespart und ein eingehendes Register beigelegt hat, zu lebhaftem Dank verpflichtet sind. Besonders hinweisen möchten wir noch auf die ausführlichen Nachrichten S. 59 ff. und 345 ff. über Sophie Charlotte

von Kielmansegg, geb. Gräfin Platen, eine Tochter Kurfürst Ernst Augusts von Hannover, die 1722 zur Baronin Brentford und Gräfin Darlington ernannt wurde. Was in der Einleitung über die Kurprinzessin Sophie Dorothee und ihren Gatten gesagt wird, scheint uns zur Begründung des festen Urteils in dieser schwierigen Frage keineswegs auszureichen. Da die Fürstin in den Briefen gar nicht erwähnt wird, war ein Eingehen auf das Maß ihrer Schuld hier auch gar nicht erforderlich.

**C. Borchling**, Mittelniederdeutsche Handschriften in Wolfenbüttel und einigen benachbarten Bibliotheken. Göttingen, Kommissionsverlag der Dieterich'schen Universitätsbuchhandlung (Vider Horstmann) 1902. 263 S. gr. 8°.

M. u. d. L.: Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. 1902. (Beiheft).

Es ist dies der dritte Reisebericht, den der Verfasser im Auftrage der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften über die in den verschiedensten Bibliotheken vorhandenen mittelniederdeutschen Handschriften erstattet hat. Der erste Bericht [1898] umfaßte die Sammlungen Norddeutschlands und der Niederlande, der zweite [1900] die Skandinavien, Schleswig-Holsteins, Mecklenburgs und Vorpommerns. Der vierte Bericht soll das südliche und östliche Westfalen, die Rheinlande und den dem Niederdeutschen benachbarten Grenzstreifen des mitteldeutschen Gebietes von Kassel bis Leipzig begreifen, der fünfte den deutschen Osten und eine Reihe größerer Bibliotheken (Berlin, Breslau, Wien, die süddeutschen Hauptstädte) berücksichtigen. Der vorliegende Band führt den Namen Wolfenbüttels auf dem Titelblatte, da die hier vereinigten mittelniederdeutschen Handschriftensätze die der anderen Büchereien des hier behandelten Gebiets (Reg.-Bez. Hildesheim, Herzogtümer Anhalt und Braunschweig, südliche Hälfte des Regierungsbezirks Magdeburg) völlig in den Schatten stellen. Sie umfassen, obwohl B. in zahlreichen Fällen von einer besonderen Beschreibung abgesehen und nur kurz auf v. Heinemanns vortrefflichen Handschriftenkatalog verwiesen hat, S. 8—190 des Buches. Nur Hildesheim (S. 198—219), Wernigerode (S. 222—38) und Dessau (S. 252—63) kommen daneben noch einigermaßen in Betracht: ein klarer Beweis für den hohen Wert, den die alte Bibliotheca Augusta zu Wolfenbüttel auch in dieser Hinsicht besitzt. Die Ausführung der Arbeit ist eine musterhafte; die Angaben über die Handschriften sind knapp und bestimmt gehalten und mit reichlichen Literaturverweisen versehen, die vorzüglich orientieren und von der umfassenden Belesenheit und der innigen Vertrautheit des Verfassers mit dem einschlagenden Materiale ein deutliches Zeugnis ablegen.



Wilhelm Jensen, Die Rosen von Hildesheim. Ein Roman aus der Stauferzeit. I II. Berlin, Emil Felber 1900. 219 u. 252 S. 8° 8 M.

Im Mittelpunkt der Erzählung, in der drei schöne in ihrer Lebensstellung sehr verschiedene Frauengestalten als Rosen von Hildesheim uns vorgeführt werden, stehen der kluge kaiserliche Kanzler und Bischof Konrad von Hildesheim und der Scholar, spätere Wehrmann und Ritter Rudolf Ostermant, der als Sohn des Kirchenfürsten zwar nicht genannt, aber mannigfach angedeutet wird. Es sind dies die charakteristischsten Gestalten der Dichtung, deren Handlung sich zumeist in der Stadt Hildesheim und auf der Winzenburg abspielt. Diese entbehrt nicht schöner poetischer Stellen, ist auch zur Befriedigung der Leselust des großen Publikums der Leihbibliotheken nicht ohne Geschick geschrieben. Aber als Ganzes ist das Werk ohne Wert, zeigt es zu deutlich alle die Mängel und Schwächen, die den geschichtlichen Romanen nicht mit Unrecht so häufig nachgesagt werden. Manche Persönlichkeiten, Ereignisse, Ueberlieferungen u. jener Tage sind in dem Buche zusammengestellt; aber das ist nur äußerlich, oft gar zu bemerkbar geschehen; auch an Versehen fehlt es nicht; von sicherer Beherrschung des Zeitgeistes durch den Verfasser kann keine Rede sein. Dazu ist seine Schreibart eine äußerst leichte und nachlässige. Kurz das Werk ist Durchschnittsware, wie sie auf den Markt der historischen Dichtung jetzt vielfach gebracht wird. Stünde nicht der Name Wilhelm Jensens auf dem Titelblatte, wir würden die Arbeit ihm so leicht sonst nicht zuschreiben.

Henry Houffaye, 1815. Waterloo. Uebersetzt von Ostermeyer. Hannover und Leipzig, Hahn 1900. VIII und 448 S. 8°. 6 M. 50.

Das Buch Houffaye's, Mitglieds der französischen Akademie, hat in Frankreich großen Beifall gefunden, da es hier mindestens 26 Auflagen erlebt hat. Auch zwei englische Uebersetzungen sind davon, die eine in London, die andere in New-York, bereits erschienen. Auch für deutsche Leser wird dies von gegnerischer Seite verfaßte Werk um so mehr Interesse haben, da dem Verfasser die Staats- und Kriegs-Archive Frankreichs im ausgedehntesten Maße zu Gebote gestanden haben. Vom Tode Herzog Friedrich Wilhelms wird S. 176 kurz berichtet und dabei nur hinzugefügt, daß er wie sein Vater bittere Feinde Frankreichs gewesen seien, was von letzterem eigentlich nicht zutrifft. In einer Anmerkung erwähnt der Verfasser eine Ueberlieferung, die sich in den Memoiren Jeromes befindet, nach welcher der Herzog Friedrich Wilhelm verwundet sei, während er das 1. leichte Regiment haranguierte, die Sache des Kaisers zu verlassen. Dieses erscheint H. aber mit Recht „sehr unwahrscheinlich und nur von dem Haß, welchen der Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen hegte, hergeleitet zu sein“.

Paulus de Winterfeld, Hrotsvithae opera recensuit et emendavit. Berolini apud Weidmannos 1902. XXIV u. 552 S. 8°. 12 M.

A. u. d. T.: Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi.

K. Strecker, Hrotsviths Maria und Pseudo-Matthaeus. [Programm des Dortmunder Gymnasiums]. Dortmund, 1902. 23 S. 4°.

Schon zur Feier des 100jährigen Geburtstages Karl Lachmanns (4. März 1893) hatte P. v. Winterfeld als Senior des philologischen Seminars zu Berlin eine Arbeit über die Schriften der Nonne Hrotsvit von Gandersheim verfaßt, und in eifriger Fortsetzung dieser Studien hat er jetzt eine treffliche Gesamtausgabe ihrer Werke vollendet, die außer knappen Angaben über das Leben der Dichterin, der Ueberlieferung ihrer Gedichte usw. einen nach streng kritischer Methode hergestellten Text mit dem vollständigen Lesartenmateriale und kurzen erklärenden Bemerkungen bietet. Beigegeben ist außer dem Namenverzeichnis ein sehr sorgfältig gearbeiteter, umfassender Index verborum (S. 251—512), der über den Wortschatz und Wortgebrauch Hrotsviths genaue Auskunft gibt, ein Index grammaticus (S. 512—542) und ein Index metricus (S. 543—548). Dem lange gefühlten Bedürfnisse nach einer wirklich wissenschaftlichen Ausgabe der Werke der alten Gandersheimer Dichterin ist so in bester Weise Genüge geschehen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch kurz auf die fleißige Abhandlung K. Streckers hinweisen, der für die erste von Hrotsviths Legenden, die Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae dei genitricis, meist kurzweg Maria genannt, das Verhältniß zu der Vorlage, dem apokryphen Evangelium des Pseudo-Matthaeus, eingehend erörtert und dabei bemerkenswerte Beiträge zur Textkritik jener Dichtung liefert.

Franz Schnur, Die Slaven in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährern und Serben, Polaben und Slowinen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn 1902. 518 S. gr. 8° 15 M.

Da die nördlichen Teile unseres Herzogtums, wie Dr Richard Andree (vgl. Globus B. 66 Nr. 7, Braunschw. Volkskunde 2. Aufl. S. 500 ff.) im Einzelnen nachgewiesen hat, einst von Slaven besessen waren, so hat auch das vorliegende Werk für uns ein großes Interesse, insbesondere der Abschnitt (S. 346—87), welcher sich auf die uns zunächst stehenden Polaben bezieht. Der Verfasser hat einzelne Teile und Fragen auf diesem Gebiete bereits in den verschiedensten Zeitschriften behandelt, so auch kürzlich in dem Jahrbuche unseres Vereins (1902, S. 67—96) die

Geschichte des polabischen Wörterbuches. Um so willkommener ist es, daß er jetzt die Ergebnisse seiner ausgedehnten Studien, die aus der umfangreichen und zerstreuten Literatur und auf vielen eigenen Reisen an Ort und Stelle gewonnen worden sind, klar und übersichtlich zusammengestellt hat. Von jedem der Slavenstämme gibt er einen Überblick über seine Geschichte und die für ihn in Betracht kommende Literatur, stellt er die Sprachgrenze fest, berichtet er, so weit er es vermag, an der Hand der Statistik über seinen Rückgang, den allmählichen Fortschritt der Germanisation usw. Dann geht er ausführlich ein auf die Dorfanlage, den Hausbau, Tracht und Gerät, Sitte und Brauch, Glauben, Volksdichtung, Spiele, Sprichwörter u. a. Er gibt Sprachproben der verschiedenen Dialekte, Melodien usw. und unterstützt alle seine Ausführungen und Schilderungen durch zahlreiche Karten und bildliche Darstellungen, die, wie die ganze Ausstattung des Buches, als vorzüglich zu bezeichnen sind.

**M. Lichtenheld**, Ein Bruderzwist im Hause Habsburg. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen. 1.—3. Tausend. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner [1902]. XIV und 95 S. 8°. —, 50 M.

**M. u. d. L.:** Graefers Schulausgaben klassischer Werke. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Prof. J. Neubauer.

Ob hier J. Neubauer wohl den richtigen Fachmann gefunden hat? Ein Licht und ein Held in der Geschichtswissenschaft scheint M. Lichtenheld, k. k. Professor am Maximilians-Gymnasium in Wien, wenigstens nicht zu sein. Als wir dieser Tage das Buch zufällig aufschlugen, erlebten wir auf S. 90 eine große Überraschung. Grillparzers „Herzog Julius von Braunschweig“, eine der interessantesten Personen des Dramas — L. nennt sie selbst „die Lichtgestalt des Stückes“ —, unter dem natürlich der in der Geschichte wie in der Literaturgeschichte ganz bekannte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1613) zu verstehen ist, wird hier gedeutet als „Herzog Julius Ernst von Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg, 1595 bis 1636“ . . . Da waren wir nach weiterer Belehrung nicht begierig und haben wir das Buch schnell wieder zugeklappt.

**G. Frit**, Die Neugestaltung des städtischen Bibliothekwesens, nebst einer Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Bücherhallenbewegung. Berlin, M. Gaertner 1902. 23 S. 8°.

**M. u. d. L.:** Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 10. Jahrgang. 3. Stück.

Der Verfasser ist Bibliothekar der Volksbibliothek zu Charlottenburg und als solcher ein Nachfolger des für die Volksbibliothek und Lesehallenfrage unermüdlich tätigen Dr. Ernst Jeep, dessen wir schon

früher in diesen Blättern (1897 S. 24) bei ähnlichem Anlasse gedacht<sup>1)</sup>, übrigens wie dieser ein Braunschweiger Landsmann. Auf Grund der eigenen Kenntnis und Erfahrung und unter Heranziehung einer reichen Literatur behandelt er zunächst im allgemeinen die wünschenswerten Reformen unserer Volksbibliotheken, dieses wichtigen Gebietes unserer sozialen Bildungsaufgaben, dem sich in neuerer Zeit die öffentliche Fürsorge namentlich der städtischen Behörden in dankenswerter Weise zuwendet, um dann einen klaren Überblick darüber zu geben, wie es um die Bücher- und Lesehallen in den größeren deutschen Städten bestellt ist. Seite 10 heißt es hier über die Stadt Braunschweig:

„Vorhanden ist einstweilen nur eine kleine Volksbibliothek, Lessingplatz 5, mit etwa 2600 Bänden, zugänglich gegen ein Vierteljahrsabonnement von 50 Pfg. 1901 ist die Braunschweiger Handelskammer mit verschiedenen kaufmännischen Vereinen in Verbindung getreten zum Zweck der Begründung öffentlicher Lesehallen. Hoffentlich entschließt sich die Stadtverwaltung nach dem Vorgange von Städten gleicher Bedeutung, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und mit der Begründung einer modernen Bildungsbibliothek vorzugehen“. Solch ein Vorgehen wäre gewiß nur mit Freuden zu begrüßen.

**Hermann Schmidt**, Die Kurfürstin Sophie von Hannover. Mit einem Anhang: Die bildende Kunst in Hannover zur Zeit der Kurfürstin Sophie von Professor Dr. A. Haupt. Mit einem Portrait der Kurfürstin Sophie nach dem Original von Engelhard. Hannover, M. und H. Schaper 1903. 48 S. 8°. 1 M.

**M. u. d. L.:** Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte. 5. Heft.

In dem ersten Aufsatze wird uns ein ansprechendes Lebensbild einer bedeutenden Fürstin und Frau vor Augen geführt, das in weiteren Kreisen auf Teilnahme wird rechnen können. Über die bildende Kunst in Hannover zu ihrer Zeit urteilt A. Haupt in dem zweiten Aufsatze sehr gering. Beide Arbeiten bilden einen Sonderabdruck aus dem 4. Hefte des 6. Jahrganges (1903) der hannoverschen Geschichtsblätter. Neu beigegeben ist eine Abbildung des Engelhard'schen Standbildes der Kurfürstin aus dem Garten zu Herrenhausen — die Wiedergabe eines guten gleichzeitigen Bildnisses der Fürstin wäre uns offen gesagt lieber gewesen —, sowie die Aufführung der Literatur über sie. Hier vermischen wir den Aufsatz Ed. Bodemanns über die „Herzogin Sophie“ aus dem „Historischen Taschenbuche“ von 1887, der zwar nur die erste Hälfte ihres Lebens behandelt, hier aber doch wohl hätte herangezogen werden können.

<sup>1)</sup> Vergleiche neuerdings den Aufsatz E. Jeeps über „die Stellung des städtischen Volksbibliothekars“ in den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen“, herausgegeben von H. Graefel. 4. Jahrgang 1903. Nr. 1 ff.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Juli.

Nr. 7.

[Nachdruck verboten.]

## Vollksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege

von G. Hasselbrauk.

### 1. Regierende und Regierte.

Das ligt eine Stadt in Sassenland<sup>1)</sup>,  
Der Ehre isset woll des Landes ein Kron,  
Wan se is ein Stadt vorwuren<sup>2)</sup>,  
Grodt, stark, vast und breidt,  
Dieß Stede in einer Muren<sup>3)</sup>.

Brunschwid alse isse genandt,  
Und wan se were schepericke<sup>4)</sup>,  
Man spreckt in alle dudiesche Landt,  
En were nicht ehr gelicke.

Diese Verse gehören zwar dem Jahre 1492 an, behalten aber Geltung auch für das ganze folgende Jahrhundert und bis zum dreißigjährigen Kriege hin. Wie im Mittelalter Braunschweig durch Bürgerfreiheit und Bürgertroz, durch Gewerbe und Handel weit umher berühmt, geachtet und gefürchtet war, so blieb es auch in dem Zeitalter der Reformation. Als eine der ersten freien Städte hatte sie die Lehre Luthers angenommen und verteidigte nun ihre politische und religiöse Selbstständigkeit nicht nur gegen die Ansprüche der Landesherren, sondern auch gegen das Interim Kaiser Karls des Fünften. Mit hohem Ruhme und geringem Schaden ging die Stadt aus diesen und manchen anderen Kämpfen hervor; ja, man darf behaupten, daß ihre Freiheit um 1600 größer war als ein Jahrhundert vorher. Erst der dreißigjährige Krieg hat dann die Blüte Braunschweigs geknickt.

Indes muß man sich hüten, die Stadt im 15. und 16. Jahrhundert sich als groß vorzustellen.

<sup>1)</sup> Zeitschr. des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 1901 S. 5.

<sup>2)</sup> = verwahrt, fest.

<sup>3)</sup> Die fünf Weichbilder Altstadt, Hagen, Neustadt, Altwief, Sack.

<sup>4)</sup> = schiffbar.

Wir haben zwar aus dem 15. Jahrhundert keine Zählung, die einigermaßen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben könnte; aber aus den Truppenzahlen, welche den freieren Städten gegen die Husiten oder Türken auferlegt wurden, vermögen wir wenigstens annähernd einen Schluß zu ziehen<sup>5)</sup>. Danach sind die größten Städte (neben Wien, das hier nicht in Betracht kommt) dauernd Köln, Straßburg und Mainz; in zweiter Reihe kommen Frankfurt a/M., Lübeck, Magdeburg, Nürnberg und Augsburg, erst in dritter Braunschweig neben Ulm, Aachen, Hamburg und (bisweilen) Hildesheim. Da wir nun wissen, daß Kölns Gesamtbevölkerung ca. 1480 auf etwa 50000, die ansässige von Nürnberg auf über 20000 berechnet wird<sup>6)</sup>, Braunschweig aber durchgehend mit der Hälfte des kölnischen Kontingents herangezogen wird, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die ansässige Einwohnerschaft unserer Stadt auf ca. 16000, die gesamte auf 20- bis 25000 berechnen.

Genauere Angaben besitzen wir für Braunschweig aus dem 16. Jahrhundert. Am Jakobitage (25. Juni) des Jahres 1550, freilich nach einer Pest, an der 6000 Menschen gestorben sein sollen, fanden sich in den 5 Weichbildern 13073 ansässige Personen; am Margaretentage (20. Juni) des folgenden Jahres 16192, darunter 3320 Bürger. Diese Zahlen verteilen sich auf

Altstadt	5316 (1033)
Hagen	3989 (816)
Neustadt	2467 (523)
Altwief	2446 (601)
Sack	1976 (347 <sup>7)</sup> ).

Es ist nicht bekannt, ob diese Zählungen auf Befehl der Obrigkeit angestellt sind oder von einem Privatmanne stammen; jedenfalls werden sie durch

<sup>5)</sup> Eine Reihe dieser Urkunden steht in den Braunschw. Gist. Händeln von 1608. II S. 1019 ff.

<sup>6)</sup> Vgl. u. a. Freytag, Bilder II 1, S. 143.

<sup>7)</sup> In einigen Fortsetzungen der sog. Schoppius'schen Chronik.

die Schoßbücher, soweit diese noch vorhanden sind, im ganzen bestätigt<sup>1)</sup>. — Der verhältnismäßig große Unterschied ist durch die Mangelhaftigkeit der Zählung selbst, dann durch den Überschuß der Geburten und durch Zuwanderung zu erklären. Zu beachten ist ferner, daß in diesen Zahlen nur die ansässigen Bewohner der fünf Weichbilde begriffen sind; es fehlen die Häuslinge<sup>2)</sup>, auswärtiges Gesinde, sowie die Insassen des herzoglichen Burgterrains.

Wir sehen hieraus klar, daß die Bürgerschaft Braunschweigs seit c. 1480 nicht erheblich gewachsen sein kann. Diese Stabilität zeigt sich auch ferner; eine Notiz von c. 1600<sup>3)</sup> gibt sogar an, „daß damals in der Altstadt keine 500 Bürger gewohnt hätten,“ was abermals ungefähr durch die Schoßbücher bestätigt wird.

Bei alledem war die Stadt keineswegs leer; sie war vielmehr noch 1617 „so voller Bürger, daß, wer heiratete, keine Wohnung bekommen konnte; auch war in der Stadt kein Platz mehr übrig, neues zu bauen. Also häufig nahm das gemeine Volk zu“<sup>4)</sup>. — Man wundert sich, daß bei dieser Enge der räumlichen Verhältnisse die Stadt sich nicht ausdehnte, und wirklich war das Bestreben danach, wenn auch nur in geringem Maße, vorhanden. Noch im 16. Jahrhundert (1528 oder 44?) wurde die Einbuchtung zwischen Algidientor und Giseler, der Bruch, in die Mauer einbezogen; zur selben Zeit standen am Cyriacusberge c. 40 (?), auf dem Kennelberge (d. h. an der Celler Straße) bereits c. 30 Häuser mit 2 Schenken, dicht dabei am Ziegelhose 3, am Königsstiege 4 und an der Kuhstraße vor dem Petritore 8<sup>5)</sup>, am Steinwege vor dem Hohentore c. 20; 5 waren 1540 abgebrochen, um die Erweiterung der Stadtfeste zu ermöglichen<sup>6)</sup>. Man sieht, der Drang nach Ausdehnung ging nicht wie heute nach Osten, sondern nach Süden und Westen; der Bruch lag in unmittelbarer Nähe des verkehrsreichen Kohlenmarktes; am Hohentore zog die große Frankfurter Heerstraße, vereinigt mit der von Goslar und Wolfenbüttel, vorüber; aus dem Petritore endlich gingen die Straßen nach Celle—Hamburg und Peine—Hildesheim oder Hannover. — Die eben erwähnten Häuser bekamen mit dem Bruche zugleich Stadtrecht, sind aber nicht einbezogen. Es scheinen hier fast nur geringe Leute gewohnt zu haben; denn der Berichterstatte r klagt: Ideo plus

turbae nunc dat illa faex plebis in conventibus nostris<sup>7)</sup>. Der Grund dieser geringen Zunahme war also einmal die Furcht vor dem vierten Stande, sodann der Egoismus; man wollte die Vorteile der Stadt allein genießen, oder, da bei dem großen Andrang und dem Bedürfnis, die durch Krankheit oder Auswanderung entstandenen Lücken auszufüllen, eine völlige Absperrung unmöglich war, die Rechte möglichst teuer verkaufen. So wurde der Zugang zur Bürgerschaft immer mehr erschwert. Während in kleineren Städten, wie Schöppenstedt, die Erwerbung des Bürgerrechts 3—6 Gulden kostete<sup>8)</sup>, verlangte man in Braunschweig vor 1575 bereits 45, dann 60, später 100, endlich (1617) 150 Gulden<sup>9)</sup>. Auch der Zutritt zur Gilde war den Neubürgern nicht ohne große Unkosten gestattet. — Damit ferner nicht Fremde durch langes Einliegen sich die Bürgerschaft erschleichen könnten<sup>10)</sup>, wurde ihnen, falls sie nicht bei Bürgern in Diensten standen, ein dauernder Aufenthalt in der Stadt versagt. Alle paar Jahre wurde eine Razzia angestellt, „gegen dienstlose Knechte und Mägde, Häuslinge, Bettler“ u. dgl.<sup>11)</sup> Selbst „Leuten von Adel, de alhier keinen eigenen Hoff hebbent, schal nich gestadet werden, in Brunschwick tho wahnende“<sup>12)</sup>. „War ja doch auch das Mieten von Häusern für Fremde nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Rates erlaubt“<sup>13)</sup>. Nicht selten kam es solcher Fragen wegen zu Prozessen, wie denn 1590 ein Wilken Peters, „der dem Rate zu Veracht und wider Stadtrecht vier Wochen eingelegen,“ verhaftet werden sollte, aber gegen den Spruch an das Hofgericht appellierte<sup>14)</sup>. — Juden konnten in diesen Zeiten überhaupt nicht ansässig werden, „da sie der Stadt und gemeiner Bürgerschaft großen Schaden getan,“ zeigten sie sich, so wurden sie von der lieben Jugend und auch den Bürgern ausgelacht und verhöhnt<sup>15)</sup>.

Das offizielle Leben in der Stadt, das Verhältnis der Regierenden zu den Regierten, beruhte noch immer auf dem großen Briefe von 1445, sowie dem sog. neuen Ectedinge von 1532. Es fällt in diese Zeit zwar eine ganz neue Formulierung des Stadtrechtes, nämlich der Neue Rezeß von 1602, doch wurde er schon 1604 nach der Hinrichtung seines Urheber s Brabant wieder aufgehoben<sup>16)</sup>.

<sup>1)</sup> Im Stadtarchiv zu Braunschweig.  
<sup>2)</sup> Die Urkunden unterscheiden Bürger, Einwohner, Bürgers Gesind und Außenleute (Uthman), z. B. das Ecteding von 1532.  
<sup>3)</sup> Br. Hist. Handel II 2395.  
<sup>4)</sup> Chronik des Christoph Kalm, Wolfenb. Bibl. (Cod. Aug. 2278).  
<sup>5)</sup> Nach Schoppinus. Auch in den Urkunden häufig erwähnt. Dürre S. 737 ff weicht von diesen Notizen mehrfach ab.  
<sup>6)</sup> Dissen Chronik, herausg. v. Bechelde S. 18.

<sup>7)</sup> Chronik des Schoppinus, Städt. Bibl. Bez. XXI 49. z. J. 1550.  
<sup>8)</sup> Br. Hist. Handel II 1271 c. 1600.  
<sup>9)</sup> ib. auch Kalm.  
<sup>10)</sup> Es heißt im Stadtrecht von 1532, Art. 207: „Remandth schal hier in der Stath frien und wohnen, he hebbe denne thovoren de Borgereschop.“  
<sup>11)</sup> Dekrete von 1604, 1617 ö.  
<sup>12)</sup> Dekret v. 2. März 1559.  
<sup>13)</sup> Br. Hist. Handel II 1157.  
<sup>14)</sup> St. Bibl. N. Hff. 16 in 4°.  
<sup>15)</sup> Urk. in Br. Hist. Handel I 84. 551 ö. II 324.  
<sup>16)</sup> Wie verhaßt der Neue Rezeß den Begüterten war,

Von Alters her standen an der Spitze des Stadtreiments 14 Bürgermeister, deren erster der regierende Bürgermeister in der Altstadt war<sup>1)</sup>. Ihnen zur Seite standen zwei, selten drei Syndiken, Rämmerer, Sekretäre, Zehnmänner, Geschickte, Ratsherren und eine Reihe von Spezialbeamten, alles in allem 105 Personen<sup>2)</sup>. — Während diese, mit Patriziern stark durchsetzt, im allgemeinen die Interessen der Begüterten vertraten, sorgten die Gildemeister für die 14 Zünfte, die Hauptleute dagegen für die Masse der Gemeinen. Während nun die Gildemeister meist hin- und herschwankten, führten Hauptleute und Rat einen langen erbitterten Kampf gegen einander, der sich von 1574 bis 1604 dramatisch steigerte<sup>3)</sup> und mit dem Siege der Ratspartei endigte. Von da ab waren die Hauptleute nur Ja- und Amensherren<sup>4)</sup>, bis 1613/4 namentlich die Patrizier aus dem Räte die Vergeltung traf. — Nur in einem Punkte blieben die drei Stände regelmäßig eines Sinnes: keiner wollte den Herzögen auch nur das Geringste über die Verträge, besonders den von 1569, hinaus bewilligen. Die Kampfweise war allerdings auch hier verschieden: der Rat liebte es, angriffsweise vorzugehen, während die Hauptleute, pflichtgemäß die Folgen des Streites für den kleinen Mann besorgend, zu Verhandlungen oder, wenn es ohne Schädigung der städtischen Privilegien möglich war, auch zur Nachgiebigkeit redeten. Nur so ist es zu verstehen, daß der stichische Vorwurf des Rates, Brabant wolle mit seinen Freunden 1604 die Stadt dem Herzoge verraten, so leicht Gläubige finden konnte<sup>5)</sup>. — Das Widerspiel der beiden Hauptgewalten zeigte sich zunächst in mancherlei Kompetenzstreitigkeiten. So bestritt der Rat den Hauptleuten das Recht, Briefe, die an jenen kamen, lesen zu dürfen — sie zu öffnen, stand ihnen nach dem großen Briefe frei<sup>6)</sup>. Der hartnäckigste Prozeß, über die Pflicht zur Schließung der Stadttore, kam bis vor das herzogliche Hofgericht, ja vor den Kaiser<sup>7)</sup>. In

Brag setzte sich der Streit in häßlichen Intriguen fort: dort suchten zur selben Zeit (1598) der Bürgermeister Kurt von Schöppenstedt und der Hauptmann Brabant den Kaiser für sich und gegen die andere Partei einzunehmen. (Die Sache wurde um so verwickelter, als Herzog Heinrich Julius zur selben Zeit dort anwesend war und gegen beide wirkte<sup>8)</sup>). Daheim spitzte sich der sachliche Zwist zur persönlichen Ränke zu: während die Hauptleute gegen den Syndikus Röerhand heßten und ihn der Unredlichkeit bezichtigten, versuchte der Rat den besonders renitenten Hauptmann Kurt Haberland widerrechtlich zu verhaften und legte auf Brabants großes und kleines Haus, sowie auf seinen Garten am Cyriacusberge in seiner Abwesenheit unter wichtigen Vorwänden Arrest<sup>9)</sup>. — Man gab sich schließlich kaum noch Mühe, die erbitterte Feindschaft zu verbergen; schon vor 1600 sprach der Syndikus v. Broitzem aus, man müsse den Hauptleuten die Köpfe vor die Füße legen, wogegen die Anhänger der Hauptleute murrten: es „werde nicht eher besser in der Stadt werden, als bis man zwölfen vom Rat stuhle die Köpfe eingeschmissen habe“<sup>10)</sup>. Nun ist allerdings zu beachten, daß es selten ein Bürgermeister verstand, sich bei der Menge beliebt zu machen und dieselbe für seine Pläne zu gewinnen<sup>11)</sup>; meist standen sie ihren „Untertanen“, zu denen sie auch die Hauptleute rechneten, hochmütig und schroff gegenüber. „Es geziemt der Gemeinde nicht zu wissen, was die Herren für die Stadt tun werden“<sup>12)</sup>, antwortete 1600 der herrische Bürgermeister Döring, „der hunte Löwe“, einigen Wäutermeistern, die ihn bescheiden nach dem Stande der Unterhandlungen mit dem Herzoge fragten.

Andererseits gingen aber auch die Bürger von der „frebelichen Friesenstraße, vom Klint und vom Bruche“<sup>13)</sup> nicht ganz säuberlich mit ihren Ratsherren um. „Die Braunschweiger“, sagt schon Cranzius in seiner Saxonica<sup>14)</sup>, „sind ein ungezogen Volk, allzeit zu Empörungen geneigt“. Besonders seit der Zwist der Stadtgewalten akut geworden war, also seit 1574, fanden sich am Neustadtgerichte, am Petritore, in der Katharinenkirche<sup>15)</sup>, an den Brangern und am Löwen in der Burg aufrührerische Briefe oder derbe Pasquille in Versen und Prosa, in denen die Bürgermeister Döring oder Schöppenstedt, der Syndikus Röerhand, sowie der Untmann und Marksteller Benedix Müller beschimpft oder mit dem Gal-

zeigt eine kurze Szene aus Zierenbergs Deposition, Br. Hist. Handel II 2393, wo ihm zwei Ratsherren höhnisch zurufen: „Broghen sollten wir trinken; denn daß wir Wein trinken, ist dem Neuen Receß zuwider!“

<sup>1)</sup> Sein Titel „Stadtdirektor“ oder „Präsident“ kam erst im 30jährigen Kriege auf. Die älteste mir bekannte Erwähnung ist vom J. 1646, Brief in C. H. 113 p. 328.

<sup>2)</sup> Genauerer darüber in einem Berichte „Der volle Rat“ in einigen Fortsetzungen des Schoppius, z. B. St. Bibl. Brauner Pappband, bez. 5291.

<sup>3)</sup> Einungen, wie sie 1595, 1598 u. ö. versucht wurden, halfen kaum für kurze Zeit. Urff. I 536.

<sup>4)</sup> Ratzprotokolle, z. B. vom 3. Febr. 1606.

<sup>5)</sup> Die Gildemeister, die hierbei überhaupt eine schmächtige Rolle spielten, meinten: „Die Hauptleute wollten den Herzog auf einem Seidenkissen in die Stadt tragen“ usw. Br. Hist. Handel II 2448.

<sup>6)</sup> Br. Hist. Handel II. 2455.

<sup>7)</sup> Die beste Übersicht bieten C. H. 907 z. J. 1574, St. Bibl. N. Hff. 16. z. J. 1585 und Br. Hist. S. II 2454 ff.

<sup>8)</sup> N. Hff. 23 z. J. 1598. (Zuli).

<sup>9)</sup> Klage Brabants gegen den Rat. B. S. S. I. 401.

<sup>10)</sup> B. S. S. III. 374.

<sup>11)</sup> Ein solcher scheint Bürgermeister Kridau aus dem Hagen gewesen zu sein. c. 1604.

<sup>12)</sup> B. S. S. II 2416.

<sup>13)</sup> So N. Hff. 23, z. J. 1601.

<sup>14)</sup> Buch 8, c. 36.

<sup>15)</sup> C. H. 907.

gen bedroht wurden<sup>1)</sup>. Die entrißten Ratsherren setzten 100 Gulden und mehr aus, falls die Täter entdeckt würden, aber immer vergeblich. Auch öffentliche Frechheiten fehlen nicht; ein Stephan Fischer will den Patriziern die Nasen abschneiden<sup>2)</sup>, Karsten Gödders droht dem Bürgermeister Stamke, ihn vom Pferde zu schießen<sup>3)</sup> usw. Besonders seit dem Anfälle vom 15. Okt. 1605 war die mißtrauische Erbitterung der Gemeinde gegen den Rat ungeheuer; die Waffen, die dieser im Jahre vorher gegen Brabant gebraucht hatte, wurden jetzt gegen ihn gerichtet. Es wurde behauptet und geglaubt, daß die Patrizier, um die Stadt wehrlos zu machen, drei Wochen vor dem Überfalle die städtischen Truppen entlassen und 8 Tage vorher die Bürgerwache vermindert oder abgeschafft hätten; ja, Döring habe für den Abend des 15. Oktober ein großes Mahl angerichtet, um den eindringenden Herzog feierlich zu empfangen<sup>4)</sup>. Die einzige hierher gehörige Tatsache aber ist, daß der Bürgermeister Bartram von Broihem eine ihm zukommende Warnung leichtfertig in den Wind geschlagen hatte<sup>5)</sup>. — Sehr charakteristisch für die Art, wie die Regierten mit ihrer Obrigkeit umgingen, sind folgende Vorfälle, die von Augenzeugen berichtet werden. Am 20. Mai 1601 hatte der oben erwähnte Gödders, der als Gerichtszeuge geladen war, in öffentlicher Sitzung den Bürgermeister Schöppenstein und den Syndikus Joachim von Broihem schwer beleidigt und war, die Tür mit Gewalt hinter sich zuschlagend, davon gegangen. Zur Abkühlung wurde er auf einige Tage in die Fronerei gesetzt. Regidius Spiker aber, Schwiebrecht Bartram und Heinrich Depenau, sämtlich Hauptleute, stellten sich auf die Kunde hiervon an die Spitze einer Bürgerfchar aus der Sonnenstraße, gingen zum Bürgermeister Döring und verlangten die sofortige Freilassung des Gefangenen. Als jener um Aufschub ersuchte, drohten sie sofort Revolte, so daß der geängstete Stadtvater, ingrimmig und kleinmütig zugleich, nachgeben mußte. Als nun aber am folgenden Tage — es war das Pfingstfest — die Geistlichen von der Kanzel herab gegen die Unruhestifter eiferten, kamen die vom Alnte und andern Gegenden der Alntenwiefe zusammen und verlangten drohend von ihrem Räte, „daß den Pfaffen solle das Maul gestopft werden, oder man wolle sie laufen, daß ihnen die Spieße im Leibe knatterten“. Mit ihnen hielt der größte Teil der Alnstädter zusammen; nur der Abfall der Petritorbauerfchaft verschaffte für diesmal dem Räte die Oberhand<sup>6)</sup>. — Bald darauf verlangte die Alnstadt

Rechenschaft von ihrem Räte, und zwar, da der Alnstadtmarkt zu klein sei, auf dem Walle vor dem Petritore. „Wie die Schweine“, schreibt einer der Herren entrißtet, „trieb uns die Menge des Pöbels vor sich her auf den Wall“<sup>7)</sup>.

Diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, werden ausreichen, um das gegenseitige Mißtrauen und den kräftigen Troß der Bürgerschaft klarzulegen; man sieht, von demüthiger Ergebung und von Sklaverei war man weit entfernt. Der Sieg der Regierenden über Brabant ist hauptsächlich dadurch möglich geworden, daß die Masse durch den Bürgermeister Rrickau und die Gildemeister von Bechelde geradezu hypnotisiert war.

Indes wurde dem Räte die Herrschaft nicht bestritten, und er sorgte dafür, daß er nicht zu kurz kam. Alle einträglichen Ämter, die es in der Stadt gab, der Kornherren, Bauherren, Verwalter der verschiedenen Stifter, nahm er für sich oder die Seinen in Beschlag. „War ein Ratsherr in Vermögensverfall geraten, so bekam er ein oder mehrere Ämter und war bald wieder wohlhabend wie vorher“<sup>8)</sup>. Es soll vorgekommen sein, daß ein einzelner Ratmann 4—6 Ämter zugleich verwaltet hat. Eine solche Figur war Jürgen von Damm, der sich als Bauherr gründlich blamierte, da er vom Bautewesen nichts verstand<sup>9)</sup>, und als Aufseher des Kreuzklosters die Armen um Tausende betrog. Sein Spottname „der Schlüsselfeiler“ blieb lange in der Stadt sprichwörtlich. Auf ihn wies der Bürgermeister Becker aus der Alntenwiefe hin, der beschuldigt wurde, sich das Abfallholz von den Befestigungsbauten auf den Wällen widerrechtlich angeeignet zu haben: „Ja, mir werst ihr solche Kleinigkeiten vor; aber Leute, die ihre 5—6000 Taler in die Taschen stecken, bleiben unbehelligt“<sup>10)</sup>. — Bürgermeister Altenstedt, der (als Kornherr) beauftragt war, 8 Juder für die städtischen Kornhäuser einzukaufen, ließ die Hälfte davon in sein eigenes Haus fahren<sup>11)</sup>. — Immerhin müssen solche direkten Betrügereien als Ausnahmen gelten, passen aber gut zu dem Egoismus, mit dem regiert wurde. 1572 bestimmte der Rat, daß „die Ratspersonen, Domherren und Geistliche das fremde Getränk an Wein und Bier, so sie zu ihrer Notdurft bringen lassen, auch auf ihre eigene Person zur Hochzeit gebrauchen würden, accisefrei bekommen sollten, aber nicht für ihre Kinder und Gefinde“<sup>12)</sup>. Zwei Jahre später erlangte der Rat, freilich mit vieler Mühe, von den Ständen, „daß die Herren für ihre Regimentsmühen jährlich ein gewisses Depu-

<sup>1)</sup> Ratsprotok. v. 1597, 1600, 1601, 1604, 1606 u. ö.

<sup>2)</sup> Ratsprotok. v. 31. Jan. 1606.

<sup>3)</sup> C. H. 970 (Diarium) z. J. 1602.

<sup>4)</sup> Die Verteidigung Dörings in Neugeordn. Hff. 488 fol.

<sup>5)</sup> Ratsprotok. v. 29. Nov. 1605, nachher öfters wiederholt und theatralisch ausgeführt, z. B. in Bölderkings Chronik N. Hff. 94, 2. z. J. 1605.

<sup>6)</sup> N. Hff. 23 (Abschrift d. Kämmerers Elias Röerhand).

<sup>7)</sup> Dst erzählt. Hier nach N. Hff. 23 und Br. Hff. S. II 2405.

<sup>8)</sup> Br. Hff. S. II 2466 und sehr oft.

<sup>9)</sup> N. Hff. 94, 2. z. J. 1600 und B. H. S. II 2466 oft. Ähnlich C. v. Scheppenstein bei Dfsen S. 17.

<sup>10)</sup> B. H. S. II 2399.

<sup>11)</sup> B. H. S. II 2460.

<sup>12)</sup> Dekret v. 18. Jan. 1572.

tat haben sollten". Die 64 in Betracht kommenden Personen belasteten dadurch den Etat der Stadt mit 2660 (?) Gulden Mehrausgabe<sup>1)</sup>. — Besonders böses Blut erregten die Burgherren, d. h. die Verwalter des Gerichtes Eich und Wendhausen, denen vorgeworfen wurde, daß sie die Einkünfte nicht im Interesse der ganzen Stadt, sondern in ihrem eigenen Nutzen verwendeten. Sie mußten 1584 auf Antrag der Hauptleute abtreten und einem Amtmann Platz machen<sup>2)</sup>.

Trotzdem würde man fehl gehen, wenn man das Regiment des Rates für ganz schlecht hielte. Schon der Umstand, daß er nur aus gebildeten Leuten zusammengesetzt war, die alle des Lesens und Schreibens kundig sein mußten<sup>3)</sup>, beweist, daß sein Horizont nicht ganz eng sein konnte. Zwar fehlt es nicht ganz an Erlassen, die eher nach Schilda, als in eine große Hansastadt zu gehören scheinen, wie z. B. folgender vom Januar 1601. Mutwillige Patrizier hatten während der Kirchzeit eine Schlittenfahrt unternommen und waren dabei in der Burg dem fanatischen Coadjutor (Vertreter des Superintenden) Kauffmann begegnet. Darüber hatte dieser in der Predigt gewaltig geäußert und sogar Urlaub begehrt, „wenn mit Schlitten über Gottes Wort gefahren würde.“ „Weil nun darob die Bürger die Köpfe zusammensteckten, wurden die Verbrecher folgenden Tages auf die Münze citiert und ihnen vom Syndicus Broikem der Kopf gewaschen“; darauf aber erging eine Verfügung des Rates, „daß bei Strafe einer Braunschweigischen Mark (= 7 Goldgulden) dies Jahr niemand Schlitten fahren dürfe“<sup>4)</sup>. Indessen zeigten sich in andern Punkten Gildemeister und Hauptleute weit beschränkter und philisterhafter als der Rat. Als dieser z. B. 1560 beantragte, daß „die Büttels (Gerichtsdienner) hinfort sollten für ehrlich gehalten werden“, erwiderten diese, „dieweil sie sich bei den Gefangenen brauchen lassen und auch mit zugreifen helfen (d. h. bei der Folter), sollten sie vor Büttels, wie von altersher gehalten werden“<sup>5)</sup>. — Ferner setzten Hauptleute und Gildemeister 1573 im November, als der Rat eine neue Kleider- und Hochzeitsordnung publiziert hatte<sup>6)</sup>, durch, daß der Artikel 117, der verbot am Tage nach der Hochzeit alle Gäste wiederzuladen, frei gegeben wurde<sup>7)</sup>. Sie sorgten dadurch schlecht für ihre prunk- und vergnügungsfüchtigen Klienten. — Fast modern mutet uns endlich der Prinzipienstreit der

Gewalten über die Art der Besteuerung an. Als nämlich im Jahre 1554 der Rat vorschlug, zur Deckung der gestiegenen Ausgaben eine neue Biersteuer einzuführen, opponierten die Hauptleute und Gildemeister und setzten durch, daß statt dessen der direkte Schoß erhöht wurde<sup>8)</sup>. Auch das war für die ärmeren unvorteilhaft, da der Schoß rein prozentual (Grundsatz 1 %) erhoben wurde. Die frühere Befreiung der Grundeinnahmen unter 50 Gulden scheint hiernach auch beseitigt zu sein.

Von sonstigen Erlassen des Rates, die für das Leben der Bürger besonders nützlich waren, erwähne ich die Bettelordnung von 1550, die einen ersten, unbehilflichen Versuch machte, das Armenwesen der Stadt zu regeln<sup>9)</sup>, sowie die Straßenreinigungs-ordre von 1558: „Jeder Bürger muß seinen Steinweg (d. h. gepflasterte Straße) alle Wochen einmal reinmachen und den Dreck abbringen bei Strafe zweier neuer Schillinge“<sup>10)</sup>. Ein wesentlicher Fortschritt war auch die Feuerordnung von 1563, durch welche die Feuerwächter eingeführt wurden<sup>11)</sup>, die verschiedenen Reformen im Gerichtswesen, meist 1579 erlassen, die Marktordnung von 1582<sup>12)</sup>, von der später noch die Rede sein wird, endlich vom J. 1584 das Verbot, neue Schmiede- oder Wäfflerwerkstätten ohne Genehmigung der Anwohner einzurichten<sup>13)</sup>. Ein Rechtsbruch freilich, aber doch für die Betreffenden wohlthätig war die Verfügung von 1598<sup>14)</sup>, daß nunmehr auch die Bürger der Altemwief und des Sades für Vollbürger gelten sollten. Der Rat hob damit einseitig de facto das Recht des Herzogs auf, diese verpfändeten Weichbilder je wieder einlösen zu können. Wirklich ist auch seit Heinrich dem Jüngeren (1561) kein Versuch wieder gemacht<sup>15)</sup>.

Auch sonst suchte der Rat in anerkennenswerter Weise das Wohl der Stadt zu fördern. Die mit über 2000 Scheffeln gefüllten städtischen Kornböden<sup>16)</sup> sollten bei Belagerungen und in teuren Zeiten die Bürger vor Hungernot schützen und mußten deshalb immer ergänzt werden. Kunsthandwerker, wie Uhrmacher<sup>17)</sup>, Wappensteinschneider usw. fanden stets wohlwollendere Aufnahme beim Rate als bei den

<sup>1)</sup> Dekret in R. Hff. 23. (2. Teil). Die letzte Ziffer ist verwischt.

<sup>2)</sup> B. H. H. II 2455.

<sup>3)</sup> B. H. H. II 2490.

<sup>4)</sup> R. Hff. 23, auch 94, 2 und öfter.

<sup>5)</sup> C. H. 907.

<sup>6)</sup> Br. Urkb. I S. 435 ff. bestätigt durch Art. 122 der Ordnung von 1579, das. S. 493. Dagegen 1608 (S. 575) sollen wieder „solche unnütze Kosten gespart werden“.

<sup>7)</sup> C. H. 907.

<sup>8)</sup> Fortsetzungen des Schoppius, Dfen u. a.

<sup>9)</sup> R. Hff. 16.

<sup>10)</sup> Straßen werden ausdrücklich Steinweg genannt, im Hagen und vor dem Hohenore. C. H. 907. Uebrigens heißt auch der Bürgersteig vielfach „Steinweg“, Scteding Art. 134 ff. Hier wird beides zusammen gemeint sein.

<sup>11)</sup> Br. Urkb. I S. 376 ff.

<sup>12)</sup> Ebend. S. 519 ff.

<sup>13)</sup> C. H. 113.

<sup>14)</sup> Entgegen einem Urteile des Reichskammergerichtes, das bei Algermann, Herzog Julius, Ausg. v. Strombeck S. 216 erwähnt wird.

<sup>15)</sup> Noch 1584 wird die Altemwief kurzweg „das Herren-dorf“ genannt. Ralm.

<sup>16)</sup> Ueber den Rathhäusern. Dfen S. 10.

<sup>17)</sup> z. B. 1593 aus Nürnberg. Dfen S. 113.



Gilden; selbst mit Projektenmachern hatte er auf-  
fallende Geduld. So behauptete 1557 ein Fremder,  
er wisse Mittel, das Holz zu sparen beim Backen,  
Brauen und Einheizen; ein anderer wollte 1570  
am Steinberge bei Broitzem Steinkohlen graben<sup>1)</sup>.  
Natürlich waren beide Männer Schwindler.

Die Stadt selbst muß damals nach außen wie  
von innen einen stattlichen Eindruck gemacht haben.  
Gewaltige Befestigungen waren vorhanden und  
wurden noch immer verstärkt. So 1582 ff. vom  
Wenden- bis zum Steintore, wo der Fleckniswall  
und Rondelle gebaut wurden; auch die berühmte  
Rake, eine Redoute vor dem Agidientore, stammt  
von 1602. Ging man durch das doppelte Brücktor,  
so bemerkte man in dem Umslutgraben (Stadtgraben)  
die Schlammkästen<sup>2)</sup>, die den Flußlauf benutz-  
bar erhalten sollten; gleich am innern Tore standen  
öffentliche Bedürfnisanstalten, Heimglichkeiten ge-  
nannt<sup>3)</sup>. Die Straßen, aber nicht alle Märkte,  
waren durchweg gepflastert<sup>4)</sup> und auch schon mit  
Bürgersteigen versehen, die gegen den Straßen-  
damm etwas erhöht waren<sup>5)</sup>. Auf den Märkten  
plätscherten schöngebaute Brunnen; so auf dem Alt-  
stadt<sup>6)</sup> und Kohlenmarke, die 1408 erbaut waren.  
Ihr Wasser wurde durch eine Röhrenleitung vom  
Töddebrunnen auf dem Altfelde hergeleitet<sup>7)</sup>. Regel-  
mäßige Straßenbeleuchtung gab es noch nicht; vom  
15. Oktober bis Mitfasten mußte vielmehr jeder,  
der des Nachts ausging, eine Laterne mit sich  
führen<sup>8)</sup>; aber „an sämtlichen Rathhäusern, bei den  
Kirchen und sonst hin und wieder an gelegenen  
Orten“ hingen Feuerlampen, welche bei einem  
Brande zur Orientierung mit Beckkränzen versehen  
wurden<sup>9)</sup>. Viele Bürger hatten übrigens vor ihren  
Häusern schon eigene Beleuchtung<sup>10)</sup>. — Die Häuser  
waren wohl noch vielfach aus Lehm und Holz ge-  
baut; doch stammen, wie bekannt, die schönsten Fach-  
werkhäuser aus dieser Zeit, sogar massive Privat-  
gebäude waren nicht selten<sup>11)</sup>. In lebhaften Straßen,  
wie to der Wessels (Poststraße), der Bredenstraße,

der Wendenstraße, der Schützenstraße, dem Steinwege  
(im Hagen), auch in der Burg standen oft neben  
(oder vor?) den Häusern Buden<sup>12)</sup>, die wohl haupt-  
sächlich dem Handel dienen sollten und schoßpflichtig  
waren. Außer den 19 Torbrücken (jedes Tor hatte 2,  
das Hohetor 3) vermittelten nicht weniger als 20  
Steinbrücken den Verkehr über die vielfach ver-  
schlungene Oker; auch der Fahrweg im Osten hatte  
auf dem Königsstiege eine solche<sup>13)</sup>.

Das Leben auf den Straßen hatte noch manches  
Mittelalterliche. So liefen c. 1573<sup>14)</sup> noch die Schweine  
der Bürger auf den Gassen herum, was immer wie-  
der vergeblich verboten wurde; auch Hühnervölker  
störten den Fußgänger und vermehrten den Lärm.  
Bei den Buden, in denen Schusterwerkstätten ge-  
halten wurden, überschwemmten die Lowässer<sup>15)</sup>, bei  
den Fischhändlern die ausgegossene Fischlake die  
benachbarten Teile der Straße und verbreiteten  
schreckliche Dünste<sup>16)</sup>. So war das Fußwandern auf  
dem Pflaster noch immer kein Genuß; wer irgend  
konnte, benutzte eine Sänfte, ein Pferd oder eine  
Feuerkutsche (Droschke), deren es c. 1620 schon 20  
gab<sup>17)</sup>.

Die Wohnungsverhältnisse hatten sich gegen das  
15. Jahrhundert entschieden gebessert, wo selbst der  
gut situierte Bürger in der Regel nur einen heiz-  
baren Raum, „quas stubas aut aestuaria dicunt“ be-  
saß<sup>18)</sup>; jetzt kommt es vor, daß in einem Hause, das  
von einer Familie bewohnt wird, 5 Rachel- (oder  
eiserne) Öfen erwähnt werden<sup>19)</sup>. Nur die ungesun-  
den Kellerwohnungen waren noch recht zahlreich  
vorhanden<sup>20)</sup>.

## II. Sicherheit, Polizei und Gericht.

Wir stehen auf der Wende des Mittelalters zur  
Neuzeit. Der ewige Landfriede, das römische Recht  
und die peinliche Halsordnung Karls V haben zwar  
bereits ihre Wirkung geübt, aber sind noch nicht in  
Fleisch und Blut des Volkes eingedrungen. Die  
alte deutsche Gewohnheit der Selbsthilfe ist noch  
nicht ausgestorben, so daß die Braunschweigische  
Stadtordnung von 1579 drohen muß: „Wer sein  
eigener Richter sein will . . . . soll verfestet wer-  
den<sup>21)</sup>.“ So raubten die Bewohner unsres Nachbar-  
dorfes Wenden den zu Braunschweig gehörigen We-

<sup>1)</sup> C. H. 907. Sie wurden auch in der Stadt schon  
viel gebrannt. B. G. S. II 1646. 5.

<sup>2)</sup> B. G. S. II 2774 (3. J. 1604).

<sup>3)</sup> C. H. 907 3. J. 1566. Auch Fortsetzungen des  
Schoppius.

<sup>4)</sup> Schon im 15. Jahrh., vgl. Telamonius bei Leibniz  
Scr. Brunsv. II 90: Platearum solum duri silicis, qua-  
drigiarum rotis inuolabile, humanis tamen pedibus et  
noxium et asperum.

<sup>5)</sup> Ordnung v. 1579 Nr. 245 Urkb. I S. 476.

<sup>6)</sup> Der Piepenbrunnen. Schoppius 1544. C. H. 709.  
1589 staatlich erneuert durch einen Meister aus Altorf b.  
Nürnberg. Ofen S. 102. Schilderung bei Dürre S. 688.

<sup>7)</sup> Kalm 3. J. 1562. Von der Leitung (Wasserkunst) ist  
oft die Rede, 3. B. Urkb. I S. 525. (1586).

<sup>8)</sup> Urkb. I 461 3. J. 1579.

<sup>9)</sup> Feuerordnung v. 1586. Urkb. I S. 525.

<sup>10)</sup> Ebendas.

<sup>11)</sup> Genaueres S. Meier, Nachrichten über Bürgerhäuser  
usw. Br. Mag. 1897. S. 13. 17. 38. 54. 63. 68 u. ff.

<sup>12)</sup> Das 1593 niedergerissene v. Beltheimische Haus auf  
der Burg hatte sogar mehrere Buden. B. G. S. I 49.

<sup>13)</sup> Fortsetzungen des Schoppius.

<sup>14)</sup> Urkb. I 428.

<sup>15)</sup> Dekret dagegen v. 1552.

<sup>16)</sup> Dagegen die Marktordnung v. 1582.

<sup>17)</sup> Kalm.

<sup>18)</sup> Telamonius. Leibniz Scr. Br. II 90.

<sup>19)</sup> B. G. S. II 1857 ff.

<sup>20)</sup> Schoppius 3. J. 1576. Die Bewohner heißen Keller-  
lauwer. Urkb. I 594 b. Schiller-Lübben, Müd. Wörterbuch  
II S. 441.

<sup>21)</sup> Br. Urkb. I S. 461.



wohnern von Rühme noch 1601 die große Schafherde, weil sie mit den Rühmschen Bauern um Weiderechtigkeit stritten<sup>1)</sup>. Ebenfowenig war das mittelalterliche Wegelagern, das Reiten und Rauben verschwunden: 1571 mußte der Hogsrefe (Landrichter) von Rautheim mit Hilfe von Bürgern den Gießmaroder Turm belagern und stürmen, weil sich daselbst eine Rotte von 14 Mann unter Führung eines Adligen festgesetzt und von dort die Straßen unsicher gemacht hatte<sup>2)</sup>. 1601 trieb eine andere Bande bei Peine ihr Unwesen und plünderte die Marktbefucher, bis sie von herzoglichen Truppen zerprengt wurde<sup>3)</sup>. Eine häufig erwähnte Plage waren auch die „gartenden“ d. h. stellenlosen und nun bettelnden Landsknechte<sup>4)</sup>.

Natürlich hatte unter diesen Zuständen hauptsächlich das flache Land zu leiden, da die Bauermeister und Hogsrefen völlig unzureichend und die alten Dorfbefestigungen verschwunden waren. In den Städten, besonders den größeren, stand es weit besser, wo die Polizeiordnungen nicht nur vorhanden waren, sondern auch durch die Behörden ausgeführt werden konnten. In Braunschweig herrschte Stadtordnung und Echteding von 1532; dazu kamen Verbesserungen des Ober- und Untergerichtsprozesses, Marktordnung, Stadtordnung von 1573 und 1579 und dergleichen. Die höchste Polizei- und Gerichtsbehörde war der Rat, unterstützt von den Syndiken und dem Brückenkammerer, der die Strafgelder einzog und verwaltete. Unter ihnen fungierten der Trone mit seinen Boten, die Gerichts- und Untergerichtsbögte, sowie als Polizeiorgane die Marktmeister, die Wächter und die Büttel.

Sie hatten alle reichlich zu tun, denn der Streit auf der Straße, dem Markte, in Wirtshäusern und bei Festen hörte nicht auf. Noch war der Verkehr unter den Männern auch der besseren Stände derb, ja bisweilen roh; die fein gedrechselten Komplimente der Zeit Ludwigs XIV waren noch nicht erfunden. Wenn wir lesen, daß selbst der Kurfürst von Brandenburg den Pfalzgrafen von Neuburg an der Veröhnungstafel vor aller Augen ohrfeigte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich Bürgermeister, selbst Geistliche ähnlich behandelten. So wurde der Kanonikus von St. Blasien Julius Everdes 1605 zu der üblichen Strafe von 6 Gulden verurteilt, weil er während einer Hochzeitsfeier dem Bürger Lambert eine Maulschelle verfeßt hatte; sein Kollege Wyßen verfiel 1612 in dieselbe Strafe, weil er den Pastor zu Wenden ebenso traktiert hatte<sup>5)</sup>. — Dazu kam, daß außer den Geistlichen die freien Männer,

obwohl es verboten war<sup>6)</sup>, noch immer bewaffnet gingen; jeder hatte sein Rappier oder seinen Dolch an der Seite, und diese flogen beim heftigen Wortkämpfe gar leicht aus der Scheide. So ist begreiflich, daß Vergehen gegen das Leben und die Gesundheit viel häufiger waren als gegen das Eigentum. Kam eine Verwundung vor, so untersuchte ein Bürgermeister oder zwei Ratsherren mit einem „geschickten Balbierer“, ob die Wunde kampfsbar sei oder nicht<sup>7)</sup>; wird sie als ungefährlich erfunden, so kann sich der Täter mit dem Verletzten vertragen, muß aber unbedingt 10 Gulden Strafe und die Kosten (Zanggeld, Schließgeld und Kostgeld während der Haft) bezahlen. So haben wir Urteile von 1600, wo die Messerstecher mit 11 Gulden 29 Pfennig abkommen; sogar ein Daniel Ruß, der 1594 in der Katharinenkirche einen Knaben in den Arm gestochen hatte, zahlte nur 21 Gulden 29 Pfennig<sup>8)</sup>. Ist die Wunde gefährlich oder gar tödlich, so wird die Strafe verschärft; daher werden 1598 drei Bürgersöhne, die bei einer Prügelei auf dem Martinikirchhofe einen vierten schwer verletzt hatten, auf 7 Jahre verfeßt<sup>9)</sup>. Todschlag wird, wenn nicht mildernde Umstände vorhanden sind, mit dem Schwerte bestraft, wie das eine lange Reihe von Urteilen, die uns in den Resten der Blutbücher und in den Tagebüchern erhalten sind, klar erweisen. Auch ernstliche Bedrohung mit dem Tode konnte, wie ein Fall aus dem Jahre 1567 erweist<sup>10)</sup>, mit dem Schwerte bestraft werden. — Dergleichen Todschläge kommen in ruhigen Zeiten etwa 4—6 im Jahre vor; wenn aber Soldateska in der Stadt liegt, wie 1600, 1606 und 1615, so steigert sich die Zahl der Verbrechen bedenklich, zumal die sonst in Braunschweig nicht erwähnten Duelle hinzukommen<sup>11)</sup>. — Wohlüberlegter Mord, speziell Raubmord, war verhältnismäßig selten und erregte jedesmal ungeheures Aufsehen. 1557 ermordete ein Schneider, Martin Cramell, auf der Hagenbrücke mit Hilfe seiner Frau und seines Schwagers einen Juden, den er in sein Haus gelockt hatte, und warf den Leichnam nächtlicherweile von der Stobenbrücke ins Wasser. Er wird samt seinem Spießgesellen gerädert, seine Frau ertränkt<sup>12)</sup>. — 1567 wurde ein Muttermörder auf ein Brett gebunden und zunächst vor seiner Mutter Tür, dann auf den Hauptberg in der Nähe des Wendentores geschleift; dort wurde ihm die Hand, mit der er seine Mutter getötet, abgehauen, er selber schließlich

<sup>1)</sup> N. Hff. 23.

<sup>2)</sup> C. H. 907.

<sup>3)</sup> N. Hff. 23 u. ö.

<sup>4)</sup> Dekret des Herzogs v. 26. Nov. 1600.

<sup>5)</sup> Strafen in der Burg. N. Hff. 16. S. 818 ff.

<sup>6)</sup> Echteding. Urbb. I 341. Art. 173. In den Polizeiordnungen von 1573 und 1579 fehlt dies Verbot.

<sup>7)</sup> Neuer Rezeß v. 1602, Art. 27. Die Stadtordnung von 1579 verlangt noch 2 Balbierer. Urbb. I 459 f.

<sup>8)</sup> N. Hff. 16.

<sup>9)</sup> N. Hff. 16.

<sup>10)</sup> C. H. 907.

<sup>11)</sup> Dagegen in und nach dem 30j. Kriege kommen sie vor. Kaln u. a. m.

<sup>12)</sup> C. H. 907.

gerädert<sup>1)</sup>. — Ähnlich ist die Strafe der Chefrau Roloff, die 1600 ihren Mann einem Soldaten zu Liebe auf schauerhafte Weise ermordet hatte<sup>2)</sup>. Der Wirt des Hauses, in dem derartige Verbrechen, Mord oder Totschlag, vorgekommen waren, wurde ebenfalls zu einer Geldstrafe herangezogen, wenn er nicht, wie 1608 Heinrich Schade auf der Föddenstrasse, sein Haus zu einem wohlthätigen Zwecke aufgab. Dieser machte dasselbe zu einem Konvent für arme Frauen und gab ihm die Inschrift:

Eine Mördergrube zwar hier war,  
Wie männiglich ist offenbar;  
Doch ist's zum Gotteshaus gemacht,  
Wie Heinrich Schade wohl bedacht<sup>3)</sup>.

Waren nun diese Verbrechen verhältnismäßig selten, so staunt man dagegen über die unheimlich zahlreichen Kindesmorde. „Dieweil es leider viel geschieht, daß kleine Kinder umgebracht werden,“ so begnügte man sich seit 1570 nicht mehr damit, die verbrecherischen Mütter in der langen Düppe bei der Neustadtmühle zu ertränken, sondern markierte sie noch vorher mit glühenden Zangen und flocht sie aufs Rad<sup>4)</sup>. (Weiläufig bemerkt, wurde beim Herzoglichen Gerichte in Wolfenbüttel eine Kindesmörderin nicht ertränkt, sondern lebendig begraben). Einfache Kindesaussetzung wurde mit Verweisung aus der Stadt bestraft<sup>5)</sup>.

Wurde ein Verbrechen gegen das Leben gemeldet, so wurden sofort die Tore geschlossen, um das Entkommen des Täters zu verhüten. Trotzdem lief man recht häufig, daß er entwichte oder auf das Burgterrain floh, wo bei den verzwickten Rechtsverhältnissen die Festnahme oft Schwierigkeiten machte. Der Entlaufene wird je nach der Schwere des Falles mit Verfestung bis zu 50 Jahren verfolgt. Hierher gehört auch Hausfriedensbruch. Das Haus war heilig, „also daß auch die Rechte verbieten jemand aus seinem Hause mit Gewalt in Gefängnis zu ziehen, es wäre denn die Sache peinlich und belange den Hals<sup>6)</sup>“; um so schwerer sah man den Friedebrecher an. Er wurde mit dem Schwerte gestraft; auch Trunkenheit sollte keinen Milderungsgrund bilden.

Wenden wir uns den Verbrechen gegen das Eigentum zu. Einfacher Diebstahl und Raub wird nicht häufig erwähnt; doch erbrachen 1574 Diebe den Altarschrein des Domes und raubten 18 der wertvollsten Kleinodien<sup>7)</sup>; im selben Jahre wird ein Jonas Krüger gehängt, der (in Celler) aus einem Keller für 300 Taler Wein gestohlen hatte. 1577

wurde in der Altenwief sogar eine organisierte Diebesbande aufgehoben<sup>8)</sup>. — Viel häufiger ist Betrug in Dienststellungen oder im Amte, Vergehen, die damals auch mit dem Worte *Nahm* oder Diebstahl bezeichnet wurden. 1557 wird der 70jährige Neustadtmüller gehängt, „weil er 18 Jahre lang den Herren den Schlam und den Bürgern das Korn gestohlen.“ Seine betagte Frau wird als Fehlerin gestäubt und ihr ein Ohr abgeschnitten<sup>9)</sup>. — 1579 wird ein Honigkuchenbäckerknecht enthauptet, der die 9jährige Tochter seines Meisters dazu verführt hatte, ihrem Vater wiederholt Geld zu entwenden und ihm zuzustechen. (Stuprum kam hier hinzu<sup>10)</sup>). 1580 wird eine Magd, die ihrem Herren viel gestohlen, gehängt. Usw. Besonders häufig waren die Taschendiebstähle, wozu die offenhängenden Geldbeutel der Frauen (am Gürtel) verlockten; in den Badstuben waren die Kleider häufig nicht sicher. Sogar der Klingelbeutel in der Kirche wurde abgeschnitten. Je nach dem Werte stand auf solchen Verbrechen Staupe, Verfestung und Galgen.

Diese Urteile stimmen mit der Stadtordnung von 1579 überein, die im Art. 132 besagt: „Einen Dieb soll man hängen, fürnehmlich so der begangene Diebstahl groß und viel wert ist, item wenn der Dieb sich zu stehlen gewöhnt hat.“ Ferner ist aus denselben zu entnehmen, daß die altgermanische Scheu, Frauen zu hängen, aufgehört hat.

Zu dieser Gruppe der Eigentumsvergehen gehört auch das sog. Abackern, d. h. der Versuch, einen Teil des Grenzraumes oder des Nachbarackers durch unmäßliches Umpflügen zu gewinnen. Nachdem 1563<sup>11)</sup> und öfters hiergegen erfolglos eingeschritten war, mußte ein Gesetz vom 14. Aug. 1597 jeden Versuch derart mit schwerer Strafe belegen<sup>12)</sup>.

Wie stand es nun mit den Religions- und Sittlichkeitsverbrechen? — Es ist bekannt, daß damals noch die Rücksicht auf die Kirche, auf reine, orthodoxe Lehre im Mittelpunkt des Volkslebens stand, und die Geistlichen wachten eifervoll darüber, daß weder unter ihnen noch unter den Laien Sektierung und Gleichgültigkeit einriß. Scharf wurde auf Kirchenbesuch, Sonntagsheiligung und Gebrauch der Sakramente gesehen, nötigenfalls auch die Hilfe der weltlichen Macht gegen Verächter herangezogen. Daher beginnen sämtliche Stadtordnungen mit Bestimmungen über die christliche Religion, über Sakramentschwärmer, Wiedertäufer und dergleichen Kotten, sowie gegen Gotteslästerer, Zauberer, Verächter der Geistlichen und der Sonntagsheiligung. Es ist ja bekannt, daß bald nach dem Erlasse der Bugenhagenschen Kirchenordnung selbst unter den

<sup>1)</sup> C. H. 907.

<sup>2)</sup> Vielfach erzählt. z. B. N. Hff. 23.

<sup>3)</sup> N. Hff. 94, 1.

<sup>4)</sup> C. H. 907. N. Hff. 23 z. F. 1601, vergl. die Stadtordnung von 1579, Art. 33, Urfb. I p. 457.

<sup>5)</sup> C. H. 907. z. F. 1573.

<sup>6)</sup> Stadtordnung v. 1579. Urfb. I 461.

<sup>7)</sup> C. H. 907. Nach der Stadtordnung von 1579 Art. 138 stand auf Kirchenraub das Rad.

<sup>8)</sup> C. H. 907.

<sup>9)</sup> C. H. 907.

<sup>10)</sup> C. H. 907.

<sup>11)</sup> C. H. 907.

<sup>12)</sup> Dekret. in N. Hff. 16.

Geistlichen noch Sakramentschwärmer vorhanden waren, wie zu St. Ulrich Knigge und Schweinfuß, zu Andreas Hoyer u. a. m. Doch kam der rechte Glaube bald zu alleiniger Herrschaft. „Es läßt sich zwar, Gott im Himmel sei es geklagt, ansehen, als wenn ... Leuten die Ohren nach neuer und falscher Lehre jücken und wenn man Lust zu calvinischer Lehre haben sollte; Calvinus und Beza nehmen fast in manchen Orten überhand; dieselben, wie viele sich einbilden, sollen mit ihren Büchern vom Himmel gefallen sein. Da sitzt Frau Hulda, wie Dr. Luther die blinde Vernunft nennt, mit der Schnäseln oben an, da gehet die schöne Jungfrau Philosophia auf Stelzen, da ist der Heide Aristoteles Präses und Respondens, ja, das Faktotum, der Teufel, versucht sich und hat etwas im Sinne, wie er in dieser guten Stadt und Kirchen einen Stank anrichtet und in der Religion einen Einriß machet“ usw. Die Stimmung, welche dieses Schreiben der Hauptleute an den Rat atmet<sup>1)</sup>, herrscht in der ganzen Zeit bis über den dreißigjährigen Krieg hinaus; das Wort „lieber päpstlich als calvinisch“ fand auch in unserer Stadt sein Echo. Nahm man es doch dem Herzoge Julius schwer übel, daß er seinen Sohn zum Bischofe des damals noch nicht reformierten Stiftes Halberstadt wählen ließ! Tapfer nahmen die Pfarrer an dem Kampfe gegen die Wittenberger und den lauen Melanchthon teil; der Lehserische Streit ist bekannt; am ärgsten war es übrigens wohl, daß 1596 der Pfarrer Andreas Müller von der Kanzel herab auf den katholischen Kaiser derart schimpfte, daß er trotz des Widerspruchs der Hauptleute seines Amtes entsetzt und der Stadt verwiesen werden mußte<sup>2)</sup>.

Natürlich fehlte bei dieser herrischen Strenge, die bis 1604 besonders der Coadjutor Kauffmann übte, die Opposition nicht. Es gab viele, die trotz der Gesetze sich nicht scheuten, die Kirche und ihre Diener zu verachten, ja zu verhöhnen. Es will nichts sagen, daß der Soldat, der in Middelburg die Kasse aus der Kirche geraubt hatte, sich daraus drei Hemden machen lassen wollte<sup>3)</sup>; schlimmer war es schon, daß Tommies Winy, der Freund Brabants, bei dem Bannstreite von 1603—4 äußerte: „Wie die Kuh wohl ein Jahr ohne Bullen gehen könnte, so könnte auch die Stadt wohl ein Jahr ohne Prediger sein.“ Gegen solche schritten die Geistlichen sogar mit der Exkommunikation ein und zogen sie vor die städtischen Gerichte. So c. 1590 zwei Bortfelder Bauern, die 6 und 12 Jahre nicht zur Kirche gekommen waren — leider fehlt uns das Urteil<sup>4)</sup>. Einem Bürger, Georg Claves von Bremen, wurde 1621 das kirchliche Begräbniß verweigert, weil er jahrelang

sich der Kirche ferne gehalten hatte<sup>5)</sup>; ähnlich erging es etwas später dem Sonderling Franz Ralm.

Im allgemeinen war die Frömmigkeit recht äußerlich und formelhaft; schwerblütig ernste Naturen, wie der Chronist Christoph Ralm (1598—1680), beklagen schmerzlich den Mangel an wahrer Gottesfurcht und prophezeien des Himmels Strafgericht. Ein Wolfenbüttler Poet Jusorius bearbeitet sogar die ganze braunschweigische Stadtgeschichte unter dem Motto: Sünde und Strafe.

Sie hatten nicht ganz Unrecht, denn sehr lag war trotz der beängstigenden Herrschaft der Kirche das sittliche Gefühl jener Tage. Die Zahl der unehelichen oder Mantelfinder<sup>6)</sup> war erschreckend groß; auch in den besten Familien war am Tage der Hochzeit die Braut oft schon Mutter. Daß gefallene Mädchen nicht in Haaren, sondern verschleiert gehen mußten, schreckte nicht; ebenso wenig die Strafe von 10 Gulden und die Kirchenbuße. Auch Ehebruch wurde mit gnädigem Auge angesehen. „1571 wurden am Rake im Hagen einem Bürger Peter Schele zwei Finger abgeschlagen, nicht wegen Ehebruch, da hätte er wohl mit 6 Gulden abkommen können“; aber die Innische hatte ihn überredet, daß er schwören sollte, damit sie beide desto mehr bei Ehren bleiben möchten, hat also auf der Bruchstube einen falschen Eid geschworen<sup>7)</sup>.“ Dies Beispiel steht für viele seinesgleichen; kamen doch selbst Patrizier, wie Hilmar und Hans von Strombeck und Tile von Broitzem, 1608 mit geringer Buße davon<sup>8)</sup>. Zwei Ehebrecher, die 1607 im Wiederholungsfalle überführt waren, wurden, „weil sie sich beim Anfall von 1605 tapfer gehalten“ nur auf zwei Jahre verwiesen<sup>9)</sup>. — Auf Mißbrauch von Kindern, auf widernatürliche Unzucht, auf Incest, sowie auf Notzucht stand allerdings die Todesstrafe. — Daß die Prostitution geduldet war, ist bekannt; ihre Hauptstätten waren damals die Mauernstraße und der Steinweg im Hagen<sup>10)</sup>. Es fehlte freilich nicht an scharfen Gesetzen gegen Dirnen und Kuppler; jene sollten 8 Tage bei Wasser und Brot eingesperrt und dann verwiesen werden, diese gleichfalls auf immer verfestet werden; aber diese Bestimmungen scheinen sehr wenig beachtet zu sein.

Schärfer wurde der Meineid angesehen. Die Strafe war in der Regel Verlust der beiden Schwurfinger und Verfestung ohne Gnade<sup>11)</sup>. Doch erfahren

<sup>5)</sup> Kirchenbuch von St. Martini.

<sup>6)</sup> Letztere sind solche, die durch nachträgliche Heirat der Eltern legitimiert werden. Schiller-Lübben, Nachtrag p. 209.

<sup>7)</sup> Bestätigt durch die Stadtordnung von 1579 Art. 103—104.

<sup>8)</sup> C. H. 907.

<sup>9)</sup> Ratsprot. v. 1608.

<sup>10)</sup> Ratsprot. v. 5. März 1607.

<sup>11)</sup> „So viele Huren auf dem Steinwege sein.“ Aus einem Pasquill des 17. Jahrhunderts, in der Sächsischen Sammlung der städt. Bibl.

<sup>12)</sup> Urbb. I 470.

<sup>1)</sup> M. H. 23.

<sup>2)</sup> M. H. 23.

<sup>3)</sup> 1602. B. H. S. III 703.

<sup>4)</sup> Akten im Städt. Archiv.

wir aus dem Jahre 1571, daß ein Meineidiger nur zum Staupenschlage und zur Ausstellung am Pranger verurteilt wurde, wozu der Berichterstatter bemerkt: „Hätte den Galgen wohl verdient gehabt“<sup>1)</sup>. Diese Strafe trat übrigens nur dann ein, wenn der Verbrecher durch seinen falschen Schwur jemanden in Lebensgefahr gebracht hatte.

Man weiß, daß die Religion jener Zeit mit Aberglauben stark durchsetzt war. Auch Luther, so groß er war, hatte sich doch in diesem Punkte nicht wesentlich über seine Zeit erheben können; und so blühten auch in den orthodoxsten und gelehrtesten Kreisen Astrologie und Alchymie, Teufelswahn und Hexensput mehr als in den finsternen Zeiten des Mittelalters fort. Am Hofe des frommen Herzogs Julius trieb die Sömmeringsche Alchymistenbande jahrelang ihr Wesen; der gelehrte Heinrich Julius brannte Hexen wie kein Herzog vor und nach ihm, man behauptete, er habe einen Spiritus familiaris, d. h. einen (teufelischen) Hausgeist<sup>2)</sup>; Tatsache ist, daß er jahrelang einen Hofastrologen Krabbe hielt, der immer wieder den Fall der Stadt Braunschweig prophezeien mußte. Derselbe Herzog hielt es für unheilvoll, am Sonnabende ein wichtiges Werk anzufangen, weil dieser Tag als dies ater galt<sup>3)</sup>. Auch der klügste Bürgermeister kehrte um, wenn ihm eine Herde Schweine begegnete und verdachte es keinem Bürger, wenn er trotz der daraufgesetzten Strafe von 6 Braunschv. Mark Hilfe bei Zauberern und Wahrsagern suchte. — Besonders das System der Vorzeichen war reich ausgebildet<sup>4)</sup>. Kometen und Nordlichter brachten Krieg und Krankheit; jeder derartige Fall wurde noch immer mit düsterm Behagen notiert und natürlich traf das Befürchtete regelmäßig ein; nötigenfalls mußte, wenn Krieg und Pest ausbrach, eine weitverbreitete, aber harmlose Art von Influenza herhalten, wie im Jahre 1580<sup>5)</sup>. Daß Kämpfe zwischen Dohlen und Krähen innern Krieg bedeuteten, hatte man 1525 am Bauernkriege gelernt und wußte es also 1617 und 1640 schon. Nur das Schmelzen der Kreuzfige, das hier und da aus katholischen Kirchen gemeldet wird, stößt auf Zweifel<sup>6)</sup>. — Naiv ist es, daß man versucht, durch Vernichtung eines drohenden Vorzeichens die Folgen zu verhüten. So hatte 1563 ein Huhn auf der Burg „ein lang spiz Ei“ gelegt. Die besorgten Stadtväter geboten darauf beides zu verbrennen, was auch in einer feierlichen Handlung am Löwen geschah<sup>7)</sup>.

Die furchtbarste Folge des religiösen Aberglaub-

bens aber waren die Prozesse gegen Zauberer und Hexen. Wir besitzen zwar aus der Zeit von 1500 bis nach dem 30jährigen Kriege keine städtischen Akten, aber doch einige sorgfältig geführte Tagebuchnotizen, die Rhamm unbekannt geblieben sind<sup>8)</sup>.

1565 wurden vor dem Wendetore zwei alte Zauberer gebrannt auf der gewöhnlichen Viehtrift; die hatten den Teufel gestäupft, Milch und Butter zu bringen.

1571 wurde in der Altstadt eine Zauberer gebrannt, die Schloetsche genannt.

1580 wurde die Weusthoffsche für dem Wendetore (als Zauberer) gebrannt<sup>9)</sup>, wiewohl sie in der Fronerei ungenommen war. Ebenso wurde Claves Winter auch gebrannt in der Altstadt.

Hieraus ist manches zu entnehmen. Einmal, daß die Hexenprozesse in der Stadt anscheinend seltener gewesen sind als im Herzogtum, wo ja besonders Herzog Heinrich Julius der Schrecken aller Zaubereiverdächtigen weit in der Runde war; zweitens, daß auch Männer als Zauberer angesehen wurden; drittens, daß in solchen Fällen die Folter unendlich gehandhabt sein muß, wenn eine Verklagte darin tot bleibt<sup>10)</sup>. Nicht zu vergessen ist, daß von 1528 bis 1565 aus der Stadt überhaupt kein Fall gemeldet wird, wie ja überhaupt in diesen Jahren bis zum Augsburger Religionsfrieden die lutherischen Gebiete gegen die katholischen und kalvinistischen zurückstehen; erst nach 1555 wetteifern sie mit den übrigen auch in dieser traurigen Rechtgläubigkeit.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Strafjustiz jener Tage. Da fällt uns zunächst auf, wie wenig Freiheitsstrafen verhängt werden. Wenn von „einer bösen Gefängnis“, vom Kniep, Diebsteiler, Lindenen Loch u. dergl. die Rede ist, so sind diese fast immer für Gefangene oder Verhaftete bestimmt, selten für Verurteilte. In den Stadtrechten finden sich nur zwei Fälle, wo Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot verhängt wird: Dirnen sollen 8 Tage, einer, der seine Eltern geschlagen hat, 4 Wochen eingesperrt werden. Einen andern Charakter hat das sog. Einlager, d. h. ein Bürger erhält Hausarrest auf Gnade oder für Lebenszeit. Dies scheint hauptsächlich für diejenigen Vergehen bestimmt gewesen zu sein, die einen politischen Charakter hatten; so wurde ein Rathsherr Wittkopf eingekerkert, weil er über die Sünden des Rates Buch geführt hatte, ebenso Bürgermeister Lüdecke, weil er es mit Brabant gehalten hatte. Auch viele andere Freunde der

<sup>1)</sup> C. H. 907.

<sup>2)</sup> B. G. S. I 849. 5.

<sup>3)</sup> N. Hff. 23. 3. 3. 1601.

<sup>4)</sup> Interessant für diese Frage ist Cod. Aug. 36, 13 fol.

<sup>5)</sup> Schoppius' Fortsetzung.

<sup>6)</sup> C. H. 907.

<sup>7)</sup> C. H. 907.

<sup>8)</sup> Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse. Wolfenb. 1882. — Die Notizen stehen in C. H. 907.

<sup>9)</sup> So muß ergänzt werden, weil (abgesehen von Falschmünzerei) kein anderes Verbrechen mit dem Feuertode bestraft wird. Stadtordnungen.

<sup>10)</sup> Diese entsetzliche Grausamkeit wiederholte sich im Prozesse gegen Brabants Genossen, deren zwei bei der Tortur starben. B. G. S. II oft.

Hauptleute mußten ins Haus schwören. Das Einlager hatte verschiedene Grade; mancher durfte zur Kirche gehen und Besuch annehmen, andern war dies untersagt.

Geldstrafen wurden sehr zahlreich verhängt, da jede Übertretung der städtischen Ordnung grundsätzlich damit belegt wurde. Dazu kamen speziell Sonntagsentheiligung, wörtliche und tätliche Verleumdung, grober Unfug, Körperverletzung, Ubadern, Wucher und Ehebruch. In allen Wiederholungs-fällen wurde natürlich Betrag und Strafe erhöht.

Staupeuschlag und Ausstellung am Pranger<sup>1)</sup> war für alle Verbrechen festgesetzt, die mit Betrug und Diebstahl in leichteren Fällen zusammenhängen; besonders ungetreue Vormünder mußten diese Strafe fürchten. Später (1604) wurden auch politische Vergehen durch die Staupe geahndet.

Eine schwerere, wenn auch nicht immer so schimpfliche Strafe war die Verfestung, die auf Zeit oder für immer (50 Jahre) ausgesprochen wurde. Auf Zeit oder Widerruf wurden verwiesen alle Nichtchristen, Sektierer, Gotteslästerer und Gegner des Stadtreiments. Außerdem verfielen dieser Strafe die, welche einen andern mit dem Tode bedroht hatten, auch die hartnäckigen Glückspieler und rückfälligen Ehebrecher. Ohne Gnade wurden verfestet Kuppler und entkommene Totschläger. — Eine Verschärfung der Strafe bildete noch das Nachkläuten mit der Schandglocke, das aber, wie es scheint, hauptsächlich politisch Kompromittierte traf. So wurde der Magister Algermann von der Megidienische, der Rektor der Martinschule Frischlin und der Pastor von St. Petri Reutkirch ausgeläutet (alles vor 1600).

Der Leibesstrafen gab es recht viele. Daß dem Meineidigen zwei Finger abgeschlagen wurden, ist schon erwähnt. Mit dem Schwerte wurden gerichtet Meuterer, Straßenräuber, in schweren Fällen Hausfriedensbrecher, auch solche, welche ihre Urhebe gebrochen oder wegen Zueist und Notzucht verurteilt waren. Der Strang betraf schlimme Diebe und Betrüger. Kindesmörderinnen wurden ertränkt; gerädert Kirchenräuber und Verwandtenmörder; endlich Hexen und Zauberer, dazu Fälschmünzer, verbrannt.

Der Civilprozeß jener Zeit gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtung.

## Bücherschau.

Adolf Wilhelm Ernst, Lessings Leben und Werke. Mit einem Bildnis Lessings. Stuttgart, Carl Krabbe 1903. XVI. u. 529 S. 8°. 5 M.

Lessingbiographien sind in der letzten Zeit verschiedene erschienen, und doch kommt das vorlie-

<sup>1)</sup> 1532 heißt das letztere „Schandsteine tragen.“ Urff. I 313.

gende Buch sehr erwünscht, da es in der That eine noch bestehende Lücke ausfüllt. Es wendet sich, „an weitere Kreise“, für die das treffliche monumentale Werk Erich Schmidts zu umfassend und zu wissenschaftlich, und auch die Arbeit R. Borinski's (vgl. Br. Mag. 1900 S. 208) zu viel Vorkenntnisse voraussetzt. Und es tut dies, wie wir hoffen, mit Erfolg. Denn das Buch ist im guten Sinne des Worts gemeinverständlich geschrieben und aufs Beste geeignet, in das Leben und die Werke Lessings auch diejenigen einzuführen, die hierüber ohne große Mühe Belehrung suchen. Der Verfasser hat sich geschickt an das Wesentliche beschränkt und weiß dies deutlich und anschaulich zur Darstellung zu bringen. Man merkt, daß er mit der einschlagenden Literatur im allgemeinen wohl bekannt ist, aber er vermeidet jedes Eingehen auf Einzelheiten, die die Harmonie des Ganzen stören könnten. Er hat sein Werk mit warmer Liebe und Verehrung für seinen Helden geschrieben, aber er hält sich von allen Überschwänglichkeiten und Einseitigkeiten frei und bemüht sich, die Persönlichkeiten und Verhältnisse, die hier zur Sprache kommen, ruhig und gerecht zu würdigen und zu beurteilen. Die Schreibart des Verfassers ist klar und gewandt, dem Gegenstande, den er behandelt, durchaus entsprechend. Die häufige Heranziehung von Stellen zumal aus den Briefen Lessings verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz und erhöht den Eindruck ihrer Zuverlässigkeit. Die Erörterungen über die Schriften Lessings führen in ihr Verständnis sehr zweckmäßig ein. So können wir nur wünschen, daß das Werk in weiteren Kreisen auch wirklich Anklang und zahlreiche fleißige Leser finde, und es sollte uns aufrichtig freuen, wenn es hier das noch immer sehr verbreitete Werk Adolf Stahr's mehr und mehr verdrängen würde. Angefügt ist dem Buche, in dem das Leben Lessings vom Elternhause bis zu seinem Tode schrittweise verfolgt und die Schriften nach der Zeitfolge an geeigneter Stelle besprochen werden, S. 458—480 ein Abschnitt über Lessings Sprache, in dem uns die sprachgeschichtlichen Ausführungen nicht sonderlich befriedigt haben, und S. 481—520 eine Zusammenstellung von Aussprüchen Lessings, die nach Gruppen geordnet das Charakterbild des großen Mannes nicht unerwünscht vervollständigen.

Richard Doeber, Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lichtenhofe zu Hildesheim. Mit einer Einleitung herausgegeben. Hannover u. Leipzig, Hahn 1903. XLVI u. 446 S. 8°. 10 M.

M. u. d. L.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band IX.

Das Buch, das dem Stadtarchivar Prof. Dr. L. Hünkelmann in Braunschweig gewidmet ist, macht

uns zum ersten Male in trefflicher Weise ein wertvolles geistliches Material zugänglich, für das wir dem Herausgeber, der seinen alten Verdiensten um die Vergangenheit der Stadt Hildesheim hiermit ein neues hinzufügt, zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Der Inhalt ist aber nicht nur für die kirchlichen, geistigen und allgemein kulturellen Zustände Hildesheims in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts von hoher Bedeutung, sondern als Glied einer Kette von Wichtigkeit auch für die Geschichte jener ganzen merkwürdigen Bewegung der „Brüder vom gemeinsamen Leben“, die eine Erneuerung des religiösen Lebens mit Erfolg anstrebten, von Gerhard Groot in Deventer ihrer Ausgang nahmen und sich dann von den Niederlanden an den Rhein und nach Niedersachsen verbreiteten. „Gebet und Betrachtung, Studium der heil. Schrift, anstrengende Arbeit und stete Entfagung bildeten die Grundzüge, das Streben nach Vollkommenheit war die Norm ihres Lebens. Alles in ihrem Denken und Wirken atmete Hingabe an Gott, liebendes Eingehen in Jesu Leben und Leiden, Gottinnigkeit im Geiste der Liebe; ihr Tagewerk trug das Gepräge des demütigen, freudigen Gehorsams; durch stete Selbstprüfung erstrebten sie höhere Herzensreinheit. Ihre Lebensweise war außerordentlich einfach. Handwerk, Gartenbau und Abschreiben von Büchern war ihre hauptsächlichste Arbeit. So übten sie, ohne durch Gelübde sich zu binden, nach Groot's edlem Beispiele eine der damaligen Zeit neue Art religiösen Wandels, genannt die „moderne Devotion,“ und fanden in den Fraterhäusern Schutz und Stärkung des inneren Lebens“ (A. Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesh. I, 406).

Von der Niederlassung der „Brüder“ im Lücktenhofe zu Hildesheim, dem Geiste, der sie erfüllte, den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, u. a. liefern uns ein anschauliches Bild die Annalen Peter Dieppurchs, die man neben den Chroniken von Joh. Busch (hg. von Karl Grube), Oldenkop und Brandis (hg. von L. Hänjelmann) in Zukunft mit Ehren nennen wird. P. Dieppurch hat dem Bruderhause fast 50 Jahre angehört und in ihm 17 Jahre lang bis zu seinem Tode, der 1494 erfolgte, an leitender Stelle gestanden. Er war kein Niedersachse, sondern aus der Diözese Mainz gebürtig. Im J. 1476 begann er seine Aufzeichnungen, die durchaus den Charakter der Glaubwürdigkeit tragen. Es schließen im Abdrucke sich hieran S. 160—205 Urkunden und Briefe, S. 206 ff. die Statuten der Kongregation im Lücktenhofe, S. 246 ff. Protokolle und Aktenstücke über die Kolloquia der unierten Frater- und Schwesterhäuser in Münster, S. 283 ff. in Nekrologium des Lücktenhofes, S. 299 ff. Verzeichnisse seiner Wohltäter, Rektoren u., S. 326 ff.

Aufzeichnungen über die Weihen der Kirche, Mätre u., S. 334 ff. Festkalender u. u. Es ist eine reiche Überlieferung, die auf das ganze Leben und Treiben der Brüder vom gemeinsamen Leben ein helles Licht wirft und auch außerhalb des niedersächsischen Gebietes mit Freude begrüßt werden wird. Ihre kirchengeschichtliche und theologische Würdigung überläßt der Herausgeber den besonderen Fachkennern, doch behandelt er in der Einleitung, abgesehen von den Studien über den Verfasser, kurz die Anfänge, Bauten und Nöte des Hauses, die Organisation und ihre Wandlung, die Wirksamkeit der Brüder in der Krankenpflege wie in der Schreibstube und Schülerausbildung, den Standpunkt des Rektors in Fragen der Lehre und Disziplin, die Biographien und die Gründung der Tochterhäuser. Genauer Auskunft gibt er über die Handschriften sowie die Behandlung des Textes, dem manche Erklärungen und Hinweise beigelegt sind. Die Benutzbarkeit des Buches erhöhen sorgfältig gearbeitete Personen-, Orts-, Sach- und Wortregister, so daß hier ein reicher Stoff wohl zubereitet dem Forscher dargeboten wird.

**Wilhelm Raabe, Villa Schönow.** Eine Erzählung. 2. Auflage. Berlin, Otto Janke 1903. 205 Seiten. 8°. 3 M.

Der Jancksche Verlag setzt die Veranstaltung von Neuauflagen der Raabeschen Werke in erfreulicher Weise fort. Es ist soeben die zweite Auflage der „Villa Schönow“ herausgegeben, eines Werkes, das zuerst 1884 bei Westermann in Braunschweig erschien. Eine weitere Empfehlung der Schrift wird bei den Lesern dieser Blätter nicht erforderlich sein.

**Metus Janssen, Lustige Snacks und wahre Verräthliche.** Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1902. 96 S. kl. 8°. 1 M.

Eine Anzahl von Zeitungsfeuilletons, die in leichter, humorvoller Darstellung besonders Personen, Zustände und Erlebnisse aus dem Amtsbezirke Vörsfelde im heimischen Plattdeutsch schildern, ist hier zu einer Sammlung vereinigt, die vor allem denjenigen willkommen sein wird, die dem leider früh verstorbenen, anerkannt tüchtigen Verfasser (Amtsrichter Dr. iur. Ude in Vörsfelde † 22. Sept. 1901) ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

**Geschichts-Blätter f. Stadt u. Land Magdeburg.** 38. Jahrg. (1903) 1. Heft S. 53—58. H. Sehepandt, Beschreibung des Einzuges der Kron-Prinzessin von Preußen, Elisabeth Christine, Prinzessin v. Braunsch.-Bevern u. in Magdeburg 20. Juni 1733 (insbes. Abdruck des Begrüßungsgebichtes der Bördebauern). — S. 59—130. Neubauer, J. A. Werdenhagen (geb. 1581 in Helmstedt, 1616—18 hier Professor; betr. vorzüglich spätere Lebenszeit; S. 122—30 Aufführung der Schriften W's).

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

August.

Nr. 8.

## Vollksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege

von W. Hasselbrauk.

### III. Erwerbsverhältnisse.

Die Jahrzehnte von der Durchführung der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege waren handelspolitisch für Deutschland eine Zeit des Stillstandes. Noch bestand die Hanfa in achtunggebietender Kraft; aber befangen in ihrem früheren Ideenkreise, mißtrauisch gegen die Rentabilität der neuen Entdeckungen, auch gehemmt durch innere Zwistigkeiten verpaßte sie die rechte Zeit, sich neue Positionen im Welthandel zu sichern, und verlor darüber allmählich auch die alten. Und wie dem Kaufmann erging es auch dem Handwerker; wie der Hanfa im allgemeinen, auch Braunschweig im besondern. Noch war es eine mächtige Kauf- und Handelsstadt; aber man kam nicht vorwärts, und mit dem Jahre 1625, wo der Krieg über Niedersachsen hereinbrach, ging es auch mit der Blüte Braunschweigs abwärts.

Noch im Jahre 1617 notiert der wackere, etwas pessimistisch angehauchte Chronist Christoph Kalm: „Es war herrlich nahrhafte Zeit allhier und alle Hantierung gut im Schwange, aber wenig Gottesfurcht.“ Es ist zwar natürlich, daß in einem Zeitraum von fast 100 Jahren auch einzelne Krisen eingetreten sind, wie 1601, wo infolge des Streites mit Herzog Heinrich Julius alle Straßen gesperrt waren; „damals seind viel Straßen in Braunschweig mit Gras bewachsen, sonderlich der Altemwiekmart, biweil nicht viel Fahrnis darauf in zwei Jahren geschehen“; noch schlimmer war die Ripper- und Wipperzeit 1618—21, aber im allgemeinen kann man doch sagen, daß die „harten, geschwinden Zeiten“ oder „die kümmerliche Nahrung der Bürger“ nicht mehr zu bedeuten hatten, als wenn man um 1900 von schlechten Zeiten redete.

Der Reichtum der Stadt war bis etwa zum J. 1618 groß, der Kredit der Stadt unerschüttert. Zwar fehlten hier Kapitalkönige, wie die Fugger und Welfer in Augsburg, in Antwerpen u. a. D., aber einmal waren diese Häuser längst bankrott, als Braunschweig noch blühte, dann aber umfaßte der Wohlstand bei uns weitere Kreise. Vom Jahre 1551 wird berichtet, daß von den 3300 Bürgern der Stadt 200 als reich<sup>1)</sup>, 800 als wohlhabend, 1500 als auskömmlich begütert und 800 als ärmlich galten. Besonders unter den 46 Patrizierfamilien besaßen einige wohlfundierten Reichtum. Da waren zunächst die Kalen (1654 ausgestorben), die allein von ihren Meiern im Herzogtume jährlich 418 Scheffel Zinskorn einzunehmen hatten und auch sonst ein Vermögen besaßen, das in die Hunderttausende ging. Sie durften ohne Schaden ihr altes Privilegium hüten, den Herzog, wenn er zur Stadt kam, zu beherbergen. Für ebenso reich galten die Gebrüder Schrader, die 1589 vom Kaiser in den Patrizierstand erhoben waren; Ludolf konnte jeder Tochter 10000 Taler mitgeben, ohne daß das Hauptvermögen Schaden litt. Einer seiner Schwiegersöhne, der Bürgermeister Kalm, der 1648 in hohem Alter starb, hinterließ trotz des 30jährigen Krieges noch ein Vermögen von 100000 Talern, sein Vetter Heinrich († 1633) 40000. Als sehr reich wurden auch die Walbeds, vom Brocke<sup>2)</sup>, ein Zweig der von Damm, Döring, Glümer und Bechelde angesehen, etwas geringer standen Warpte<sup>3)</sup>, die Strombeds und Zweidorffs. Von den Bürgerfamilien galten als besonders begütert die Ziegenmeyer „für der Wesseln“, sowie die Hauptmannsfamilie der Haberland

<sup>1)</sup> Die Bezeichnung „Die Begüterten“ ist nicht hiermit zu verwechseln. „Begütert“ hießen die Familien, die von ihren Meiern Zehntkorn einzunehmen hatten. Städt. Bibl. Neugeordn. Hff. 209 „Verzeichnis der Begüterten“. Br. Hst. Handel II p. 1156 und öfter. Es gab deren 23 in der Altstadt, 12 im Hagen und 5 in der Neustadt. (Ende des 16. Jahrhunderts.)

<sup>2)</sup> Diese speziell im 17. Jahrhundert. Kalm.

<sup>3)</sup> 1672 ausgestorben. Kalm.



(in der Knochenhauergilde)<sup>1)</sup>, deren Chef um 1600 nicht weniger als elf Häuser in der Stadt und dazu ein Barvermögen von über 30000 Talern besaß. — Da der Schoß im Jahre 1554 (1 +  $\frac{1}{4}$  Einheiten) die Summe von 21486 Gulden 5 Mgr. und 9  $\frac{1}{2}$  Pfennig ausmachte, so kommt im Durchschnitt auf den Bürger ein Grundeinkommen von 5—600 Gulden, was für die damaligen Verhältnisse als sehr bedeutend angesehen werden darf<sup>2)</sup>. Der „Schoß im Hauptstuhl“, d. h. das verschößte Grundvermögen der Stadt, ergibt danach die Summe von 1933792 Gulden, wozu noch an nichtverschößtem liegendem Vermögen (Mobiliar, Braupfannen, Werkzeuge, Kleinodien u. dergl.) 1670230 Gulden gerechnet wird. Leider besitzen wir über die Kapitalmasse der Bürgerschaft keine genaueren Angaben. — Übrigens fehlte neben dem Lichte auch der Schatten nicht; so hinterließ der Bürgermeister Dietrich von der Leine, mit dem dies Patriziergeschlecht 1576 ausstarb, eine Schuldenlast von 30000 Talern und 3200 Goldgulden, so daß seine Töchter — mit einer Ausnahme — in Armut und Schande verkamen.

Der Kredit der Stadt zeigt sich besonders darin, daß fast alle Städte, Klöster, Dörfer, Adelsfamilien und Geistliche, auch gewissenhafte Vormünder in der weiten Umgebung größere und kleinere Kapitalkien beim Rate deponierten, was allerdings in der Ripperzeit schwere Verluste zur Folge hatte. Der Zinsfuß hielt sich durchweg auf 5  $\frac{1}{2}$  %<sup>3)</sup>. — So darf man wohl sagen, daß die Braupfannen voll brabantischer Taler, die jener Ratsherr in Kriegszeiten vor jedes der 9 Tore stellen wollte, keine bloße Redensart gewesen sind.

Die Quelle dieser Reichtümer waren vor allem Landbau und Viehzucht, Handwerk und Handel.

Das Areal der Stadt war allerdings nicht sehr groß, da im Osten Middagshausen, im Süden Melverode nahe lag, auch die Wahlbörfer Ölper, Lehndorf, Mühlme und Müningen<sup>4)</sup> einen großen Teil der Äcker innerhalb der Landwehr einnahmen. Nur im Altfelde ragte der Stadtbefitz bis zum Rastturme hinaus. Ein Teil der Ländereien war auch für Acker- und Gartenbau unbrauchbar, wie das Ellernbruch die Oster aufwärts bis Eisenbüttel hin<sup>5)</sup>, auch Teile des Hagenbruches. Dazu lagen noch innerhalb der Landwehren kleine, heute verschwundene Wäldchen, wie der Lehrwohl, Körloff und das Alerholz<sup>6)</sup>. Was aber übrig blieb, stand in hoher Kul-

tur; besonders auffällig sind die zahlreichen, z. T. großen Gärten, die in unmittelbarer Nähe der Tore lagen<sup>7)</sup>.

Was zunächst den Körnerbau betrifft, so wurde trotz des neu erfundenen Mergels der Bedarf hier längst nicht mehr gedeckt. Hierin war die Stadt auf die Zufuhr aus dem Herzogtume, aus dem Hil-desheimischen und Halberstädtischen, ja aus Preußen und Polen (über die Seestädte) angewiesen. Die Einfuhr war oft so massenhaft, daß sie trotz des nicht unerheblichen Zolles den Preis des einheimischen Produktes herabdrückte, so daß der Rat wiederholt, speziell 1558 und 1617, die Einfuhr fremden Weizens und Weizenbrotes untersagen mußte<sup>8)</sup>, während die übrigen Getreidesorten zugelassen blieben. Vor allem war der Verbrauch an Gerste wegen der Brauereien ganz ungeheuer; daher war der Preisunterschied gerade dieses Artikels oft auffällig. (1600: 7, 1601: 9  $\frac{1}{2}$ , 1602: 10 Gulden, Dezemberpreis). Dem Braugewerbe dienten ja auch die Hopfenfelder, die sich in ungeheurer Ausdehnung die Wabe entlang, von Glesmarode bis zum Schöppensiedter Turme, sowie bei Ölper erstreckten. Bezifferte doch die Stadt den Verlust an Hopfenstangen im Januar und Februar 1600 auf eine Tonne Goldes! Außer Korn wurden auf den Äckern hauptsächlich Rüben, Flachs, Rüb-samen, Mohr und Wicken, auch Hülsenfrüchte gebaut. — Die größeren Gärten waren mit Hecken umzäunt und mit Häuschen versehen, groß genug, daß das Gesinde auch längere Zeit dort wohnen und übernachten konnte<sup>9)</sup>. Auch war hier und da schon für Schmutz gesorgt: Die Beete waren mit Buchsbaum und Eiben eingefaßt; auch fand man wohl Bildwerke, Lauben und kleine Wasserkünste darin. Außer dem Gemüse (Kraut), von dem Spargel und Blumenkohl noch nicht erwähnt werden, wurde viel Obst gebaut, doch mußten die feineren Sorten noch (über Antwerpen)<sup>10)</sup> bezogen werden. Auch Maulbeerbäume, Pfirsich und Rosmarin sind vorhanden, müssen aber natürlich im Winter in Keller gesetzt werden<sup>11)</sup>. Besonders beliebt scheinen die Walnüsse gewesen zu sein. Weingärten gab es innerhalb des Stadtgebietes wohl nur am Rußberge, wo die Firma von Peinen einen solchen besaß; der größte gehörte zum Kloster Middagshausen und lag nach Glesmarode zu; er war eingezäunt und wurde von einem Weingärtner besorgt<sup>12)</sup>. Die Güte des Weines kann allerdings nicht besonders gewesen sein, da der Abt seinen Bedarf von dem Kaufmann Bastian Elers

<sup>1)</sup> Br. Hist. Handel II 2397.

<sup>2)</sup> Das Zehntkorn von den Meiern des Rates im Lande wird auf 23657 Gulden Rheinisch und 9 Kreuzer taxiert. Br. Hist. Handel II 1221.

<sup>3)</sup> So noch in Alten vom 18. Juni 1622. — Herzog Julius (1568—1588) gab und nahm 4 Prozent. Altermann Herzog Julius, Ausg. v. Strombeck, S. 190. Anm.

<sup>4)</sup> Nach der Größe (1553) geordnet.

<sup>5)</sup> Etwa der vergrößerte Bürgerpark.

<sup>6)</sup> Die Lage ist mir nicht bekannt geworden. Alerholz

= Ellerholz? R. Hff. 23 z. J. 1600. Urk. I p. 518.

<sup>7)</sup> Die Duadratrute kam 1540 auf 1 Gulden. Olsen p. 18.

<sup>8)</sup> C. H. 907 und R. Hff. 16.

<sup>9)</sup> Br. Hist. Handel II 1382. 2432.

<sup>10)</sup> Antoir genannt. Schoppins z. J. 1569. Altermann p. 235.

<sup>11)</sup> Kalm z. J. 1657.

<sup>12)</sup> Br. Hist. Handel II 1380 ö.



auf dem Hagenmarke bezog<sup>1)</sup>. Wie bedeutsam der Gartenbau für die Stadt war, zeigen auch die Paragraphen der Stadtordnungen, die sich auf die Anlage der Gärten, sowie die Polizei darüber beziehen. Interessant ist es, daß in den Gärten Lynchjustiz gestattet ist — nur darf man den Gartendieb nicht todschlagen<sup>2)</sup>. — Vielfach pachteten die Bürger von den Pfahlbauern und Stiftern Äcker und Gärten; so war fast das gesamte Areal des Klosters Riddagshausen (vor 5 Toren) im Pachtbesitz der Braunschweiger<sup>3)</sup>.

Auch die Viehzucht in der Stadt war nicht unbedeutend. Dies gilt zunächst von den Pferden, da die noch oft erwähnte kleine Klepperrasse weit häufiger als die Röhre zum Pflügen benutzt wurde. Große Pferdeweiden, zwischen Alt- und Neustadt lange strittig, lagen am rechten Ufer, im Hühnerbruchgraben und in der Wendenmasch nach Elber zu<sup>4)</sup>. Eine Zählung ist leider nicht vorhanden, auch nicht vom Rindvieh; doch wissen wir, daß einheimische Butter- und Käseforten auf den Markt kamen. Besser sind wir über die Schweine unterrichtet: 1550 im Juli wurden 3350, im folgenden Jahre 2179 gezählt. Der starke Rückgang ist vermutlich daraus zu erklären, daß infolge der gewaltigen Pest ein großer Teil der Bürger sein Vieh nicht halten konnten. Auffällig ist, wie wenig der städtischen Schafherden gedacht wird; sie können auch unmöglich groß gewesen sein. Alles Vieh wurde auf die städtischen Weiden, die Schweine in die Mastholzungen<sup>5)</sup> getrieben, und zwar von stadtseitig bestellten Hirten; nur die Knochenhauergilde hatte das Recht, einen eigenen Schafhirten zu halten<sup>6)</sup>.

Weit wichtiger aber als Ackerbau und Viehzucht war für die Stadt Gewerbe und Handel. Von Alters her waren die Handwerker in 14 Gilden zusammengeschlossen: Wandschneider (Tuchhändler), Laten- oder Tuchmacher, Gerber, Schuhmacher, Schmiede, Wechsler (Münzer), Goldschmiede, Beckenschläger (Klempner), Knochenhauer, Bäcker, Krämer, Kürschner, Schneider und Leinweber. Abseits stand etwa als 15. Gilde die der Brauer. Der Unterschied zwischen geschenkten und ungeschenkten Handwerken bestand noch fort<sup>7)</sup>; dagegen hatte das Zusammenwohnen der Gewerke in bestimmten Straßen längst aufgehört. In Braunschweig bestand nicht, wie z.

B. in Straßburg, das Gesetz, daß jeder Bürger einer Gilde angehören müsse; doch gehörten die Patrizier wohl ausnahmslos der Wandschneiderinnung als der vornehmsten an<sup>8)</sup>. Vielfach vereinigte eine Zunft mehrere ähnliche Handwerke in sich; so standen in der Schmiedegilde neben den Grobschmieden auch die Kleinschmiede oder Schlosser, Nagelschmiede, Spörer, Messermacher, ja auch die Armboztierer und Uhrmacher<sup>9)</sup>. Unter den Schneidern waren auch die Salamenmacher (Mantelmäher) einbezogen. Sehr viele Handwerker sind erst später zu Zünftsrecht gekommen, so noch im 17. Jahrhundert die Bötticher, Posamentierer, Barbier (Badstöver) und andere, während sämtliche Bauhandwerker, wie Maurer, Zimmerleute, Rademacher (Drechsler)<sup>10)</sup>, sowie die Färber, Glaser (Fenstermacher), Plattenschläger, Sattler (Hulstermacher), Müller, Bürstenbinder, Gärtner, Fischer und Wirte noch länger der Gemeinde angehörten. Die Bötticher z. B. galten bis zum 30jährigen Kriege eigentlich nur als Hilfsarbeiter für das Brauergewerbe; um dessentwillen erhielten erst 1620 ihre Meister das Recht, zwei Gesellen und einen Lehrlingen zu halten.

Das Grundgesetz für die Gilden war: „De Zunfte schal stann also by Keisers Otten Thidern“<sup>11)</sup>; neue durften nur mit Einwilligung der alten Zünfte und des Rates eingerichtet werden. Eifersüchtig standen sich die Zünften gegenüber; die jährlich gewählten Gildemeister mußten vor allem ihr Augenmerk darauf richten, daß keiner andern Gilde neue Freiheiten gewährt wurden<sup>12)</sup>.

Die älteste und vornehmste Gilde war die der Wandschneider, die sich aber c. 1600 mit den Latenmachern aufs engste verbunden haben muß, wie aus ihrer gemeinsamen Ordnung von 1613 hervorgeht<sup>13)</sup>. Später bekamen auch andere Gilden, z. B. 1650 die Schuhmacher, „das Laten“, d. h. die Berechtigung mit Tuch zu handeln, freilich nicht zum Vorteile dieses Industriezweiges<sup>14)</sup>. — Bis dahin aber hatten die beiden Gilden Tuchfabrikation und Handel vollkommen monopolisiert. Der § 6 ihrer Ordnung bestimmt nämlich: „Wer fremde Laten allhier lehren wollte und bereiten, geht seiner Gilde verlustig“. In einer Eingabe an den Rat vom November 1613 sprechen sie ihm zwar ihre Anerkennung aus, daß er allerhand Kunst- und nützliche Handwerke in die Stadt gebracht habe, bitten aber dringend zu verhüten, daß ihren Gilden-

<sup>1)</sup> Br. Hist. Handel II 1229.

<sup>2)</sup> Stadtorbn. v. 1573 (164) und 79 (165). Im Echtdinge von 1532 steht diese Bestimmung noch nicht.

<sup>3)</sup> Br. Hist. Handel II 1550.

<sup>4)</sup> C. H. 113 p. 214. (1586).

<sup>5)</sup> Defr. v. 1588 und 1624.

<sup>6)</sup> Stadtorbn. v. 1579 (223).

<sup>7)</sup> Br. Hist. Handel I 53. Die geschenkten Handwerker sorgten für die wandernden Gesellen und hatten im ganzen Reiche übereinstimmende Gebräuche; die ungeschenkten, z. B. die Knochenhauer, besaßen dafür Kranken- und Unterstützungskassen, aber nur für ihre eigenen Gesellen.

<sup>8)</sup> Wenn daher von Patriziern gesagt werden soll, er verarme, so gebraucht man dafür den Ausdruck „er kommt vom Laten ab“. Br. Hist. Handel II 2457.

<sup>9)</sup> Br. Hist. Handel I 144. II 1455 5.

<sup>10)</sup> Die Tischler erhielten 1593 das Zünftsrecht. Dfen p. 113.

<sup>11)</sup> Stadtorbn. v. 1532. Urkb. I p. 313.

<sup>12)</sup> Neuer Nezeß v. 1602 Art. 28.

<sup>13)</sup> C. H. 113 p. 384 ff.

<sup>14)</sup> Kaln.

rechten Abbruch geschehe. Den Anlaß zu dieser Klage hatte ein Leineweber in der Altenwiefe gegeben, Hans Clawes, der mit fremden Tuchen gehandelt und in die Gilde „gestört“ hatte. Im weiteren Verlaufe dieser Sache stellen die vereinigten Wandschneider und Latenmacher die ernste Forderung auf, daß kein Krämer, der nicht zugleich „das Laten habe“, Futterwand und Tuche zum Verkauf in sein Fenster stellen dürfe. — Es war damals üblich, daß die Geistlichen, die eine Leiche zu Grabe brachten, das meist aus englischem Tuche gefertigte Totenlaken erhielten; auch ihnen mußte verboten werden, dieselben zu verkaufen<sup>1)</sup>.

Die Blüte dieser Gilden stand und fiel mit der Wollproduktion im Herzogtume und den andern benachbarten Gebieten. Um 1600 werden auf den Dörfern noch ungeheure Schafherden erwähnt; so hat 1602 Salzdahum 1800, Ludlum 1200, selbst das kleine Rühme 520, Dettum 1546 2500 (?) Schafe<sup>2)</sup> eingebüßt, also wohl noch viel mehr gehabt. Als die bedeutendsten Firmen im Wollhandel werden die Achtermann und Elers genannt. Der dreißigjährige Krieg ruinierte die deutsche Schafzucht und damit den Wollhandel; die Firma Achtermann machte 1655<sup>3)</sup>, die von Elers noch früher Bankrott. Nicht zu vergessen ist dabei, daß schon vor 1600 die fremden Tuche, besonders die meißnischen und englischen, starke Konkurrenz machten.

Verwandt, aber weit weniger vornehm war die Schneidergilde. Der Eintritt kostete 6 Gulden; ein Versuch, ihn auf das Doppelte zu erhöhen, wurde 1546 vom Räte abgelehnt<sup>4)</sup>. Das Meisterstück bestand damals aus einem Paar Hosen, Wams, Mannsrock und Frauenjoppe, ein Beweis, daß auch die Kleidung der Weiber von den Gildebrüdern gefertigt wurde. Vielleicht noch giftiger als die Latenmacher verfolgten die Schneider alle nichtzünftigen Handwerksgenossen, die Wönhafen. „Ein jeder Wönhase von Schnybern“, heißt es in einem Dekret von 1591<sup>5)</sup>, „so sich wedder de Gilde upgelehnet, sall dem Rade eine Mark to Strafe geben, ok sall jeder, de se beherberget, eine Mark geben.“ Selbst in der Burg, die doch herzoglich war, sollte kein Wönhase beschäftigt werden; so verfiel 1591 der Vikarius der Stiftskirche Hieronymus Sander in die genannte Buße.

Einen hohen Rang nahm auch die Schmiedegilde ein, so daß der Rat um 1600, freilich vergebens, versuchen konnte, sich auf diese „vollreiche, große Gilde“ gegen die Hauptleute zu stützen<sup>6)</sup>. Allein an

Grobschmieden gab es 1590 nicht weniger als 42 Meister<sup>7)</sup>, zu denen ja noch, wie oben erwähnt, eine große Menge von ähnlichen Handwerkern kam. Die Gilde versuchte damals sogar noch ihre mittelalterlichen Rechte über die in den herzoglichen Dörfern wohnenden Schmiede aufrecht zu erhalten. So in Biewende, was zu langwierigen Prozessen führte; sogar in dem „Flecken“ Wolfenbüttel wollte sie einem Zeugschmiede den Hammer legen. Ihre Nahrung wird zwar 1594 als kümmerlich und mühselig bezeichnet, aber nur deswegen, weil ihnen der Herzog wegen ihrer Eingriffe die Zufuhr an Holz, Meiler- und Steinkohlen<sup>8)</sup>, sowie an Rohmaterial aus dem Lande gesperrt hatte. Sonst war die Schmiedeinung sehr wohlhabend und trieb starken Handel.

Die wichtigste Gilde oder besser Gemeinschaft war die der Brauer, die nicht weniger als 300 Mitglieder zählte, welche aber selbstverständlich nicht alle „zum feilen Kauf branten“. Der größte Teil des Bieres war zum Export bestimmt; denn für den Hausbrunnt durfte jeder Bürger, auch der das Brauerrecht nicht besaß, sein Kesselbier herstellen. Das Recht ruhte vielfach auf den Häusern, so daß manche Brauer, um sich die Konkurrenz vom Hals zu schaffen, derartige Gebäude an sich brachten und die Konzession ruhen ließen<sup>9)</sup>. Das Ausblühen des Gewerbes zeigen die Summen, die für das Brauerrecht gezahlt wurden. Bis 1550 hatte dasselbe 60 Gulden gekostet; dann stieg es auf 120, 1566 auf 200, 1584 auf 300 Gulden<sup>10)</sup>. Die Mülage einer Braupfanne wurde auf 80—100 Gulden geschätzt<sup>11)</sup>, der Verdienst eines tüchtigen Brauers im Jahre 1617 auf 750 Gulden<sup>12)</sup>. — Gebrant wurde vor allem die Mumme, das einzige Bier, das nach dem Glauben jener Zeit ohne Schaden den Äquator passieren konnte und deshalb in ungeheuren Massen besonders nach Holland verfrachtet wurde<sup>13)</sup>.

Der offizielle Name des Exportbieres, das nur von Martini bis Walpurgis (11. November bis 1. Mai) gebrant werden durfte, war „Marfchbier“; dem gegenüber stand das für die Stadt bestimmte „Varfchbier“. Sorgsam wurde der Ruf des Exportbieres gewahrt; denn jedes Faß mußte zunächst durch Ratsherrn geschmeckt werden und erst, wenn es für gut befunden war, durfte es mit dem städtischen Zeichen gebrant und zur Ausfuhr zugelassen wer-

<sup>1)</sup> Nach Akten in Br. Hist. Händel I.

<sup>2)</sup> In größeren Betrieben wurden schon vielfach Steinkohlen angewandt. vgl. Anweisung des Herzogs Julius v. 9. 8. 1583 bei Altermann p. 208 Anm.

<sup>3)</sup> Durch die Stadtordnungen war nämlich verboten, daß zwei Personen in einem Hause oder eine Person in verschiedenen Häusern das Braugewerbe betrieben, z. B. 1579. Urkb. I 476.

<sup>4)</sup> R. Hff. 26.

<sup>5)</sup> In Schöppenstedt auf 123 Taler. Br. Hist. Händel II 1816. Sonst Schoppinus z. J. 1550.

<sup>6)</sup> Ralm.

<sup>7)</sup> Ralm z. J. 1667.

<sup>1)</sup> Alles dieses nach Protokollen u. Berichten. C. H. 113.

<sup>2)</sup> Nach Br. Hist. Händel II.

<sup>3)</sup> Ralm.

<sup>4)</sup> Dekret in R. Hff. 16.

<sup>5)</sup> R. Hff. 16, vgl. auch Ratsprot. v. 16. März 1607. Schon 1546 war über die Wönhafen geklagt.

<sup>6)</sup> Br. Hist. Händel II 2457.

den<sup>1)</sup>. Trotzdem konnte üble Nachrede nicht immer vermieden werden, wie dem Herzog Julius den Städtern vorwarf, sie hätten seinen Dienern und Bauern vielfach verdorbenes Bier um hohen Preis verkauft, so daß „viele . . . von dem bösen, faulen und halb gargefottenen Biere am Kolk und Steine krank lagen“<sup>2)</sup>.

Man darf die Wahrheit dieser Beschuldigung einigermaßen in Zweifel ziehen, weil der Herzog Gründe suchte, das alte Herkommen aufzuheben, nach welchem der ganze Bezirk von Wolfenbüttel auf das Braunschweigische Bier angewiesen war<sup>3)</sup>. (Ebenso der Papendiek und Teile des Hilbesheimer Stiftes.) Sogar der Herzog durfte nur für seinen eigenen Bedarf brauen. Seit 1574 aber baute er in Tiedebach und Schöppenstedt selbst Brauereien, deren Bier als „Wehrmünne“ dem Braunschweigischen scharfe Konkurrenz machte; auch Heinrich Julius fuhr hierin fort, hatte auch nichts dawider, daß sein eigener Hofprediger, Basilius Sattler, seine Einnahmen durch Bierverkauf mehrte. „Er braute zweimal die Woche; das Bier haben die Pastoren im Lande und die Bauern von ihm holen müssen, und ist das Bier genennet worden Papenwull. Das heißt *απογομφία*“<sup>4)</sup>. — Die Antwort der Städte auf diese Schädigungen war die entseßliche Verwüstung von Schöppenstedt im Jahre 1602.

Neben den Mummebrauern, die sich speziell Mülzer nannten, standen die Wittbrauer, welche Weißbier produzierten. Geringere Sorten waren noch das Mariengroschen-, Mattier- und Pfennigbier, auch der Hannoversche Broihan wurde um 1600 bereits in Braunschweig nachgeahmt. Letzterer überwand allmählich, als im 30jährigen Kriege der Export zurückging, die Mümme, so daß 1667 letztere nur noch wenig, der Broihan dagegen viel gebraut wurde<sup>5)</sup>.

Von den übrigen Gilden ist nicht viel zu berichten. Die Schuhmacher, die zugleich mit den Gerbern den Lederhandel trieben, die Kürschner<sup>6)</sup>, die Knochenhauer und die Goldschmiede galten allgemein für wohlhabend<sup>7)</sup>, während andere schon jetzt zurückgegangen waren. Volkswirtschaftlich wichtig ist nur noch die Bäckerordnung von 1584<sup>8)</sup>, welche die Preise des Brotes im Kleinverkauf feststellt. Danach soll das Pfennigbrot aus Weizen 10 Lot, die

Semmeln, die man für einen Scherf kauft, 5 Lot wiegen, dagegen das Roggenbrot, das einen Mariengroschen kostet, 3 1/2 Pfund schwer sein. Bäckerlohn für einen Hinten hatte 1549 nur 3 1/2 Pfennig (= 7 Scherfe) betragen, war aber 1584 auf 8 Pfennige gestiegen, ein Beweis, daß sehr viele Privatbäckereien eingegangen waren.

Die nichtzünftigen Handwerker mußten sich vom Räte die Konzession erkaufen. So gaben die Barbieren, die übrigens auch als Wundärzte tauglich sein mußten<sup>9)</sup>, 1623 für ihre Rechte die stattliche Summe von 45 Gulden<sup>10)</sup>. Sie hielten die öffentlichen Bäder, die stark besucht und deshalb oft durch Kleiderdiebe unsicher gemacht wurden, und bekamen 1549 für ein Männerbad 1 1/2 Pfennig, für ein Frauenbad 1 Pfg. Wurden sie dagegen in ein Privathaus zur Hilfeleistung zitiert, so erhielten sie 4 Pfennige<sup>11)</sup>. Um 1620 waren jedoch die Preise etwas höher. — Die Fischer, die übrigens bereits die Schonzeit beobachten mußten, pachteten einfach Strecken des Stadtgrabens von Tor zu Tor, 1624 für 36 Gulden jährlich<sup>12)</sup>, was auf starken Fischreichtum der Oker schließen läßt, zumal die konzessionierten Fischer durch Fischdiebe häufig geschädigt wurden. Beiläufig bemerkt, zogen damals die Lachse nicht selten bis Olper hinauf<sup>13)</sup>. — Die Buchbinder scheinen damals auch den Buchhandel in der Hand gehabt zu haben<sup>14)</sup>. Über die Anlage von Druckereien herrschte Streit, ob die Stadt oder der Herzog das Recht dazu habe; sowohl der erste von dem Räte, wie auch der vom Herzoge eingesetzte Drucker hielten sich nicht<sup>15)</sup>; erst Andreas Duncker behauptete sich seit 1604 gegen die Ansprüche des Herzogs Heinrich Julius.

Industrielle Anlagen sind sehr häufig, liegen aber zum Teil außerhalb der Mauern. Es werden außer den Waffenschmieden erwähnt Öl-, Walk- und Kupfermühlen, Lichtfiedereien, Branntweinbrennereien, auch Ziegelhöfe.

Es bleibt noch übrig einen Blick auf den Groß- und Kleinhandel der Stadt zu werfen.

Zunächst ist zu beachten, daß die Stadt den Mittelpunkt für den Handel des ganzen Herzogtums bildete. Bis 1599 hatten die Bürger an allen Orten freien Handel; ebenso der Herzog für seine Person in der Stadt. Der Faktor von Heinrich Julius, Abraham Simons, hatte drei Häuser als Warenlager gemietet und benutzte außerdem die Räume

<sup>1)</sup> In allen Stadtordnungen.

<sup>2)</sup> Ulgemann p. 221.

<sup>3)</sup> Vertrag von 1569. Das früher gleichfalls zugelassene Helmsiedter Bier wird nicht mehr erwähnt.

<sup>4)</sup> R. Hff. 23. z. 3. 1602.

<sup>5)</sup> Kalm.

<sup>6)</sup> Sie suchten durchreisenden Polen (1558) und Russen (1599) die schönen Pelze abzuhandeln. Dfen. Kalm. R. Hff. 23.

<sup>7)</sup> Doch wirft es ein merkwürdiges Licht auf die letztere Gilde, daß die Gold- und Silberpreise für das Turnier 1544 von Augsburg bezogen waren. Dfen p. 43.

<sup>8)</sup> R. Hff. 16. p. 961.

<sup>9)</sup> Ihr Eid (Urkb. I 389) bezieht sich nur auf diese Verpflichtung.

<sup>10)</sup> Der Zehnmänner Beschlüsse. 16. 6. 1623.

<sup>11)</sup> R. Hff. 16.

<sup>12)</sup> Zehnmänner.

<sup>13)</sup> C. H. 907 und öfter.

<sup>14)</sup> R. Hff. 23. z. 3. 1602.

<sup>15)</sup> Vgl. darüber u. a. Br. Hist. Handel II 328. — Ulgemann p. 232. — Eine Fortsetzung des Schoppius, St. Bibl. XI, 49 (aus der Landschaft) z. 3. 1589.

des Adrian van Horn auf dem Radeklinte. Die Bergwerksprodukte, besonders Stahl, Blei, Eisen, Vitriol, Kupfer und Messing, gingen von hier nach den Seestädten, aber auch nach Nürnberg und nach des Kaisers Bergwerken bei Kuttenberg in Böhmen<sup>1)</sup>. Für Blei und Vitriol namentlich hatten Braun-schweigische, Leipziger und Salzwedler Kaufleute schon eine Art Ring gebildet, dessen Lenker Zacharias Böling, der Vater des nach 1600 bekannten Bürgermeisters, war<sup>2)</sup>.

Im übrigen galt es als oberstes Handelsgesetz: „Gast mit Gaste schal hir nich koipen noch koipen lathen . . . uthbescheiden in frihen Marteden<sup>3)</sup>.“ Dadurch wurde das System der Kommissionäre großgezogen, indem Braunschweigische Bürger im Auftrage der Fremden mit Fremden handeln mußten. So diente der erwähnte Horn dem Abraham Simon, so um 1620 Mathias Pelzer dem Landdrosten Rutenberg, Stender den Streithorsten usw.<sup>4)</sup> Die Zahlungsart war vor allem der Wechsel; besonders mit Frankfurt a. M., Leipzig, Hamburg und Danzig war der Wechselverkehr stark. Sehr viel wurde kreditirt; auch Fristzahlungen sind üblich<sup>5)</sup>.

Die beiden 1498 eingerichteten freien Märkte (oder Messen) lockten, obwohl sie schon damals von der Leipziger und Frankfurter übertroffen wurden, doch stets eine Menge fremder Kaufleute in die Stadt, die dann (mit Erlaubnis des Rates) mit einander in Verkehr traten. Sie fanden den Freitag nach Himmelfahrt und am 9. Dezember statt und währten je zehn Tage. Eine spezielle Schilderung ist mir leider nicht bekannt geworden; doch ist es wohl kein Zufall, daß in den Tagebüchern gerade für die Jahrmarktstage viel von Fahrenden, von Vagabunden und Diebstählen die Rede ist. Wie stark auch sonst der Verkehr namentlich mit den Seestädten war, geht aus den regelmäßigen Botensendungen besonders nach Hamburg hervor<sup>6)</sup>. Ein Bote nach Danzig kostete über 6 Taler, nach Magdeburg 24 Gr., nach Hildesheim 10 Gr.<sup>7)</sup>.

In Braunschweig gekauft und exportiert wurden außer dem Biere namentlich Tuche, die neben den flämischen, meißnischen und englischen noch Weltruf hatten und über die Seestädte besonders nach Scandinavien und Rußland gingen<sup>8)</sup>. Die Schuhmacher verkehrten als Lederhändler vielfach über Leipzig nach Böhmen und Ungarn, die Waffenhändler (es gab in Braunschweig selber Waffenschmieden) mit

Preußen und Polen über Danzig. Wir besitzen noch einige Abrechnungen solcher Waffenhändler, speziell der Firmen Duppengießer und Elers, deren Karavane von Danzig aus in deutschen und polnischen Strichen herumzogen und für Tausende von Talern Waffen verkauften<sup>9)</sup>. Auch hier fällt der enorme Kredit auf, der gewährt wird — Elers nimmt einmal für 6000 Gulden verkaufte Waffen eine Barzahlung von 1800 entgegen — ferner, daß auch in den echt polnischen Gegenden, wie Gnesen und Łowicz, die Abnehmer fast nur deutsche Namen tragen.

Dem gegenüber bestand die Einfuhr weniger aus Industrieprodukten, als aus Rohmaterial und Lebensmitteln. Unter den ersteren standen Bekleidungsstoffe obenan, wie Seide, Atlas und dergleichen; die große Verbreitung der englischen Tuche auch auf den Dörfern beweist, daß der Widerstand der Gilden gegen das Eindringen der fremden Tuche ohnmächtig war. Dazu kamen Metallwaren und Steine aus den Herzoglichen Bergwerken<sup>10)</sup> und Stahlwaren aus Solingen<sup>11)</sup>; endlich in großen Mengen Bauholz, Holz- und Töpferwaren.

In der Spitze der eingeführten Lebensmittel standen neben dem Getreide, von dem schon gesprochen ist, die Fische. Der Konsum war noch auffallend groß, da vielfach — so auch am Hofe des Herzogs Julius<sup>12)</sup> — die katholischen Fastentage innegehalten wurden. Der wichtigste Fisch war, wie schon im Mittelalter, der Hering, von dem der flämische<sup>13)</sup> und schonenische für den besten, der norwegische und helgoländische für weniger gut gehalten wurde. Die Tonne kam im Großhandel einschließlich des Importzollses auf 8—11 Gulden<sup>14)</sup>. Er wurde übrigens auch schon als Bückling gehandelt. Sonst sind am meisten gesucht Stockfisch, Schollen, Stint, Hecht und Neunaugen, Karpfen weniger, da die Umgegend den Bedarf fast vollständig deckte. Die Aale wurden damals nicht geräuchert, sondern gesalzen in den Handel gebracht. Die beste Butter, in Formen wie in Tännchen (Höfeken), kam schon damals aus Holland; billiger war die aus Dänemark, Bornholm, Schweden und Böhmen. Dasselbe gilt vom Käse; doch wird auch Parmesankäse hier und da gefragt. Gewürze kamen in großer Menge durch Vermittlung der Holländer und Süddeutschen ins Land, nur zum Süßen scheint noch fast ausnahmslos der heimische Honig verwandt zu sein; doch wird der Kanarienzucker erwähnt.

<sup>1)</sup> Br. Hist. Händel II 1166. 1198.

<sup>2)</sup> Br. Hist. Handel II 1157. Societas genannt.

<sup>3)</sup> Echteding, Art. 95. In den Stadtordnungen wiederholt.

4) Akten, Münzwesen betreffend.

<sup>5)</sup> Br. Hft. Handel II 1159. Näheres in den Beschlüssen der Zehnänner und den Gerichtsakten.

<sup>6)</sup> vgl. Schucht, das Postwesen in Braunschweig. Mag. 1897 Nr. 18.

7) nach Aufzeichnungen Rudolf Schraders um 1590.

<sup>8)</sup> Peter Maß handelt als Faktor der Firma von Peinen auch nach Frankfurt a. M. in Tuchen.

<sup>9)</sup> Neugeordn. §§. 443 und 450.

<sup>10)</sup> Marmor- und Mafabfter von der Affe; Eifengieße-  
reien in Giffelbe und Wildemann, Meßingwerke in Blund-  
heim u. dergl. Mgermann p. 199—208.

11) Akten, Stender betreffend.

<sup>12)</sup> Montag, Mittwoch, Freitag, Sonnabend. *Algermann* p. 236.

<sup>13)</sup> Daher wurde der Hering teuer, so oft in Holland Krieg war. Palm z. J. 1667.

<sup>14)</sup> Br. Hist. Gändel II 1158 und sonst.

Ein interessantes Bild bieten die für den Kleinverkehr bedeutsamen Wochenmärkte, für die, obgleich sie uralt sind, erst im Jahre 1582 eine eigene Ordnung erlassen ist. Im 16. Jahrhundert fanden sie am Mittwoch, Freitag und Sonnabend auf dem Altstadtmarkte und Hagenmarkte statt, und zwar galt der letztere für geringer. Denn alle Händler, die sich zu spät angemeldet hatten oder zu spät kamen, wurden nach dem Hagen verwiesen, ebenso die, welche sich in geringeren Punkten gegen die Marktordnung vergangen hatten. Zum Zeichen hing am Rathause die Fahne aus; die beiden Marktmeister übten mit den Bögten den Bann aus, prüften die Waren und Gewichte, sorgten für Sauberkeit und schlichteten die vorkommenden Streitigkeiten. Vor- und Wiederverkäufer waren hier verpönt, ebenso „Steinschneiders, Rahnbrechers und Quacksalbers“, so ihre Arzneien und Salben verkaufen wollten; es sei denn, daß sie von unsern Physicis vorher examiniert wären.“ — In 4 Riegen zu je 14 Tischen, von denen jeder 2½ Schilling Platzgeld kostete, standen die Fischwässerer und sonstige Hölzer, die besten Waren in der ersten Reihe. Außerhalb derselben, vor dem Schranke<sup>1)</sup> gassenwärts, standen die Bäcker, einheimische und aus Königsutter, und die Königsverkäufer; wiederum abseits die Holz- und Töpferwarenhändler, die meist vom Harze oder aus Peine kamen. Diese Fremden durften auf dem Altstadtmarkte nur an einem, auf dem Hagenmarkte alle drei Tage verkaufen. — Auch sonst hielten wohl Hölzer ihre Waren feil, doch war es streng verboten, während der Kirchzeit auf den Märkten zu stehen.

Es ist eigen, wie sich die immerhin liberal zu nehmende Haltung des Rates den fremden Händlern gegenüber änderte, je mehr der dreißigjährige Krieg seine Schatten auch über unser Land warf. Zuerst wurden die Brotverkäufer aus Königsutter in ihrem Verkehre beschränkt, dann auch die Holz- und Steinguthändler, „da sie den Bürgern in ihrer ohnehin schon kümmerlichen Nahrung merklichen Eintrag täten.“ Dadurch bekommt der Markt allmählich ein ganz anderes Aussehen; doch davon später.

## Dorfreihen.

Durch den Aufsatz R. Andrees in der ersten Nummer des Magazins vom Jahre 1897 angeregt, habe ich bei meinen Reisen in unserm Lande auch auf die Dorf- oder Bauernreihen geachtet. Dabei habe ich gefunden, daß sie in den Städten sowohl wie auf dem Lande weit verbreitet waren. Teilweise sind sie alt, manche über 150 Jahre, wie man aus den Namen der angeführten Besitzer feststellen kann. Bekannt sind sie den jüngeren Leuten heutigen Tages kaum noch, ja in manchen Dörfern habe ich die Reihen

<sup>1)</sup> Haus an der Nordseite des Marktes, Ecke der Breitenstraße (Der alte Schrank) Dürre S. 686.

von den ältesten Leuten nur mit Mühe bekommen können. Entsprungen sind die Verse aus dem Vergnügen an Spott und Neckerei, das im Herzen des Menschen tief begründet ist.

Die Dorfreihen sind häufig einander ähnlich, in manchen kehren die gleichen Reime (z. B. Enne: Lenne) und gleichen Gedanken wieder, am häufigsten die Bezeichnungen für die Größe des Besitzes oder den Mangel an Gut, die sich fast immer anschließen an das Schlachten eines Kalbes, das der große Besitzer halb kriegt, während der kleine nur den wertlosesten Teil des Tieres erhält. Es würde daher ermüden, wenn man sie alle abdrucken wollte. Das möchte ich aber hervorheben, daß man in ihnen häufig eine scharfe Beobachtung des Lebens und der Gewohnheiten der betreffenden Leute findet, daß die Angabe ihres Berufes nicht unpoetisch ist, wenn z. B. ein Waldarbeiter als „Blümekenpflücker“ bezeichnet wird, wenn eine Frau, die auf ihr Äußeres viel gibt, als „goldene Dame“ erscheint, während die weniger ordentliche den herabsehenden Namen „Klösterhamel“ bekommt. Manche Bemerkungen sind auch kulturhistorisch wichtig, beispielsweise die Erwähnung des „Böhnesteines“, der früher im Kreise Helmstedt beim Böhnen des Glases Verwendung fand. Übrigens kommt die Ähnlichkeit in vielen Dorfreihen daher, daß die eine nach dem Muster einer anderen verfaßt wurde, wie mir von verständigen Leuten ausdrücklich mitgeteilt ist, und wie man auch leicht selbst sehen kann.

In manchen Dörfern habe ich zwei und mehrere Dorfreihen angetroffen, die neben einander bestanden, z. B. in Reinsdorf, Grasleben, Alversdorf. Sie aber nahezu vollständig zu bekommen, ist mir nur in dem zuerst genannten Orte gelungen. Ich möchte nun aus meiner Sammlung von Dorfreihen aus den verschiedensten Gegenden unseres Herzogtums einige zur weiteren Kenntnis bringen und zwar aus den Ortschaften Reinsdorf, Groß-Dahlum, Harbesse, Volkmarisdorf und Delligsen.

In Reinsdorf bei Schöningen habe ich zwei Dorfreihen vorgefunden, die etwa 100 Jahre alt sind.

### Reinsdorf I.

Ik hebbe rechte froihe Beren — segt Steren,  
Mine sind noch froiher — segt Wagenfoier,  
Ik hebbe se schon in de Fide — segt Fricke,  
Ik sette hier de Leire ran — segt Niemann,  
Ik stige rop — segt Siedentop,  
Gif se mit mal her — segt Dettmer,  
Slag se op en Kop — segt Jakobs,  
Ik hebbe'n nien Pennig — segt König (-Königsdorf);  
Hüte Morgen singt de Vereke — segt Wadder Vereke.

### Reinsdorf II.

Steren slacht en Kalf,  
Jakobs frigt et half,

De Ranter frigt de Strütte,  
 Ole Niemannsche is nist nütte,  
 Siedentop frigt de Beine,  
 De ole Müllersche makt se reine,  
 Fricke frigt en Kop,  
 Wagenführ fritt ne op.

Groß-Dahlum.

Bode wohnt am Water,  
 Rahe stackelt en Rater,  
 Ole Töpfe maket de Grütte,  
 Ole Langelsüdde is nist nütte,  
 Schliephake hat de Häumertucht,  
 Ole Huch de feuhst genug,  
 Sachtleben is en disperaten Kerel,  
 Ole Ruchschmed liebet de Mäkens geren.  
 Bockenamp kilet in't Bant,  
 Ole Becker is oberklauf,  
 Meder schlacht en Kalf,  
 Ole Bütte frigt et half,  
 Röödde frigt de Strüdde,  
 Ole Quidde war nist nütte,  
 Peiter Lodahl hat Geld gewonnen,  
 Wi Bahlidiek war de Anüppel an'n Hund ebunnen,  
 Henrich Sachtlebe wohnt im Schlag,  
 Ole Eppert de it de Graen (=Gräten).  
 Dammann verfoßt de Melt,  
 Ole Rah is immer sau well,  
 Lodahl de hat en groten Hof,  
 Herfing war furchtbar grof.  
 De Pastor de bet,  
 Ole Heite de mäht.  
 Korwinus de verfoßt de Driippen (=Schnaps),  
 Lodahl nimmt se op de Lippen.  
 Wi Sölters Ede am groten Stein,  
 Da fallt ole Böhme furchtbar op sin Wein.  
 Borsteker Wof de maket et Schrieben,  
 Ole Rittmeister Floto mag of geren lieben,  
 Ole Meder de feurt de Sprühe,  
 Hingzen süht man immer in de Mütze,  
 Masebarg de deiht et Prahlen,  
 Brunke hat et Halen,  
 Brennecke schnitt Bohlen,  
 Rod de kloppet Sohlen,  
 Schreible de maket et Fatt,  
 Ole Eppert it sil immer recht satt.

Harvesse.

Sniders Bader kilt um de Ede,  
 Dettmers wohnt im Drecke,  
 Maschens Bader mot den Pefedraht treden,  
 Schapers Bader Krisfop,  
 Stoffels Bader Kaffeepot,  
 Raulend wohnt am Dike,  
 Harms sind sau rife,  
 Smees Bader hat en Tappen,  
 Den mot Kleemanns Bader snappen,

Nickmanns badet den klaren Anüst,  
 Den nimmt Hans Hinrickvedder op de Füß,  
 Schaulmester wohnt op der Parre,  
 Heiniken Smed is en Narre.

Das hohe Alter dieser Dorfreihe kann man wohl schon aus dem häufig zu dem Eigennamen hinzugesetzten Vader erkennen.

In Volkmarßdorf wurden einstmal's Verse hergesagt über die großen und kleinen Besitzer, von denen die meisten jetzt bereits verstorben sind. Da auch zur Pfarre Landbesitz und landwirtschaftliche Gebäude gehören, so ist auch der Pfarrer nicht verschont worden. Die Sprache in den Versen zeigt eine große Anschaulichkeit: Von dem größten Besitzer im Orte wird gesagt, er habe ein großes Wort, wie man auch sonst von einem einflussreichen Manne hört, er habe eine lange Hand; dem kleinsten dagegen fallen die Nase durch die Thoren, weil sein Hof so wenig einbringt, daß die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft recht gering sind. Der Hofbesitzer, von dem man sagte, ihm roste die Pfanne, weil sie so selten Fett zu sehn bekomme, hatte viel Abgaben an einen Gutshof in der Umgegend zu leisten:

Volkmarßdorf.

Müllder Müllder Mattendeif,  
 Nieper hat sine Frue leif,  
 Hoppen het en grot Wort,  
 Spelmanns fallt de Nase dorch de Thort,  
 Kranz möt se snappen.  
 Bedmanns grote Danne,  
 Ahrenbeds rustert de Panne.  
 Stoffells künnt wisse hacken,  
 Smeed fleiget de Spoine in'n Nacken,  
 Schrader hat en Hund, dä het Snäppel,  
 Pastor sin Hund het Möppel.  
 Snelle Kapelle  
 Blanke Hake  
 Fricke Snake  
 Winroth klipp di klapp  
 Wendhusen Dufelsack.

Daß auch am Hülse das Volk Lust hatte, Spottverse zu dichten, möge die folgende Reihe aus Deligsen beweisen:

Hanjorg, lat nich na,  
 Weibarg is all da,  
 Möhle upen Brinke,  
 Basse frett dei Klümpe.  
 Gerde upen Viedepumpe,  
 Wulf het keinen Hacken im Strumpe,  
 Fitje mit en Tüthüren  
 Möt Kochen üten Bedde büren.  
 Siegmund Möhle kucket hange her,  
 Wegener is en Siegeler.  
 Runge mit der langen Peipen.  
 Breinscheit möt en Taback rintsch...,  
 Kessel uper Ede

Fricke leit in Drecke,  
Kruscholt in der Gassen,  
Ulmut maket Fagen.

Die Zahl dieser Dorfereien könnte ich aus meinen Sammlungen mit Leichtigkeit noch um ein beträchtliches vermehren. Sie alle zum Abdruck zu bringen ist unmöglich. Ich habe mich mit charakteristischen Proben begnügen zu müssen geglaubt in der Besorgnis, bei noch reichlicherer Auswahl weder bei der Redaktion dieser Blätter noch bei der Mehrzahl ihrer Leser die erforderliche Gegenliebe zu finden.

Otto Schütte.

## Bücherschau.

von Korfleisch, Geschichte des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 und seiner Stammtruppen 1809—1902. 3. Band: der deutsch-französische Krieg und die Friedenszeit seit 1871. 2. Auflage des Werks: „Geschichte des Herzogl. Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 1867—1877“ (Br. 1878) von v. Otto, im Verständnisse mit dem Verfasser überarbeitet und fortgeführt. Mit Bildnis S. K. H. des Prinzen Albrecht von Preußen, 1 Uniformtafel und 7 Kartenskizzen. Braunschweig, M. Limbach 1903. XIII u. 560 S. 8° 10 M.

Mit diesem Bande ist ein Werk zum Abschlusse gebracht worden, das namentlich für unsere heimatische Geschichte von hohem bleibenden Werte ist. In erster Linie wird es natürlich das behandelte Regiment selbst sein, das mit großer Dankbarkeit die mühevollen und verdienstvolle Arbeit anerkennt und anerkennen muß. Denn die Taten und die wechselvolle Vergangenheit dieses Regiments während der verfloßenen 94 Jahre sind es, welche der Verfasser in dem Gesamtwerke mit strengster historischer Treue unter Benützung aller vorhandenen Quellen und mit wohlthuender Wärme wiedergibt, so daß das Werk für alle Zeiten ein Ruhmesblatt für die Alten, eine Mahnung zur Nachseiferung für die Erben des Ruhmes bleiben wird.

Aber auch wir Freunde der vaterländischen Geschichte haben wahrlich Grund genug auch an dieser Stelle dem Verfasser unseren aufrichtigen Dank auszusprechen. Die Geschichte unseres Infanterie-Regiments und seiner Stammtruppen hängt auf das engste zusammen mit der Geschichte unseres Fürstenhauses und unseres Herzogtums in der bedeutungsvollen Zeit von 1809—1902.

Der Verfasser hat es verstanden allen politischen Strömungen, allen Veränderungen, die unser Heimatland, unser Fürstenhaus, das deutsche Vaterland und das deutsche Volk in dieser Zeitperiode durchleben mußten, gebührend Rechnung zu tragen, da diese Handlungen stets auf die Geschichte des Infanterie-Regiments von bestimmendem Einflusse waren. Da-

durch erhält diese Spezial-Geschichte den besonderen Wert für alle Geschichtsfreunde.

Welche Schwierigkeiten dem Verfasser bei der Bearbeitung der beiden ersten Bände entgegenstanden, wie mühevoll hierfür das Studium der Quellen war, und wie dies mit großem Geschick gelöst wurde, das haben wir schon früher (Brschw. Magazin 1896 S. 31 f. und 1900 S. 103 f.) hervorgehoben. Hinsichtlich dieses Bandes hatte dagegen der Verfasser keine besonderen Schwierigkeiten für das Studium der Quellen zu überwinden, denn es lag für den bedeutungsvollsten Abschnitt, für den Feldzug 1870/71, schon die allgemein als zuverlässig anerkannte Geschichte des Regiments von 1867—77 vom damaligen Hauptmann Werner Otto vor. Aber, wie von Korfleisch im Vorworte des III. Bandes selbst hervorhebt, konnten von ihm später erschienene französische und auch einige deutsche Quellen, die 1878 dem Verfasser noch nicht zur Verfügung standen, benützt werden. Das Studium führte zwar keinerlei sachliche Veränderungen in der Darstellung der Tätigkeit des Regiments herbei, aber es konnten von v. Korfleisch über die dem Regimente gegenüberstehenden Feinde und über die mit und neben dem Regimente stehenden Nachbarkruppen Einzelheiten und interessante Mitteilungen in Text und teilweise in den Anmerkungen gemacht werden, die den Wert des Werkes entschieden noch erhöhen.

Hieraus ist ersichtlich, wie dies auch aus dem Titelblatte hervorgeht, daß dieser III. Band unter gleichzeitiger Mitwirkung des Verfassers der 1878 herausgegebenen Geschichte, des jetzigen Generalleutnant z. D. von Otto, und des Oberleutnant von Korfleisch entstanden ist. Man kann es nur mit aufrichtiger Freude begrüßen, daß im Interesse der Einheitlichkeit des Gesamtwerkes ein volles Einverständnis zwischen beiden Verfassern herbeigeführt ist, so daß sich dieser III. Band sowohl in dem überarbeiteten als in dem neu hinzugefügten Teile in äußerer Form, in Einteilung der Abschnitte, in Schreibweise und Herstellung der Karten vollständig den beiden ersten Bänden einheitlich anschließt.

Der dritte Band zerfällt in 2 Haupt-Abschnitte. VII. Abschnitt „Krieg gegen Frankreich 1870/71“, VIII. Abschnitt „Friedenszeit seit dem großen Kriege 1871—1902“.

Der siebente Abschnitt darf, da er im großen Ganzen ein Neu-Abdruck der 1878 erschienenen Geschichte der Braunschweigischen Infant-Regts. ist<sup>1)</sup>, im allgemeinen seinem Inhalte nach als bekannt vorausgesetzt werden. Es sei nur hier erwähnt, daß

<sup>1)</sup> Die Geschichte fand in den verschiedenen militärischen Zeitschriften (Milit.-Wochenblatt 1879 Nr. 21, Milit. Literatur-Zeitung 7. Heft 1879, Neue Mil.-Blätter 1880 XVII 2), sowie auch in den Braunschweigischen Tages-Zeitungen (Braunschw.-Tageblatt 27. Oktober 1878) günstige Beurteilung.



er durch die Überarbeitung nunmehr in 8 Unterabschnitte zerfällt, in deren 7 ersten (32—38) folgendes enthalten ist: „Mobilmachung und Aufmarsch — die Augustschlachten bei Meß — Einschließung von Meß — Marsch von Meß nach Orléans — Kämpfe um Vendôme — Die Entscheidung von le Mans — Verfolgung und Waffenstillstand“. — Die kriegerischen Ereignisse des Regiments während dieser Zeit von Juli 1870 bis März 1871 sind in interessantester Weise, in fließender und gefälliger Sprache geschrieben. — Ein besonderer Reiz liegt darin, daß wir bei allen Schilderungen sei es von Gefechten, Märschen, Belagerungen, Unterbringungen oder sei es von Stimmungen, Hoffnungen, Befürchtungen der Truppe das sichere Gefühl haben, daß selbst Durchlebtes von dem Verfasser geschildert wird.

In dem 8. Unter-Abschnitt (39) wird der immobilen Formationen des Braunschw. Inf.-Regts. während des Feldzuges 1870/71 eingehend gedacht. Es ist als ein Vorzug des Werkes anzusehen, daß das Garnison-Bataillon Braunschweig nachträglich<sup>1)</sup> auch Aufnahme gefunden hat.

Der VIII und letzte Abschnitt des ganzen Werkes zerfällt in 4 Unterabschnitte. — Die beiden ersten<sup>2)</sup> behandeln die Zeit-Periode von 1871—87, während welcher das Regiment in den neu gewonnenen Reichslanden — bis 77 in den kleinen Garnisonen Pfalzburg und Zabern, von 77—87 in der Feste Meß — mit Truppen aller deutschen Bundesstaaten gemeinsam die Wacht an der Grenze hielt.

Die Schilderung dieses friedlichen Zeitabschnittes erstreckt sich in richtiger Weise nicht nur auf die militärischen Ereignisse, sondern richtet sich auch auf Land und Leute, auf das Verhältnis der verschiedenen Truppen zu einander, auf den Verkehr mit der Bevölkerung, so daß wir uns lebhaft in die Lage hineinversetzen können, in der sich das Regiment fern von der Heimat befand. Während es sich bei allen dienstlichen Verrichtungen, in Manövern und auf Paraden, in Ausbildung und Disziplin auf der Höhe erhielt, begann sich bei ihm ein bedauerlicher Mangel an Offizier-Ersatz mehr und mehr einzustellen. Es lag dies einestheils daran, daß Pfalzburg, Zabern und auch Meß keine Anziehungskraft für Avantagure hatten und daher ein Zugang von Braunschweiger Söhnen fast ganz fortfiel, anderntheils daran, daß durch die Sonderstellung des Braunschweigischen Kontingents, da keine Militär-Konvention mit Preußen abgeschlossen war, dem Regimente Kadetten nicht überwiesen wurden. Der Mangel an Offizieren wurde so groß, daß von 1881 ab

Braunschweiger Offiziere zur Dienstleistung zu dem Braunschweiger Regimente kommandiert werden mußten.

Aus dieser Periode tritt, nachdem das Regiment hochfreudig noch kurz zuvor das 50jährige Regierungsjubiläum S. Hoheit des Herzogs und den 75jährigen Stiftungstag gefeiert hatte, ein tieftrauriges Ereignis hervor: der Heimgang S. Hoheit des Herzogs Wilhelm am 18. Oktober 1884. — Diese Ereignisse sind vortrefflich mit voller Wärme geschildert, und klar und sachlich sind die einschneidenden Einwirkungen wiedergegeben, welche der Tod des Herzogs in der Folge für das Land und somit für das Regiment mit sich brachte. Am 1. April 1886 trat eine mit Preußen abgeschlossene Militär-Konvention in Kraft, und durch ein Ordre S. Majestät des Königs von Preußen vom 10. April 1886 schied am 25. März 1887 das Regiment aus den Reichslanden und kehrte in die alten Heimat-Garnisonen zurück.

Die beiden letzten Unter-Abschnitte des ganzen Werkes (42 und 43) schildern die jüngsten Erlebnisse des Regiments von 1887 bis 1902 zunächst in den beiden Garnisonen Braunschweig und Blankenburg und seit 1. April 1897 in Braunschweig, wo nunmehr das Regiment vereinigt wurde. Auch diese Periode, uns Allen noch in frischer Erinnerung, ist in anregendster Weise beschrieben.

Als Anlagen sind dem III. Bande, wie gebräuchlich, Verzeichnisse und ein Verzeichnis der im Feldzuge Dekorierten beigegeben; auch sind der Wortlaut der zwischen Braunschweig und Preußen geschlossenen Militär-Konvention und eine Übersicht der höheren Vorgesetzten hinzugefügt. Die 7 Kartenskizzen sind ausgezeichnet und erleichtern sehr das Studium. — Ferner hat der III. Band gleich den beiden vorhergehenden, abweichend von den meisten übrigen Regiments-Geschichten, eine Offizier-Stammliste von 1870—1902 und zurückgreifend auf die frühere Zeit eine Nachweisung der Ärzte und Zahlmeister von 1809—1902. — Diese Stammlisten und Nachweisungen, welche nun vollständig von 1809—1902 vorliegen, sind vortreffliche Nachschlag-Werke und müssen als eine für jeden Braunschweiger in hohem Maße interessante und äußerst verdienstvolle und schwierige Arbeit besonders hervorgehoben werden. Der Verfasser Herr von Korkfleisch weist im Vorworte darauf hin, daß ein großer Teil des Verdienstes dieser sehr sorgfältigen Aufstellung<sup>3)</sup> Herrn Bankdirektor Walter zuzuschreiben ist, der uns ja hinlänglich als treuer, gewissenhafter Forscher und eifriger

<sup>1)</sup> In der 1878 erschienenen Geschichte des Braunschw. Inf.-Regts. Nr. 92 war dieses nur oberflächlich erwähnt.

<sup>2)</sup> Der erste Unter-Abschnitt bis 77 ist noch von dem Generalleutnant z. D. von Otto, die übrigen sind sämtlich von Oberstleutnant von Korkfleisch bearbeitet.

<sup>3)</sup> Etwaige Berichtigungen oder Vervollständigungen über den Lebensweg und die Verhältnisse der einzelnen in den Stammlisten aufgeführten Persönlichkeiten werden gewiß gern von dem Verfasser und der Verlags-Handlung entgegengenommen und tünlichst berücksichtigt. Auch darf hier wohl der Wunsch ausgesprochen werden, daß das Regiment im Interesse des Ganzen die Stammlisten in der von Herrn v. Korkfleisch begonnenen Weise fortführt.



Sammler bekannt ist, so daß wohl nur von ihm das erforderliche Material in diesem Umfange zu erlangen war. Ihm ist auch das im Text eingefügte bis in die kleinsten Einzelheiten genaue Uniformbild zu verdanken.

Das Werk ist eingehender, als es sonst wohl üblich ist, hier behandelt worden. Als Grund hierfür hebe ich nochmals hervor, daß das Gesamtwerk für unsere heimatische Geschichtskunde von großer Bedeutung ist, und daher auch die Teilnahme weiter Kreise vollauf verdient.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening 1903. XXII u. 443 S. gr. 8°. 7 M.

Von diesem umfassenden Repertorium, dessen Absicht und Anlage ich früher gelegentlich der beiden ersten Bände eingehender gewürdigt habe, ist ein neuer Band — der erste von vieren, die den zweiten Teil bilden werden, — erschienen. Er enthält, wie immer nach alphabetischer Ordnung, Goethes Selbstzeugnisse über seine dramatischen Dichtungen von dem verlorenen Frankfurter Schäferspiel Umine bis zu dem Gastnachtspiel von Vater Brey. Da der Herausgeber seit längerer Zeit seine Kraft ausschließlich dieser Aufgabe widmet und zwar in Weimar, also an der Stelle, wo das Material und alle Hilfsmittel ihm in denkbarer Vollständigkeit unmittelbar zur Hand sind, so darf man sicher sein, daß auch die übrigen Bände — der nächste wird wohl dem „Faust“ allein gehören — in rascher, regelmäßiger Folge ausgegeben werden, unbeschadet der Vollständigkeit und subtilen Sorgfalt der Arbeit. Nur um das Werk nicht äußerlich ins Ungemessene anschwellen zu lassen, hat Gräf mit diesem Bande aufgehört, auch alle die Unterlagen der Goetheschen Äußerungen, insbesondere Briefe und Besprechungen anderer, wie bisher in extenso in den Anmerkungen abzudrucken, und begnügt sich fortan zumeist mit Verweisungen auf die Stellen, wo dies Erläuterungsmaterial zu finden ist. Für den Gelehrten, der eine Bibliothek nachsehen kann, geht damit nichts verloren, wenn auch wir anderen Benutzer und Leser des trefflichen Werkes diese Beigaben nur ungern vermissen werden.

Ludwig Hänselmann, Treue Bauern in Nöten der Fremdherrschaft. Erinnerungen Heinrich Dopermanns aus Opper neu herausgegeben. Braunschweig, W. H. Scholz 1903. XXI u. 126 S. 8°. 2 M.

Mit dieser Erneuerung eines im Jahre 1855 erschienenen und seither fast verschollenen echten Braunschweiger Volksbuches, der „Selbsterzählung“ eines schlichten Landmannes von seinen Leiden und Taten im Dienste des angestammten Fürsten und des deutschen Vaterlands, hat sich der Herausgeber

den Dank nicht bloß der engeren Heimat verdient, sondern aller, denen an der Beschaffung und Verbreitung guter Lektüre für unser Volk und unsere Jugend gelegen ist. Die Geschichte der Opperschen Bauernfamilie ist trefflich geeignet, in die Zustände und Stimmungen der „westfälischen Zeit“ einzuführen. Die ergreifenden Schicksale von Vater und Sohn regen zugleich die Phantasie und das menschliche und patriotische Empfinden des Lesers an umsomehr, als sie nicht erdichtet, sondern historische Tatsachen sind. Dazu kommt die Persönlichkeit des Erzählers: gebildet genug, um in seinem Bericht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und seinen Erlebnissen bei aller Schlichtheit eine literarische Form zu geben, sogar gelegentlich seinen korrekten Vers zu bauen, hat der Verfasser doch soviel volksmäßige Ursprünglichkeit in Empfindung und Ausdruck bewahrt, daß sich nirgends die angelesene Phrase vordrängt; sein Lied im Gefängnisse hat sogar, was in dieser Zeit so selten, Züge des echten Volksliedes. Die Erinnerungen aus der Kinderzeit mit ihrem patriarchalischen Bilde Karl Wilhelm Ferdinands und die Trivialitäten der Alltagsmisere aus den Zeiten der Vormundschaft und der Regierung Karls II umrahmen das heroische Kernstück mit ungewollten, aber um so eindrucksvolleren Kontrasten. — In der Einleitung entwirft der Herausgeber mit bekannter Meisterschaft und einer Zeitkenntnis, wie sie wenigen zu Gebote steht, in großen Zügen den historischen Hintergrund dieser persönlichen Lebensschicksale. Freilich fällt dabei mancher empfindliche Schatten in die legendäre Überlieferung der Jahre 1806—1815 und das Bild Friedrich Wilhelms bleibt nicht in der vollen Glorie bestehen, die sein heldischer Zug von 1809 und sein Heldentod über sein Leben ausgebreitet hat und in der ihn auch der wackere Oppersche Bauernsohn sah. Diese Dissonanz zwischen auflösender historischer Kritik, die vielleicht an dieser Stelle nicht nötig war, und der gläubigen Hingabe des Erzählers ist das Einzige, was ich an dem schönen und in seiner Art einzigen Büchlein anzusetzen hätte. W. Br.

Friedrich Schäfer, Heimatlieder. Wolfenbüttel, Julius Wipfler 1902. 111 S. 8°. 1 M. 50

Der heimische Poet, der uns vor elf Jahren seine erste Sammlung „Gedichte“ (Berlin, Verlag von A. Haack 1892) bescherte, hat in dieser zweiten Lese sich fester und mit begrenzterem Horizont auf die niedersächsischen Scholle gestellt und seine Gabe auch im Titel als eine Beisteuer zu dem bezeichnet, was man heute, eine alte Sache mit neuem Namen, „Heimatkunst“ nennt. Über diese ganze Richtung, die zur Zeit nirgendwo mehr gepflegt wird, als eben in Niedersachsen, und darüber, ob von ihr für unsere Dichtung das Heil zu erwarten sei, kann man sehr skeptische Gedanken haben: gewiß muß der Baum seine Wurzeln tief in die eigene Erde trei-

ben, aber die Zweige und den Wipfel sehe ich lieber in freien Lüften, vom Winde aus aller Gotteswelt durchweht, als zu noch so idyllischer Laube wieder dem Boden zugefesselt. Dazu hat solche freiwillige Beschränkung gerade für die sehr intime norddeutsche Landschaft ihre doppelten Bedenken: die heimliche und unheimliche Poesie der Heide z. B. haben die Drofte, Hebbel und Storm meisterlich ausgefungen; vor ihnen wird ein Lyriker ohne besonders starke Individualität leicht ein abklingendes Echo werden (vgl. „die Heidelerche“ S. 25 mit Annetens „Verhe“). Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn es unserm Dichter doch auch hier gelingt, wie z. B. in dem schönen Stück „der Heide Trost“ S. 47, Neues neu zu sagen. Und auch das soll mit rechter Freude ausgesprochen sein, daß gegenüber der ersten Sammlung die dissonierenden Töne der Unrast und Zerrissenheit, daß Anklagen und Schärpen hier nicht mehr laut werden: der Dichter zeigt sich menschlich abgeklärter, freier, reifer und befriedeter; die ganze Sammlung durchflingt ein reiner gemütvoller Grundton (derselbe, der neuerdings auch aus den beiden Beiträgen Schäfers zur „Festzeitung“ der Wolfenbüttler Gymnasialturngemeinde so anmutend zu Herzen sprach), der Ton des Einklangs mit sich selber, mit Gott und Welt. Am vollsten vernehmen wir ihn in den beiden letzten Gedichten der Sammlung, von denen das kürzere als charakteristische Probe, die manchen veranlassen dürfte, sich nach mehr umzusehen, hier eine Stelle finden soll:

„So möcht' ich sterben, wie die Sonne sinkt,  
die vor mir über diesem schönen Tale  
den süßen Labetrunk des Friedens trinkt  
nach Ruhe dürstend mit dem letzten Strahle.

Wohl über Tiefen ging sie, über Höh'n,  
sah Wüsten, nackt Gestein und wilde Heiden,  
doch sterbend kann sie ihren Segen sehen,  
denn über Ahrenfeldern darf sie scheiden.“

W. Br.

**Hermann Uhde-Vernays**, der Mannheimer Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzungen. Berlin, Emil Felber 1902. X und 90 S. 8° 2 M.

M. u. d. L.: Litterarchistorische Forschungen herausgegeben von Josef Schick und M. Frh. v. Waldberg. 25. Heft.

Das klar und gewandt geschriebene Büchlein bildet für die Geschichte der deutschen Shakespeare-Übersetzung einen wichtigen Beitrag und hat für uns hier noch ein besonderes Interesse. Denn als Wieland, der 1762—66 zuerst eine deutsche Übersetzung der Dramen des großen Briten in 8 Bänden veröffentlicht hatte, eine Neuauflage dieses Werkes nicht veranstalten wollte, hat es der Professor Johann Joachim Eschenburg am Kollegium Carolinum zu Braunschweig übernommen, eine neue Shakespeare-Übersetzung herauszugeben. Sie erschien 1775—77 in 12 Oktavbänden, denen 1782 noch ein dreizehnter mit den übrigen Stücken nachfolgte. Von diesem Werke wurde nach der argen Unsitte der Zeit schon 1778—83 ein Nachdruck zuerst in Straßburg, dann in Mannheim hergestellt. Da am letzteren Orte auch der Herausgeber, Professor Gabriel Eckert, lebte, so hat Uhde-Vernays dieser Ausgabe den kurzen bezeichnenden Namen des „Mannheimer Shakespeare“ gegeben. Er hat bislang wenig Beachtung gefunden. Jetzt aber, wo U. V. sich der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, das Verhältnis seines Textes zu dem der 1. und 2. rechtmäßigen Ausgabe Eschenburgs (die zweite kam 1798 ff. heraus) genau zu untersuchen, hat es sich herausgestellt, daß Eckerts Nachdruck an zahlreichen Stellen gegen Eschenburgs Übersetzung einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, und daß dieser in seiner zweiten Ausgabe von Eckerts Verbesserungen unbedenklich einen reichlichen Gebrauch gemacht hat. Dadurch, daß Eckert seine an sich achtungswürdige Arbeit auf dem mißachteten, wenn auch damals sehr begangenen Wege des Nachdrucks verbreiten ließ und gegen Eschenburg eine sehr gehässige Polemik einschlug, hat er sich selbst bei seinen Zeitgenossen um einen großen Teil der Erfolge, bei uns der Wertschätzung gebracht, die ihm sonst sicher zu Teil geworden wären. Schlegel hat bei seiner Übersetzung, die bald alle Vorgänger in tiefen Schatten stellen sollte, nur Eschenburgs Übersetzung benutzt, während Schiller bei seiner Bearbeitung des Macbeth offenbar den Eckertschen Nachdruck zur Hand hatte.

Neues Braunsch. Schulblatt. Nr. 1 u. 2. S. Sommer, zur Schularzfrage. — 3. Red., zur Schulaufsichtsfrage. — 5 u. 6. G. Schaarschmidt, Ist es wünschenswert, daß die neuen preuß. Bestimmungen über die Lehrerbildung und Lehrerverprüfung vom 1. Juli 1901 auch für unser Herzogtum Gültigkeit erlangen? — 7. Th. Reitemeyer, Zur Umgestaltung der Melodien des braunsch. Choralbuches. — 8. Das Fürstliche Schuldirektorium des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand vom J. 1786. — 13. u. 14. Sophie Meyer, Das erste Schuljahr, Vortrag auf d. 3. Lehrerinnentage z. Br. — 16. W. Börker, Bericht über die Tätigkeit des Jugendschriftenausschusses des Braunsch. Lehrervereins.

Braunsch. Landwirtschaftl. Zeitung. Nr. 26. Zuerkannte Preise an Braunsch. Aussteller auf der 17. Wandausstellung der Deutschen Landw.-Gesellschaft zu Hannover. — 27. Der Landes-Pferdebezuchtverein des Herzgt. Br. auf d. 17. Wanderausstellung. — 31. Die Berechnung der Landw. Schule Marienberg mit Realabteilung zu Helmstedt u. die Landw. Haushaltungsschule zu Helmstedt auf der 17. Wanderausstellung der D. L.-G. zu Hannover.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege, Nr. 3 und 4 Ralf Wichmann, eine Neurastheniker-Kolonie in Bad Harzburg; Mfr. Sternthal, die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und ihre Bedeutung für Br. — 5. J. Landauer, über das 25 jährige Wirken des Vereins f. öffentl. Gesundheitspflege i. Herzogth. Br. — 6. R. Blasius, Fortschritte und Resultate auf d. Gebiete d. öffentl. Gesundheitspflege in Br. im Laufe der letzten 25 Jahre. — 7. R. Wichmann, eine Nervenheilanstalt für gebildete Kinderbemittelte im Harz. — 8. Bruno Lange, das neue Grundwasserwerk der Stadt Braunschweig.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

September.

Nr. 9.

[Nachdruck verboten.]

## Der Fachwerkbau in Helmstedt<sup>1)</sup>.

Von R. Steinacker.

Der Helmstedter Fachwerkbau unterscheidet sich nicht wesentlich von dem in den Nachbarstädten üblichen, und steht dem in allen größeren Orten nach an Originalität und, abgesehen vom Rohr'schen Hause, an Reichtum der Ausdrucksmittel. Vielleicht kann ein Blick auf die Baugeschichte Wolfenbüttels das erläutern. In beiden Orten beginnt mit dem Jahre 1576 ein ganz neues Leben. Für Helmstedt war es das Gründungsjahr der Universität, für Wolfenbüttel, wie Museumsdirektor P. J. Meier im Braunschw. Jahrbuch für 1902 nachgewiesen hat, der Beginn der von Herzog Julius unternommenen, umfassenden Veränderung und Ausgestaltung seiner Residenzstadt. In Helmstedt kam es dem Privatmann darauf an, Wohnungen und Hörsäle — beides höchst bescheiden und anspruchslos — für Professoren und Studenten zu schaffen. Zur Entwicklung vorhandener technischer oder künstlerischer Eigentümlichkeiten fehlten die wesentlichsten Voraussetzungen: Geld und Bedürfnis, sowohl auf Seiten der Bauleiter, wie der Vorgeber. In Wolfenbüttel dagegen war Geld vorhanden, wie der Zwang für den Zimmermeister, von seinen bisherigen kleinbürgerlichen Baugewohnheiten sich zu trennen. Der Professor in Helmstedt stand noch, wenigstens bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts — und der künstlerische Holzbau hielt sich nicht viel länger — den häuslichen Gewohnheiten des zünftigen Bürgers näher, als das Beamtentum der Residenz, das bereits angefangen hatte, in Verbindung mit dem Adel an höfischen Sitten und Luxus entscheidenden Anteil zu nehmen. Daher bekommt der Fachwerkbau Wolfenbüttels in seinen Größenverhältnissen und der Raumeinteilung eine durchaus originelle und höchst merkwürdige Gestaltung. Es sei nur

gesagt, daß diese neue Bauform nach einigen tastenden Versuchen sehr bald gefunden war und Ende des 16. Jahrhunderts bereits ganz fest stand. Der architektonische Schmuck freilich hielt in Wolfenbüttel mit diesen ganz neuen Konstruktionen nicht völlig gleichen Schritt. Da war Not an Mann. Denn die künstlerische Ausstattung kann nicht so willkürlich erfunden werden, wie eine neue, vom Nutzen erzwingene Baukonstruktion. Dazu hatten die Zimmerleute Wolfenbüttels bisher noch weniger als die Helmstedts Gelegenheit gehabt, auch nur in bescheidenen Kunstformen üblicher Art sich auszubilden. Daher denn die verhältnismäßig schmucklose Gestaltung der Holzbauten Wolfenbüttels und ein gewisser Mangel an Zusammenhang mit bereits ortsüblichen Schmuckmotiven; so z. B. ist das Fächermotiv an keiner der größeren Bauten nach 1576 mit Sicherheit nachzuweisen, obgleich es an vermutlich älteren Bauten, oder Resten von solchen, uns auch in Wolfenbüttel erhalten ist. Hier ist vielmehr eine Beschränkung der künstlerischen Ausschmückung auf die notwendigsten Konstruktionsglieder — Schwelle und Knagge — festzustellen, und da finden sich denn auch einige interessante Weiterbildungen allgemein üblicher Formen.

Helmstedt war, anders als Wolfenbüttel, 1576 längst ein voll entwickeltes städtisches Gemeinwesen und muß bereits damals eine große Anzahl geschmückter Holzhäuser besessen haben. Auch das wenige noch Vorhandene deutet auf eine lange künstlerische Tradition. An vier Stellen der Stadt treffen wir den Treppenfries — datiert 1498 und 1514. Nicht allzuviel jünger ist der Fachwerkteil des malerischen Baues Ribitzstraße 13, mit originellen figürlichen, leider sehr verwitterten Schnitzereien. Die nächste Datierung, 1561, hat vollentwickeltes Fächerornament an Brüstungsplatten mit Flechtband an der Schwelle und Schiffsflehe an ihr und dem Füllholze. Während die Art jener Treppenfriesgruppe dem braunschweigischen Typus nahe steht, weisen hier sowohl Zier- wie Brüstungsplatten auf mehr südlich von Braunschweig übliche Konstruktion. Noch in Wolfenbüttel sind

<sup>1)</sup> Vortrag gehalten auf der 2. Wanderversammlung des Braunschw. Geschichtsvereins zu Helmstedt am 23. August 1903.

Brüstungsplatten, irre ich nicht, nur in einem einzigen Falle nachweisbar. In Helmstedt dagegen werden sie dauernd und mit Vorliebe verwandt. Gleich die nächste Datierung, 1567, zeigt uns ihre große dekorative Ausnutzungsfähigkeit. Es ist das Rohrsche Haus am Markte. Die Zusammensetzung der einzelnen Ziertheile ist eine ganz eigentümliche, die Motive gehören wesentlich noch der Frühzeit der nordwestdeutschen Renaissance. Einiges Pflanzenwerk zeigt sich verwandt bereits 1541 am „neuen Schaden“ in Hildesheim, doch auch nach 1598 am Webekindischen Hause ebenda. Die Dekoration der obersten Brüstungsplatten mit liegenden allegorischen Frauengestalten war bisher nur in Hildesheim und kleineren Städten Südhannovers beobachtet, als älteste Datierung die der Aalsapothete von 1579 in Hildesheim. Wir rücken also mit dem neuen Funde am Rohrschen Hause um 12 Jahre weiter zurück — und damit ist die Frage eröffnet, ob überhaupt Hildesheim Anspruch auf die Erfindung dieser so charakteristischen Verzierung machen kann. Ihre große Verbreitung in Hildesheim erlebt sie erst im 17. Jahrhundert. Die Bekleidung der Ständer des Rohrschen Hauses mit stehenden allegorischen Figuren erinnert im Motive an Ähnliches am Huneborstelschen Hause, die ganze Auffassung in ihrer flachen Schnitzerei dagegen nähert sich schon mehr dem Schmucke, der an gleicher Stelle des Fachwerkes, jedoch auch erst später und vornehmlich in Hildesheim, in Mode kam. Die großen Wappen an den Brüstungsplatten des ersten Oberstockes beziehen sich, wie bekannt, auf den Herzog, den Erbprinzen, Klöster und Helmstedter Bürger. Ähnlich angeordnete Wappen kommen am Beguinenhause hinter der Stephanskirche vor, das im ganzen einen etwas derberen Charakter hat als das Rohrsche Haus, trotzdem es erst 1580 datiert ist. Mit diesem Beguinenhause stehen wir in der Universitätszeit Helmstedts. Es wurde noch viel gebaut, weitaus der größte Teil des Vorhandenen. Aber obgleich die in der Stadt verfügbaren Kräfte nicht wie in Wolfenbüttel durch die Ausföhrung ganz ungewohnter Aufgaben in Anspruch genommen waren, wurde doch die Gelegenheit nicht sonderlich benutzt, den Bauten, der neuen Bedeutung der Stadt gemäß, einen besonderen künstlerischen Ausdruck zu geben. Selbst an die durch das Rohrsche Haus — bereits vor Gründung der Universität — gegebenen humanistischen Anregungen knüpfte man nicht an, blieb sogar hinter kleinsten Landstädten zurück, wo jetzt gerade nach dem Vorbilde Hildesheims der gelehrte Stolz erst recht bei der Ausstattung der Häuser zu prunkten begann. Besitzt doch z. B. in Alfeld ein Haus von 1610 nicht weniger als 106 Brüstungsplatten mit Reliefs humanistischen und kirchlichen Inhalts! In Helmstedt aber schweigen die Fachwerkhäuser völlig über das geistige Leben der Hochschule in ihren Mauern, als ob keine Brücke vom Bürger zum Professor geführt hätte.

Wir wollen nun die Zeit nicht verbrauchen mit sorgfältiger Aufzählung der in Helmstedt weiterhin benutzten Zierformen. Wie anderwärts, ging man auch hier erst seit etwa 1600 von der Knagge mit horizontaler Profilierung zur Konsole über, womit denn die Vorkragung auf ein geringes Maß beschränkt ist. Das beliebteste Ziermotiv für Schwelle und Füllholz bleibt noch lange die Schiffskehle, d. h. eine Hohlkehle, die an beiden Enden spitz zuläuft. Man trifft sie besonders kräftig in den Harzstädten. Sprünge sind nicht häufig. Eine merkwürdig reine und dabei am Fachwerkbau seltene Renaissanceform ist der laufende Hund — eine Wellenlinie — an dem 1617 datierten Hause auf dem Langensteinwege (ähnlich in Rolke). Dieses Gebäude und sein Nachbar von 1605 sind nächst dem Rohrschen Hause die beiden reichsten Fachwerkhäuser Helmstedts — beide bemerkenswerter Weise schon ihrer ersten Bestimmung nach nur wirtschaftlichen Zwecken dienende Hintergebäude. Ihre Brüstungsplatten zeigen schönes Beschlagwerkornament und ein Arkadenmotiv; beides findet sich ähnlich häufiger in den Harzstädten, das Beschlagwerk in Helmstedt noch einmal am Juliusplake, die Arkaden noch zweimal am Holzberge. Am zahlreichsten und mannigfaltigsten erscheint vor Ständern und Brüstungsplatten bis ins 17. Jahrhundert das Fachermotiv, teils symmetrisch zu jenen Konstruktionsteilen angeordnet, teils ohne jede Beziehung zu ihnen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erschließt in Helmstedt wie überall der Sinn für die künstlerische Ausstattung des Fachwerkes. Schon früher liebte man es, das Erdgeschoß massiv aufzuführen und mit einem repräsentativen Rundbogenportale in einer Pilaster- oder Halbsäuleneinfassung zu schmücken. Möglich, daß vornehmlich solche Häuser für Professoren bestimmt waren. Ihnen fehlt stets das Zwischengeschoß, das ja in der Tat auch nur bei Häusern eine gewisse Berechtigung — vielleicht nur eine traditionelle — hatte, die einem praktischen bürgerlich-ländlichen Berufe dienten.

Wenn nach alledem der Helmstedter Fachwerkbau — mit Ausnahme des Rohrschen Hauses — uns nicht außergewöhnlich zu fesseln vermag, so zeigt er doch trotz seiner Bescheidenheit alles Wesentliche des Westdeutschen Fachwerkbauens. Lassen Sie uns daher einen Blick werfen auf die allgemeinsten Kennzeichen dieser Bauform. Sie ist nicht reiner Holzbau, sondern ein Miegelwerk aus senkrecht und waagrecht laufenden starken Hölzern, deren Zwischenräume in der Regel gefüllt sind mit erdigem Material, durch Flechtwerk zusammengehaltenem Lehm, Lehmsteinen ohne solche Verbindung oder Backsteinen. Diese Technik wurde ausgeübt im ganzen nordwestlichen Europa, zerteilt sich jedoch auch hier wieder in besondere, unter einander verschiedene Gruppen. Davon lassen sich außerhalb Deutschlands durch mancherlei unter ihnen Gemeinsames die Fachwerk-

bauten Belgiens, der Normandie und Englands zusammenfassen. In Deutschland unterscheidet sich das Fachwerkhauß des Nordwestens von dem süddeutschen. Das letztere ist mannigfaltiger, malerischer, aber auch weniger material-charakteristisch und bietet überall bequeme und unmerkliche Übergänge in den Massivbau.

Unser Fachwerk ist dagegen spröde und unförmig. Selbst als es im Lauf des 18. Jahrhunderts all seinen Schmuck eingebüßt hatte, wagte man noch nicht, die Holzkonstruktion durch einfarbigen Anstrich oder hinter Verputz zu verdecken, wie das in Süddeutschland häufig geschehen konnte, ohne den behaglichen Eindruck des Bauwerkes zu schmälern. Erst das 19. Jahrhundert war brutal genug, sich bei uns des Fachwerkes zu schämen. Man hielt es für ärmlich, in einem Fachwerkhause zu wohnen und suchte daher den eingebildeten Mangel zu verdecken. So, glaube ich, hat der Süddeutsche bei seinem Verputzen des Fachwerkes kaum irgendwo empfunden.

Zunächst liegt die Eigenart unseres heimischen Fachwerkes in der äußerst soliden Gesetzmäßigkeit des Aufbaues. Charakteristisch dafür ist die regelmäßige Aufeinanderfolge und der stets gleich weite Abstand der Ständer, die gleichmäßige Verteilung der Fenster, die energische Art der Vorkragung, zu der eine entschiedene und wohlbedachte Ausbildung der unterstützenden Knaggen gehört, auch wenn deren konstruktive Notwendigkeit nicht so groß sein sollte, wie es doch den Anschein hat. Damit zusammen hängt die Schwierigkeit der Gebildung, — wo es galt, die durch die Konstruktion notwendige Verbreiterung oder Verkürzung des letzten Ständerabstandes entweder möglichst wenig in die Erscheinung treten zu lassen oder sie durch eine bewußte Betonung der Gliederhäufungen erst recht hervorzuheben, wobei man allerdings nur dann zu vollkommenen Lösungen kam, wenn beide Frontenden des Hauses frei lagen, wie etwa bei der alten Wage in Braunschweig; denn die ästhetische Wirkung hing ganz wesentlich von dem symmetrischen Eindrucke des Ganzen ab. Ihm zu Liebe wurde unter Umständen die Ecke sogar ignoriert, wie z. B. an den beiden Hausecken des „Floh winkels“ vor der Breitenstraße in Braunschweig. Hier in Helmstedt bietet sich allerdings keine Gelegenheit, dieses interessante technisch-ästhetische Problem ausreichend zu studieren.

In Süddeutschland umging man gemäß dem Volkscharakter das Problem mit viel mehr Nonchalance, man machte einfach aus der Not eine Tugend, betonte und suchte sogar mit sehr viel malerischem Sinne die durch Ecken, Erker und Vorsprünge beim Fachwerk so leicht möglichen Unregelmäßigkeiten. Die strenge Gesetzmäßigkeit unseres heimischen Fachwerkes erforderte daher auch eine ganz besonders material-charakteristische Ausschmück-

fung. Um das zu würdigen, bietet Helmstedt schon genügend Material. Wir sehen, wie das Ornament sich dem Fachwerkteile unterordnet und dadurch seiner Funktion erst künstlerischen Ausdruck gibt. An den ältesten Bauten ist das am deutlichsten. Ich erinnere an den Treppenfries der Schwellen, recht ein sinnfälliger Ausdruck der Konzentration des Oberbaudruckes auf die Knaggen. Hierbei kommt freilich die Längsrichtung der Schwelle nicht ganz zu ihrem Rechte. Die Betonung der senkrechten Funktionen der Bauteile liegt um so mehr im Sinne des gotischen Empfindens, und man muß sagen, daß dieses im allgemeinen mit seiner künstlerischen Ausstattung der Fachwerkkonstruktion gerechter wird als die jüngeren Schmuckformen, die im Sinne der Renaissance zunehmend die horizontalen Linien des Fachwerkgerüsts betonen, dafür dann die Bedeutung der senkrechten Gliederung mehr vernachlässigen, als andererseits an den älteren Bauten mit den horizontalen Linien geschah. Es gehört z. B. ein starkes und kräftig profiliertes, horizontal unter den Fenstern fortlaufendes Riegelholz an den gotischen Fachwerkhäusern durchaus zur Regel. — Betrachten wir dagegen die beiden typischen Renaissancebauten am langen Steinwege: Da haben wir nur noch horizontale Profile, auch an Schwellen und Knaggen, soweit hier nicht die ganz aus dem Rahmen der Holzkonstruktion fallende Konsole die alte Knagge verdrängt hat. Die Brüstungsplatten — alle der jüngeren Zeit angehörend — haben keine konstruktive Funktion, bieten daher erlaubte Gelegenheit zur Entwicklung eines ganz freien ornamentalen Schmuckes. Auch hier verließ indessen in jüngerer Zeit den Zimmermann der sichere künstlerische Takt. In Helmstedt z. B. haben wir neben den guten Beispielen der Fächerdekoration, wo diese entweder mit ihrer Mitte nur auf die Ständer oder nur auf die Brüstungsplatten gerichtet ist, andere Fälle, wo eine lange Reihe von solchen Fächern ganz willkürlich und beziehungslos über Ständer und Brüstungsplatten fortläuft, als ob der untere Teil der Ständer mit den in sie eingefügten Platten ein einheitliches horizontales Glied des Fachwerkaufbaues sei. Die Verzierung des Rohrschen Hauses wirkt mehr wie ein zufälliger, der Konstruktion notdürftig angepaßter Schmuck. Aber das ist kein Vorwurf. Bei so reichen, mit Figuren durchsetzten Dekorationen würde man Unrecht tun, das Fachwerk für mehr als Rahmen und Hintergrund zu halten. Es gilt zu unterscheiden, ob der Dekoration eine selbständige Bedeutung zuzuerkennen ist, oder nicht. Eine solche Auszeichnung werden wir z. B. dem Fächermotive nicht zubilligen und ihm daher keine Loslösung von der Konstruktion gestatten. Der süddeutsche (rheinische) Fachwerkbau kennt überhaupt die konstruktiven Schmuckformen nicht in der ausgebildeten Strenge

wie wir. Da wird aller Zierrat leichter, beweglich, unabhängig und darf es dort sein, ohne den ästhetischen Sinn zu verletzen. Ganz allgemein aber erlaubt das starke Holzwerk des nordischen Fachwerkbauers, daß die Schnitzereien nicht aufgelegt zu werden brauchten, sondern in der Regel aus dem massiven Holz heraus gearbeitet wurden, ohne seine konstruktive Funktion zu schwächen. Sobald bei der Ausschmückung zur Verkleidung mit Bohlen oder gar nur Brettern gegriffen wird, muß sich der künstlerische Charakter von Grund aus verändern. Den äußersten Gegensatz daher — innerhalb des Fachwerkbauers — bilden einerseits unsere heimische Sitte, welche das massivste Holz mit den größten Schauflächen verwendet, nämlich die Eiche, deren kurzes Zellengewebe nicht so elastisch ist, wie z. B. Tannenholz, daher bei gleicher Spannweite größerer Dicke bedarf, — andererseits die Baugewohnheit der türkischen Provinzen rings um das Marmarameer. Dort sind Riegel, Ständer und Balken oft nicht viel dicker als die Latten unserer Marktzelte; geschweige daß sie also noch Schnitzereien am eigenen Holze vertragen, geben sie auch ohne das nur ein höchst schwaches, schlecht zusammenhaltendes Fachwerkgerüst ab, das nur selten wie doch bei uns mit Steinen oder auch nur Lehm gefüllt werden kann. Die Regel bildet vielmehr, besonders in Konstantinopel, ein allenfals verputzter Bretterüberzug auf beiden Seiten, zwischen dem ein leerer Raum bleibt. Die Verzierung solcher Bauten kann daher wesentlich nur in Linienumrissen und Brettaschnitten bestehen. Ein besonders charakteristisches Beispiel dafür ist ein kleiner Palast des Sultans am Bosporus, der mit Glück in moderner Linienkunst verziert ist.

Die andere große Gruppe des Holzbaues, der Blockbau, im östlichen Europa, der Schweiz und Skandinavien heimisch, mag hier mit ihrer Konstruktion aus horizontal über einander geschichteten Balken nur eben erwähnt werden, um zu bemerken, daß ihre künstlerische Bedeutung außer aller Gemeinschaft mit dem Fachwerk steht.

Vielleicht genügte das Mitgeteilte, um uns wesentlicher Eigentümlichkeiten unseres Fachwerkbauers wieder bewußt zu werden, und uns zu erinnern, wie mancherlei Fragen und Probleme auch auf diesem immerhin nur handwerksmäßigem Gebiete vergangener Kunst nahe liegen.

## Vollksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege

von G. Hassebrauk.

### V. Das tägliche Leben.

#### 1. Gesundheitszustand.

Wohl war die Zeit von 1553—1600 für unsere

Gegend friedlich; trotzdem fehlte es an schweren Heimsuchungen nicht. Eine dauernde Plage war noch immer die Peste, wenigleich ihr Höhepunkt schon überschritten war<sup>1)</sup>, außerdem die schwarzen Pocken. Schlimmer aber waren die periodisch auftretenden Ruhr- und Pestfeuchen. An der Pest von 1549/50 sollen in der Stadt 6000, 1566 gar 8000 Menschen gestorben sein; nicht viel gelinder waren die Pestjahre 1597 und 1608/9, sowie die rote Ruhr (Blutgang) von 1599. — In solchen Zeiten sah es auch in unserer reichen Stadt trübe aus; nicht immer siegte das tapfere Gottvertrauen, das man von Luther gelernt hatte. Die Bußpredigten, die dann von der Kanzel erklangen, waren auch nicht immer geeignet, den Mut der Hörer zu stärken; feige Flucht und Selbstmord steigerten oft noch die Schrecken der Krankheit. Ein Juwelier Augustin, dem der einzige Sohn, die Stütze seines Geschäfts, gestorben war, stieß sich 1598 in seiner Verzweiflung den Dolch in die Brust<sup>2)</sup>; in diesem Falle fühlte auch das geistliche Ministerium Erbarmen und versagte dem Selbstmörder, zumal er vor seinem Tode Reue gezeigt, das kirchliche Begräbnis nicht. — Auch düstere Bilder von schrecklichster, selbstsüchtigster Feigheit werden gemeldet; so wird ein Bauer aus Dorf (?) zitiert, weil er seine plötzlich erkrankte Frau, mit der er nach Ölper zu fuhr, mitleidlos vom Wagen geworfen und einem jammervollen Tode preisgegeben habe<sup>3)</sup>. Viele suchten in geistlichen Übungen und frommen Stiftungen Gewissensruhe zu finden; daher stammt eine große Anzahl der letzteren aus solchen Zeiten der Heimsuchung. Wieder andere stürzten sich nur um so tiefer in den Sumpf der Genüsse und Leidenschaften, um ihre Todesangst zu übertäuben.

Wohl gab es Ärzte, welche es unternahmen, diese Krankheiten zu bekämpfen; und wie das Leben des Curicius Cordus beweist, verstand man doch schon manche Hilfe zu bringen<sup>4)</sup>. Selbst Spezialisten gab es hier und da schon; anfangs des 16. Jahrhunderts wird ein Augenarzt (Oculist) in der Stadt erwähnt, der viele gelungene Operationen gemacht hat. Die städtischen Ärzte, Physici, waren meist hochgeachtet, gehörten zur besten Gesellschaft<sup>5)</sup> und wurden in den Kleiderordnungen zur ersten Klasse gerechnet. Auch mußte der Physikus „als Doktor in der Erziehung“ dem Räte einen Eid schwören<sup>6)</sup>. 1604 waren in der Stadt Antonius Nacholt und Johannes Stockhausen praktische Ärzte; ersterer mußte mit dem

<sup>1)</sup> Hünjelmann, das Siechenhaus zu St. Leonhard. Br. Mag. 1900.

<sup>2)</sup> Acta Ministerii. N. Hff. 94, 1.

<sup>3)</sup> Nach Alken.

<sup>4)</sup> Vgl. auch die orthopädische Kur an Herzog Julius. Algermann S. 174 f.

<sup>5)</sup> Physikus Martin Copus (Koppe) gehörte 1569 sogar zur Rittersgesellschaft. N. Hff. 93.

<sup>6)</sup> Urkb. I. 393. Vgl. Dissen S. 87. z. J. 1566.

„Walbierer“ zusammen den unglücklichen Brabant im Gefängnis behandeln, letzterer seinen Schwiegervater, den „eingelegeten“ Bürgermeister Simon Lüdecke<sup>1)</sup>. Man sieht daraus, daß die Ärzte nicht nur innere Krankheiten heilten. Für die zahlreichen Steinleiden priesen sich „Steinschneiders“ an, galten aber zusammen mit den „Zahnbrechers und Quacksalbers“ für verdächtig. Die Tierärzte scheinen, wie Andreas Schaffer im Jahre 1607, noch von Ort zu Ort gewandert zu sein; dieser war zugleich „Gründ- arzt“<sup>2)</sup>. — Wie noch heute, hatten die Kranken vor den wirklichen Ärzten mehr Scheu als vor den Quacksalbern jeder Art; Sympathie und Zauberkuren waren zwar verboten, aber sehr häufig.

## 2. Verkehr und Mode.

„Im Deutschen liigt man, wenn man höflich ist“. Das Wort paßt auf keine Zeit besser, als auf die der Reformation und der folgenden Jahrzehnte. Noch waren die feinen, geschmücktesten Redewendungen der Franzosen bei uns nicht durchgedrungen; kaum, daß man hier und da einen Anfang dazu bemerkt. Das Wort „französisch“ hatte meist den Nebebegriff „unsittlich“<sup>3)</sup>; recht gründlich ruinierte Monés wurden „Franzosen“ geschimpft<sup>4)</sup>. — Im Verkehr waren noch alle Stände, wie Luther gelehrt hatte, geradezu und offen; konventionelle Lüge war weit seltener als derbe, oft klobige Grobheit in Wort und Schrift. Ich brauche ja nur auf die Streitschrift Luthers gegen den Herzog Heinrich den Jüngern von Wolfenbüttel „Sans Worst“, auf die Briefe und Schriften des Jeneiser Theologen Placius JMyricus, vor allem auf den literarischen Streit zwischen der Stadt Braunschweig und dem Herzoge Heinrich Julius (1589—1613) hinzuweisen.

Die Begrüßungs- und Abschiedsformeln waren wohl ähnlich den unsern; „Glück tho, leuwe Vadder“<sup>5)</sup>, „Hebbet Dank, Vadder“. — „Ick wiünsch juw einen gu'en Abend“, „Dat juw Gott bewahre“, „Godelt mid en weinich tho gude, so ick in der Rede etwas en weinich tho with gekomen were“, „Gott helff uns sämtlich“, usw.<sup>6)</sup>. Was aber erzählt oder erklärt wird, ist durchsetzt mit drastischen, für unsern Geschmack häufig unästhetischen Worten, Bildern, Interjektionen und anderem Beiwerk, so daß man häufig den Eindruck bekommt, als ob die beiden guten Freunde in hitzigstem Streite wären. Ebenso fahren Bürger ihre Obrigkeiten, Herren ihre Diener ohne

jede Schonung an; vielfach haben die Grobheiten sogar einen humoristischen Beigeschmack. Das Fluchen ist damals im ruhigen Gespräche viel schlimmer und häufiger als heutzutage; Gesetze wurden immer wieder dagegen erlassen, aber stets vergeblich<sup>7)</sup>.

Waren nun auch die Verkehrsformen der Stände ziemlich gleich, so schieden sie sich doch sonst ziemlich scharf von einander. So sahen die 46 Geschlechter, längst Patricier genannt, meist sehr hochmütig auf die Bürger und den „Pöfel“ herab; selbst als 1614 ihre Herrschaft gebrochen war, behielten sie ihr Ständebewußtsein bei. Da ihnen die Kleiderordnungen, auch die von 1579, keine andere Auszeichnung gewährten als „andern Wohlhabenden“, so begannen sie 1584 eigenmächtig rote und gelbe Röcke zu tragen, „was viel böses Blut machte“<sup>8)</sup>. Sie selbst waren unter einander nicht gleich; die Herren vom goldenen Ringe (wohl eingewanderte ritterbürtige Familien) hielten sich für besser als die vom silbernen Ringe, die wohl altstädtischen, durch Handel emporgekommenen Eltern entstammten. Der Menge gegenüber hielten sie jedoch zusammen, und das um so mehr, je mehr ihre Zahl zusammenschmolz. Ihre Vereinigung, die Gelagbrüder oder Klippsgesellschaft, blieb exklusiv bis zu ihrer Auflösung 1750, wo nur noch zwei Mitglieder erwähnt werden<sup>9)</sup>. Doch kamen Mischeheiraten häufiger vor, als man denken sollte; auch Brabants Frau entstammte dem alten Stadtgeschlechte von Brode, das im 17. Jahrhundert seine höchste Blüte erlebte, aber um 1667 ausstarb<sup>10)</sup>.

Wie die Patrizier, sonderten sich auch die zum Ratstuhl erkornen Bürgergeschlechter von der Menge und sahen streng darauf, daß ja die Filzkappe ehrerbietig vor ihnen abgenommen wurde<sup>11)</sup>, wenn sie in Lämmerpelz und Samtmütze<sup>12)</sup>, den Degen an der Seite, zum Rathaus gingen. Gleichen Rang mit ihnen hatten die Syndiken, Doktoren und Licentiaten.

Am besten kann man den Unterschied des Ranges an den Kleiderordnungen verfolgen, die tief im Mittelalter beginnen und bis 1657 hinabgehen. Nur muß man sich hüten daraus zu schließen, was wirklich immer getragen wurde; sie besagen fast nur, was getragen werden durfte. Auch wird in ihnen nicht die tägliche Arbeitskleidung, sondern die festliche dargestellt. 1579 waren die Stände ihrer Kleidung nach folgendermaßen geschieden.

1) Die Bürgermeister, Syndiken, Doktoren, Licentiaten, Rämmerer, Ratspersonen, Zehnänner<sup>13)</sup>, promovierte Magister und Sekretäre. Sie dürfen Kleider tragen mit Pelz oder Samt verbräunt, dazu Samtbarett und Hosen mit Seide gestüttert.

<sup>7)</sup> In jeder Stadtordnung.

<sup>8)</sup> Kalm und Jonst.

<sup>9)</sup> N. Hff. 93.

<sup>10)</sup> Kalm p. 3. 1667.

<sup>11)</sup> B. G. G. II 2393.

<sup>12)</sup> Illustre Examen 525.

<sup>13)</sup> Also nicht die Hauptleute!

<sup>1)</sup> Nach Br. Hist. Gändeln II. 5.

<sup>2)</sup> Rechnungen des Amtmanns Benedix Müller v. J. 1607/8.

<sup>3)</sup> Vgl. „Franzosenkrankheit“, „Franzosenfraut.“

<sup>4)</sup> Vgl. auch N. Hff. 94, 1 i. J. 1598, wo deutsche Söldner am Rheine „verhurtes französiches Volk“ genannt werden.

<sup>5)</sup> = Gebatter.

<sup>6)</sup> Dies und das Folgende nach dem Gespräch zwischen Author und Heinrich 1600. B. G. G. II 1268 ff.



2) Bürger aus den Geschlechtern oder Reiche, die nicht in den Ratstuhl erkoren sind. Ihnen wird verboten, Kleider mit goldenen oder silbernen Posamenten oder mit Samt verbrämt zu tragen. Nur samtene Querber<sup>1)</sup> und Wülstken, nicht über eine Elle, sind gestattet, ebenso Samtbaretts.

3) Einfache Bürger. Ihnen wird obige Kleidung unterzagt, sonst aber nichts bestimmt.

Im allgemeinen wird verboten, andere Hosen zu tragen als von Tuch oder Leder; zum Futter soll nicht über 12 Ellen (!) Saie<sup>2)</sup> oder dergleichen gebraucht werden. Die „schändlichen, langen Bluderhosen“ sind gänzlich verpönt. Bezeichnend ist, daß den Bürgern unterzagt werden muß, um die Hüfte und Barette goldene und silberne Stifte, sowie Perlenbänder zu tragen.

Frauen und Jungfrauen der ersten Klasse dürfen Leibstücke von Damast, zwei goldene Halsketten und Armbänder von Goldgulden tragen.

Die von den Geschlechtern sind und „das Span tragen“<sup>3)</sup>, sollen zu ihren Kleidern nicht mehr als  $\frac{3}{4}$  Ellen Samt gebrauchen, auch keine Ober- und Unterröcke von Damast, Atlas und Seide tragen; nur Koller aus diesen Stoffen sind erlaubt. An Schmuck dürfen sie tragen eine Goldkette bis zu 60 Goldgulden Wert (Jungfrauen nur bis 32). Der silber- oder goldgeschmückte Gürtel mit dem Beutel und der silbernen Messerscheide, ebenso Korallenarmbänder sind ihnen wie der ersten Klasse gestattet<sup>4)</sup>.

Die vom „weißen Ringe“ oder auch die ziemlich Wohlhabenden, die „ihre Töchter mit 500 Gulden oder höher aussteuern“ kleiden sich im allgemeinen wie die vorige Klasse; nur hat alles, Kleidung und Schmuck, geringeren Wert.

Das Gleiche gilt im Verhältnis von denen, die 200—500 Gulden Aussteuer geben können, zu denen die Frauen der städtischen Prediger gerechnet werden, (3. Stand!), und den weniger Bemittelten. — Zum Schluß wird darauf hingewiesen, daß die Dienstmägde sich bescheidener kleiden sollen.

Warum kommen diese Kleiderordnungen so häufig? Das sagt das Göttinger von 1532 ausdrücklich genug: „Madame de frowen alhir eine tidlangt in ohrer zehringe<sup>5)</sup> overmetigh gewesen syn“. Besonders haben also die Frauen das Bestreben, sich durch Kleidung und Schmuck über ihr Vermögen und ihren Stand zu erheben<sup>6)</sup>. Daher sind die Verbote

und Strafbestimmungen für diese weit ausführlicher und mehr ins einzelne gehend, als für die Männer. Im allgemeinen geht aus den Ordnungen hervor, daß das Sprichwort „Kleider machen Leute,“ damals eine sehr ernste Bedeutung hatte, daß Freude an Glanz und Pracht, die eitle Sucht, bewundert oder beneidet zu werden, alle Klassen, besonders die Frauen, beherrschte.

Weit bescheidener aber wird das Bild, wenn wir von den offiziellen Ordnungen absehen und die gewöhnliche Arbeits- und Verkehrskleidung der Bürger betrachten.

Am Werktag lief der Schmied mit seinem Schurz- felle ruhig auf die Straße, trug kurze Hosen und ein rotes Futterhemd ohne Kragen<sup>7)</sup> und war ohne Kopfbedeckung. War er mit seiner Arbeit fertig und ging zu Bürgermeister Bückedes Sohn in den Gilde- krug<sup>8)</sup>, so trug er ein wollenes (im Sommer sinne- nes) Wams und gleiche Hosen (trotz des strengen Ver- botes werden 1600 die Bumphosen noch häufig er- wähnt), auf dem Kopfe eine Wandmütze oder einen Filzhut. Das Wams war vielfach mit blanken Mess- fing- oder Silberknöpfen besetzt. Am Sonntage, oder bei festlichen Gelegenheiten zog er einen „latenschen“ Rock an, über den ein vorn zusammengeknüpfter Kragen gelegt war; der Hut oder die Mütze war dann wohl mit Samt oder Zindeldort<sup>9)</sup> gefüttert. Der Rock war trotz aller Verbote vonseiten der Gil- den doch oft schon aus englischem Tuche, ebenso die bei Kälte getragenen Mäntel (Heuten). Merkwürdig oft werden bei den Männern, auch im Sommer, Handschuhe erwähnt. Die Farbe der Röcke war ge- wöhnlich dunkelblau; doch kamen auch weiße, wie heute noch in Dorffeld, vor.

Bei der Kleidung der Frauen fällt auf, wieviel Pelz diese auch im Sommer tragen; selbst Mägde haben am Werktag einen solchen angelegt. Die Kleider bieten nichts Charakteristisches; das Leib- stück von „Laken“, die Mützen, Hüte, Klappen und Hauben aus Samt oder Zindel, der Gürtel mit sil- berner Schnalle scheinen vor 1600 allen Ständen gemein gewesen zu sein. Auch Muffs aus Pelz oder Samt werden genannt; zum Tanz wurden rote Schuhe, meist aus Corduanleder, getragen<sup>10)</sup>.

Diese Mode, welche der des Mittelalters noch sehr ähnlich ist, hielt sich, bis 1622/3 auch bei uns die spanische Kleidung aufkam, natürlich nur für die oberen Stände<sup>11)</sup>. „Es kam die spanische Tracht und Hoffahrt von Kleidern auf, welche von schönem Atlas gemacht; die Wämse (schwarz oder violett) vorne spitzig herunter, die Hosen spitz, alles mit Schnüren

<sup>1)</sup> Queder.

<sup>2)</sup> Leichtes Zeug von feiner Wolle. Schiller-Lübben IV 9.

<sup>3)</sup> Goldspange, Abzeichen der Geschlechter vom goldenen Ringe (?).

<sup>4)</sup> Genau genommen bilden diese Frauen, zu denen auch die des Superintendents und Koadjutors gerechnet werden, selbst den ersten Stand, aus denen sich die Frauen der Bürgermeister usw. nur besonders hervorheben.

<sup>5)</sup> Schmuck.

<sup>6)</sup> Eine 1642 entworfene Kleiderordnung soll sogar durch die Frauen der ersten Stände vereitelt sein. Olsen p. 260.

<sup>7)</sup> B. S. S. II 1258.

<sup>8)</sup> „Wo die Spörer ihren Krug haben“. B. S. S. II.

<sup>9)</sup> Leichtes Seidenstoff, Taffet, Schiller-Lübben IV 210.

<sup>10)</sup> Alles dies meist nach B. S. S. und Notizen in den Tagebüchern.

<sup>11)</sup> Spanische Hüte werden schon weit früher, 1544, er- wähnt. Olsen.



verbräunt, der Mantel mit Atlas gefüttert, welche Tracht sonderlich wohl anzusehen war, wenn sie bei Paaren mit der Braut nach der Kirche gingen und die Sonne darauf schien, als ob sie alle geharnischt wären. — Wie auch das Frauenvolk mit ihren Atlaskleidern stattlich einherprangte, welches Fremde und Einheimische mit Bewunderung ansahen. — Es sagte ein alter fürstlicher Diener aus Wolfenbüttel, es würde nicht lange anstehen, daß wir solche blanke Harnische wirklich sehen würden, denn der Hochmut war zu groß. Welches denn über kurze Jahre geschah, daß die spanischen Völker das ganze Land ausplünderten<sup>1)</sup>.“ Vervollständigt wurde diese Tracht für die Frauen durch feine Schuhe mit Rosetten, gelbseidene Strümpfe und mächtig breite Kragen. Die Handschuhe bligten von Goldstickerei<sup>2)</sup>.

Die Wohlhabenden trugen diese stolze Tracht bis über den dreißigjährigen Krieg hinaus; erst um 1650 trat die französische an ihre Stelle.

### 3. Vergnügungen.

„Es war in diesen Landen“, erzählt der wackere Kalm von der Zeit von 1615—1625, „von Adel, Bürgern und Bauern überaus große Pracht, Schwelgerei und Saufen, daß unser Herr Gott mit großer Strafe mal mußte Einsicht tun. Denn der Adel tät es Fürsten zuvor; denn sie fuhren mit 6 schönen Pferden mit einerlei Haar und hatten ihr viel Vorreiter. Auch wenn sie zu Pferde ritten, hatten sie schönes Komitat von Dienern in einerlei Livree. — Ungleiches machten sie überaus herrliche Gastgebote mit Frauenzimmern, und so schandlos, daß sie noch bei Tage unter den Tisch . . . in Gegenwart des Frauenvolkes, welches aus Scham endlich aufstehen mußte und davon gehen. Hernach zogen sie die Hosen ab und tranken so bloß einander Gesundheit zu, welches ihre Diener draußen auch nachmachten, also daß Sünd und Schand auch allhier in Braunschweig groß wurden beim Adel“.

„Die Bürger hielten sich adelig, denn sie fuhren auf Karetten dahin, und wer keine hatte, dingte sich Heuerkutschchen, deren an zwanzig dahier waren. Bei den Gastgeboten war solch Sauferei, daß so gepöcht wurde, daß es Schande war, wer keinen stattlichen Rausch davontrug“.

„Die Bauern machten es ebenso mit Hochzeiten und Saufereien, und gaben ihren Kindern so viel mit, daß die Höfe dadurch verschwächt wurden; denn einer wollte es dem andern zuvortun; darum mußte Gott ein Einsicht haben.“ — Das Letztere ist im Vergleich mit einer früheren Notiz desselben Chronisten lehrreich, der um 1600 sagt: „Der Bauer konnte seiner Tochter zur Heirat mitgeben wohl ohne Schaden 2000 Taler und die Ausstattungs-“

denn hier und im Lüneburgischen war überall Reichtum und Geldes die Fülle, und wurde großer Übermut getrieben auf Hochzeiten und Kindtaufen.“

Diese allgemein gehaltene Schilderung wird nun durch die Einzelheiten wohl vielfach bestätigt, doch auch gemildert. Nur die entsetzliche Trunksucht blüht überall hervor; selbst in der vornehmen Klippgesellschaft muß die Strafe von 10 Gulden oder einer Tonne Broihan wiederholt über ein Mitglied verhängt werden, das in der Trunkenheit Streit angefangen hat<sup>3)</sup>. Der Verkehr in den Häusern oder von seiten der Zimmungen und Gesellschaften in ihren Herbergen war von naiver Freude am Leben erfüllt. Hausmusik wurde sehr geschätzt und viel ausgeübt; nahm doch selbst der Hauptmann Bierenberg noch im reifen Alter bei Brabant's Schwager, dem Organisten Heinrich Busse, Geigenunterricht<sup>4)</sup>. Ein „doppelt instrumentum musicum, so über 40 Taler gekostet,“ also wohl eine Art Harmonium, kommt in wohlhabenden Häusern ebenfalls vor<sup>5)</sup>. Getanzt wird viel; die Schwertfeger oder Waffenschmiede üben ihren Schwertertanz, die Buddekers „ihren Böggeldanz ganz artlich“, wie schon im 15. Jahrhundert. Das unsittliche Schwenken der Tänzerinnen wird zwar in privaten Schilderungen nicht mehr erwähnt, aber noch in allen Polizeiordnungen und dergl. verboten. Für unanständig gilt es, beim Tanzen den Mantel abzulegen und den Hut auf dem Kopfe zu behalten. — Außerdem wurden Fechts- und Singschulen abgehalten; doch scheinen sich die letzteren nicht lange gehalten zu haben. Sogar Komödien wurden, vielleicht in Anregung der Aufführungen der englischen Schauspieler und der Dramen des Herzogs Heinrich Julius, in der Gesellschaft aufgeführt<sup>6)</sup>.

Von der Feier der hohen Festtage wissen wir leider nicht viel. Zu Pfingsten prangten die Maibäume vor den Häusern und genossen sogar polizeilichen Schutz<sup>7)</sup>. Der Geschenkttag scheint damals nicht Weihnachten, sondern Neujahr gewesen zu sein<sup>8)</sup>; doch ist dies nicht sicher, da der Jahresanfang verschieden gerechnet wird und noch zum Jahre 1675 Kalm bemerkt: „Das neue Jahr geht diesen Christtag an.“ — Zahlreich sind dagegen die Schilderungen der Fastnacht (Fastelabend) in unserer Stadt, von den Zeiten des Mittelalters an. Schon damals hatten sich die Gildegesellen mit ihren Mädchen zu maskierten Umzügen vereinigt und trugen an ihren Hüften Neckreime, die aber manchmal so wenig harmlos waren, daß Lärm und Unfriede dar-

<sup>1)</sup> Kalm.

<sup>2)</sup> Aus einem gleichzeitigen Inventar. Zehn Männer.

<sup>3)</sup> So 1578 über Albert von Bechelde. R. Hff. 93.

<sup>4)</sup> B. H. S. II 2394.

<sup>5)</sup> B. H. S. II 1945. (Weferlingen).

<sup>6)</sup> Meist nach Kalm und Olsen p. 228 f. Vgl. den Aufzug der neun Mäusen in Helmstedt bei Algermann p. 198.

<sup>7)</sup> R. Hff. 23 z. J. 1600.

<sup>8)</sup> B. C. H. II 1230.

aus erwuchs<sup>1)</sup>. Später waren es mehr die einzelnen Weichbilder, die den Aufzug machten. „Alle waren sehr kostbar geschmückt; die Junggesellen aus der Altstadt hatten grüne Habite mit Goldfellen besetzt und ganz spitze Schuhe an. Die Jungfrauen waren rot gekleidet und hatten papierne Zetteln mit Versen oder Reimen beschrieben auf ihre Röcke geheftet, auch rote Samthüte mit weißen Federn auf den Köpfen, schwarze Koller, und viele von ihnen goldene Ketten um den Hals. Die Hagner waren in allerhand bunte Farben gekleidet und hatten hohe, spitze Hüte auf; die Säcker trugen ganz weiß, und waren deren Pferde mit Schellen und Glocken behangen. Die Neustädter Junggesellen trugen rote, weite Hosen von Settanin (Satin), dazu gar viele bei 50 Ellen hatten vernähen lassen; die Altemwieker hatten gelbe Röcke von Sainen oder Arresche und trugen auf dem Kopfe spanische Hüte mit Federn von vielerlei Farben. Bei solchem Aufzuge ritten dann die Junggesellen mit ihren Jungfrauen, unter vielem Auslaufen des Volkes in einem Zuge in der Stadt herum, und waren oft an 300 Pferde beisammen. Ein jedes Weichbild hatte seinen eigenen Zug, vor welchem zuerst Musikanten, die auch zu Pferde saßen, kamen. Gegen Abend beschloß diesen Aufzug ein großes Bankett, das oft spät bis zu dem andern Morgen hindauerte, und auf dem natürlich viel gegessen, getrunken und getanzt wurde<sup>2)</sup>. Es ward von seiten der Junggesellen des Nachts noch so gar viel geritten, weshalb denn etlichen Rathsherrn und den evangelischen Predigern solcher Lärm nicht mehr gefallen wollte, und bemühten sich diese, das alte Herkommen abzubringen. Deshalb verbot denn der Rat im künftigen Jahre (1544) ernstlich den Aufzug, und ist seitdem solche Reiterei gänzlich abgeschafft<sup>3)</sup>“. Das genannte Dekret scheint nicht erhalten zu sein; wohl aber wird in den Stadtordnungen von 1573 f. das „Fastelabend laufen“ in Maske, sowie ungehöriger nächtlicher Lärm bei Strafe eines Guldens verboten. Wohl vielfach vergebens, da die Gewohnheit zu sehr eingewurzelt war. An Stelle des Umritzes, an dem sich, wie klar erkannt wird, nur die Wohlhabenden beteiligten<sup>4)</sup>, trat wohl eine Art Turnier, das Reiten um Steckfränze. So brachten am 15. Februar 1570 die Patrizier Christoph Ralm, zwei Grünhage, zwei Peinen, Jürgen Achtermann und Benedix Müller aus der Altstadt Steckfränze aufs Rathhaus und stachen

danach auf dem Hagenmarke, „stachen aber nicht alles ab“<sup>5)</sup>, was auf mangelnde Geschicklichkeit schließen läßt. Übermüdete junge Leute liefen „sechtend“ umher wie heute am Martenabend und veranstalteten von den eingesammelten Wirten und andern guten Dingen ein lustiges Festeßen und Trinken<sup>6)</sup>. — Am Abend feierte jede Gesellschaftsklasse für sich, und zwar 3—4 Tage lang bis zu Aschermittwoch. So kamen die Gelagbrüder der Altstadt (die patrizische Klipgesellschaft) meist mit ihren Frauen und Jungfrauen auf dem Altstadtrathause oder später im Gewandhause zusammen<sup>7)</sup> und hielten ihr „Kunststavelgelage“, so genannt, weil jährlich gewählte Kunststaber die Feier leiteten; die Mummebrauer hielten ihr üppiges „Mültergelage“. Die Patrizier luden dazu den Rat und die Geistlichkeit der Altstadt ein; nach dem Sturze der Geschlechterherrschaft 1613/4 aber zog die Obrigkeit vor zum Mültergelage zu gehen, während die Herren vom geistlichen Ministerium, wenigstens für einen Tag der sehr „ehrenvollen“ Ladung folgten<sup>8)</sup>.

Erwähnt mag als allgemeiner Festtag noch der Tag St. Andreæ werden, der 30. November, scherzhaft der Wärenhäutertag genannt. An ihm wurden nämlich die Hauptleute gewählt<sup>9)</sup>. Besondere Schilderungen habe ich nicht gefunden; die Feier beschränkte sich auch wohl auf die „Gemeine“.

Die lockendsten Volksbelustigungen aber waren die beiden Schützenfeste (Schützengefährde)<sup>10)</sup>. Das erste begann am Pfingsttage und hieß speziell Vogel-schießen; am zweiten, das am Johannisstage seinen Anfang nahm, schoß man nach der großen und kleinen Scheibe. Als Waffe diente schon fast nur das Gewehr, obwohl auch Armbrüste noch vorkamen. Übung mit Feldgeschützen ist, soviel mir bekannt geworden ist, nur einmal, 1571, vorgenommen<sup>11)</sup>. — Das Schützenfest hatte zunächst den ernstesten Zweck, die Wehrhaftigkeit der Bürger zu erhalten; deshalb mußten die Neubürger mit ihrem Bürgereide zugleich die Verpflichtung übernehmen, sich 26 Sonntage lang auf der Scheibe zu üben<sup>12)</sup>. „Die Schützen zogen mit fliegenden Fahnen aus, ingleichen auch alle Handwerker mit Trommelschlag nach der Neustadt marsch und tanzten daselbst drei Tage, indem jedes Handwerk sein eigen Zelt daselbst hatte, und die Zimmerleute zogen mit ihren Fahnen auch hinaus und tanzten, und waren alle fröhlich und dank-

<sup>1)</sup> So 1443.

<sup>2)</sup> Sie tanzten hin und tanzten her, Gleich ob es vor der Fastnacht wär. Volkslied.

<sup>3)</sup> Olsen p. 40 f. g. J. 1543. Daß D. den Fastnachts-umzug meint, geht aus seinem Hinweise auf die jährliche Feier in älterer Zeit hervor. Das Verbot des Reitens „des- wie ich ganz unchristlich ist“, steht übrigens schon 1532 in Art. 148 des Schiedings.

<sup>4)</sup> Patrizier und Brauer. Vgl. das Sprichwort: Klip-häuslicher, mülterlagischer Mummendand, 3. B. III. Ex. p. 279.

<sup>5)</sup> C. H. 907.

<sup>6)</sup> Dies „Worsteammelendth“ wird 1532 im Schieding verboten.

<sup>7)</sup> Zu andern Zeiten auch in einem vor dem Hohentore gelegenen Lusthause, bona portus (sic!) genannt. M. Hff. 93.

<sup>8)</sup> M. Hff. 93.

<sup>9)</sup> Ralm. — M. Hff. 23 z. J. 1601.

<sup>10)</sup> Über die Herkunft vgl. das Büchlein von Sack, vor allem aber M. Hff. 8. 4<sup>o</sup>.

<sup>11)</sup> C. H. 907.

<sup>12)</sup> Vgl. das Dekret v. 1613. 27. 3. in M. Hff. 8.

ten Gott wegen des lieben Friedens<sup>1)</sup>. Als Herzog Julius am 9. Mai 1589 gestorben war, zeigten Rat und Bürgerschaft, obwohl sie sich geweigert hatten am Leichenbegängnisse des wackeren Fürsten teilzunehmen, doch so viel Takt, daß sie das Vogelschießen aufschoben und mit dem Scheibenschießen verbanden. Johannis aber „sind dann die Schützen mit aufgerichteten Fahnen, auch mit Pfeisen und Trommeln auf die Neustadtmarsch gezogen und haben geschossen und das Pfingstfest nachgehalten. Wovon sie auch ein ehrbar Rat mit Jugen nicht abzuhalten gewußt, weil ihnen verwilligt war, wer beim Vogelschießen und vor der großen und kleinen Scheibe das Beste getan, der ist das ganze Jahr überschossen und von andrer bürgerlichen Pflicht und Unpflicht befreit<sup>2)</sup>. Unter anderem besaßen die Schützenkönige auch die Schankgerechtigkeit für ein Jahr<sup>3)</sup>.

Die Schützenfeste hatten schon damals, wie noch heute, einen jahrmarktähnlichen Charakter. Verkaufsbuden wurden von Bürgern, Bürgerfrauen und konzeffionierten Fremden aufgerichtet; fahrendes Volk strömte zu diesen Tagen noch weit mehr als sonst zur Stadt, weil hier größerer Verdienst lockte, als wenn sie vor dem Schranke am Altstadtmarkte<sup>4)</sup> ihre Künste zeigten. Da brachte wohl ein fremder Geselle 1564 einen lebenden Adler und zeigte ihn für zwei Pfennige; da hatte ein anderer eine 18 Schuh lange Krokodilhaut (1567), deren Einzelheiten von dem wißbegierigen Zuschauer gewissenhaft in sein Tagebuch verzeichnet wurden. Ein Mann ohne Hände spielte gar zierlich die Geige; eine Jungfrau mit verkrüppelten Armen spann die feinsten Fäden. Ein Seiltänzer lief (1512) aus der Hausmannswohnung des Martinitürms nach dem Rathause hinüber, welsche Sackspringer zeigten ihre Gewandtheit usw<sup>5)</sup>. „1571 hatte Wulf Gabriel einen Winddrachen, den ließ er in der Luft schnell fliegen, und ward mit einer Linien regieret<sup>6)</sup>. Auch hatte Wulf ein schön Feuerwerk eingerichtet, erstlich einen Löwen, der stund auf einem Pfeiler, ward mit Feuerballen und Schüssen wohl zugerichtet; das Feuer schlug ihm heftig lang zum Halse heraus. Dar gegenüber war ein groß Krokodil angerichtet, auch mit viel Schüssen<sup>7)</sup>.

Auch die Glückstöpfe werden beim Schützenfeste nicht gefehlt haben, waren sie doch auch sonst in Braunschweig nicht unbekannt. Die erste Lotterie,

von der gemeldet wird, war eine städtische: „1551 Mittwochs nach Nicolai (6. Dez.), also zur Wintermesse, wurde auf dem Altstadttrathause ein Glückstopf ausgeteilt von C. E. Rate, darin bei 40 silberne Kleinodien gewesen; kostete das Zetteln 2 Mariengroschen. — Ferner wurde 1570 am 26. Oktober wieder ein Glückstopf auf dem Altstadttrathause ausgeteilt; diesen Topf hatten die Mülzer eingerichtet; kostete das Zetteln drei gute Groschen<sup>8)</sup>.

Die erwähnten Festzelte der Gilden auf der Masch wurden um 1570 nicht mehr abgerissen und auch außerhalb der Schützenfeste besucht; hier, wo die Marktmeister und andere Straßenpolizei nicht häufig waren, trieben sich die Spieler und Käufer mit Vorliebe am Sonntage, sogar zur Kirchzeit umher und gaben oft derartiges Argerniß, daß 1573 usw. gesetzlich dagegen eingeschritten werden mußte<sup>9)</sup>.

Neben diesen regelmäßigen Festen gab es natürlich viele besondere Gelegenheiten zum Feiern. Über die Familientage und das Wirtshausleben möchte ich später einiges anführen; hier mag noch einiges folgen, das mehr dem öffentlichen Verkehr angehört. — Zunächst wurde jedes größere Werk nach alten Formeln und Feierlichkeiten begotten, auch wohl beendet. Von Haus- und Wallbauten erscheint das selbstverständlich; aber auch die Errichtung des Prangers oder Galgens wurde zu einer etwas phyllisterhaften Festlichkeit benutzt. Als z. B. 1562 das Hochgericht auf dem Rennelberge wiederhergestellt werden sollte, zogen die Arbeiter, als Maurer und Zimmerleute, am 8. Oktober mit Pfeisen, Trommeln und fliegenden Fahnen dahin aus, und mußte der erste Bürgermeister Jobst Kahle den ersten Spahn von dem Hauptbalken abschlagen und den ersten Stein zur Mauer legen<sup>10)</sup>. Am 18. April 1600 mußte wegen der unbotmäßigen Soldaten für das Malefizgericht auf dem Altstadtmarkte ein Galgen errichtet werden; da sind „die Zimmerleute allesamt mit fliegenden Fähnlein herumgezogen und haben dann in der Altenwieß bei Sander Wolmanns verzehrt, woz ihnen der Rat verehrt hatte<sup>11)</sup>. Auch eine Art naiven Stolzes herrschte inbezug auf solche Einrichtungen. Als einige herzogliche konfribierte Bauern gefangen waren und ihnen jemand zurief, sie sollten an diesen Galgen gehängt werden, da protestierte die Menge mit den Worten: Nein, der ist nur für uns und unser Kinder!<sup>12)</sup> — Ähnlich war 1588 die Einweihung des steinernen Kafes auf dem Hagenmarkte vor sich gegangen, der sonst am Wohlwege lag. „Simon Sadler hat ihm den Namen gegeben, weil er zuerst daran gestrichen<sup>13)</sup>. — Auch die

<sup>1)</sup> Kalm z. J. 1617.

<sup>2)</sup> Fortf. des Schoppius. XI. 49.

<sup>3)</sup> Bestätigt durch Dekret v. 4. 4. 1617 vgl. aber Kalm z. J. 1670.

<sup>4)</sup> Die gewöhnliche Stelle der Fahrenden, vgl. C. H. 907.

<sup>5)</sup> C. H. 907. Natürlich wird nicht alles gerade zum Schützenfeste berichtet.

<sup>6)</sup> Die älteste Erwähnung eines solchen Drachens stammt, wenn ich nicht irre, aus der Zeit Maximilians I.; der Sage nach sollen ihn freilich schon die Huisiten als militärisches Signal verwandt haben.

<sup>7)</sup> C. H. 907.

<sup>8)</sup> Beides C. H. 907.

<sup>9)</sup> Urkb. I 407. 457.

<sup>10)</sup> Olsen p. 85.

<sup>11)</sup> N. Hff. 23.

<sup>12)</sup> B. H. H. II 1259.

<sup>13)</sup> Kalm.

Exekution selber, und leider nicht nur die am Branger, war für die Masse ein Fest. Man darf es derselben nicht einmal übel nehmen, wenn man liest, daß selbst die Kurfürstin von Sachsen in höchst eigener Person der Hinrichtung ihres Kanzlers Krell beigewohnt hat.

Der Vollständigkeit wegen mag auch noch das Turnier von 1544, Montags nach Esto mihi, hier eine Stelle finden, zumal es das letzte richtige Turnier ist, das hier in der Stadt abgehalten wurde. Die Ritter, sämtlich dem Heere der Schmalkaldner angehörig, kämpften in Parteien gegeneinander, deren Führer Herzog Franz von Sifhorn und der Feldhauptmann Bernhard von Mila waren. Von bekannten Namen erschienen ein Koge, vier Bartensleben, ein Bülow, ein Ribbesbüttel, ein Schächten, ein Bothmer, ein Kauschenplatt, vier Schwichelst und zwei Bock. Als Preise für das Rennen, das auf dem Altstadtmarke stattfand, hatte die Stadt fünf Kleinodien von Gold ausgesetzt, die in Augsburg gearbeitet waren. Von den ritterfähigen Stadtgeschlechtern nahm übrigens niemand an dem Kampfe teil<sup>1)</sup>. Am Abend vor dem Feste erregte Jürgen von Ribbesbüttel einen Streit, so daß „ihm das Tafellaken abgeschnitten“, d. h. die Teilnahme am Turniere versagt wurde; doch vertrug er sich noch zur rechten Zeit mit seinem Herzoge. Das Beste gewann ein Ritter Kaffer von Leipzig. — Zum Andenken hängten die Ritter ihr Wappen an einem Hause des Marktes beim Piepenbrunnen auf; als aber elf Jahre später Herzog Heinrich der Jüngere die Stadt freundschaftlich besuchte, nahm man die Wappen der ihm feindlichen Ritter wieder ab.

### Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

25. und 26. Sitzung (2. Wanderversammlung) zu Helmstedt am 22. und 23. August 1903.

Der Tagesordnung gemäß fand am 22. August nach Besichtigung des Klosters St. Ludgeri und der Walburgiskirche um 6 Uhr nachmittags in der Aula des Julius die 25. Sitzung statt. Die Zahl der eingetragenen Teilnehmer betrug 91; an den Versammlungen nahmen außerdem noch zahlreiche Einwohner der Stadt Helmstedt teil, so daß der weite Raum des herrlichen, geschichtlich geweihten Saales fast ganz gefüllt war. Der Vorsitzende, Archivat Dr. P. Zimmermann, eröffnete die Versammlung und hieß die von nah und fern Erschienenen herzlich willkommen. Schulrat Drewes gab seiner Freude Ausdruck, dem Vereine die schöne Aula als Versammlungsort zur Verfügung stellen zu können, und Bürgermeister Schönmann begrüßte als Vertreter der Stadt den Geschichtsverein mit warmen Worten.

Oberschulrat Professor Dr. Dr. Koldewey hielt einen Vortrag über Johann Caselius. Aus seinen interessanten Ausführungen ist etwa Folgendes kurz

hervorzuheben: Als Caselius nach Helmstedt kam — es war im Herbst 1589 — hatte er den Höhepunkt des Mannesalters bereits überschritten, denn er war am 18. Mai 1533 geboren. Seine Wiege hatte in Göttingen gestanden. Sein Vater Matthias v. Kessel, ein durch politische und kirchliche Wirrsale aus seiner Heimat, der niederländischen Provinz Limburg, vertriebener und seines Vermögens beraubter Edelmann von echt evangelischer Gesinnung, hatte dort nach langen Irrfahrten 1531 Unterschlupf gefunden. Der Sohn nannte sich Caselius. Er erhielt seine Schulbildung in Northheim, Sandersheim, Göttingen und Nordhausen und erwarb sich eine seltene Bekanntschaft mit den römischen Schriftstellern und die Fähigkeit, die lateinische Sprache fast wie seine Muttersprache zu gebrauchen. In Wittenberg, wo er 1551 immatrikuliert wurde, legte er den Grund zu einer Kenntnis des Griechischen, wie sie vor und nach ihm nur wenige Deutsche besessen haben. 1553 wurde er Schulgehilfe zu Neubrandenburg, wo sein Vater Schulmeister war; aber die praktische Tätigkeit sagte ihm nicht zu, und noch in demselben Jahre bezog er abermals die Universität Wittenberg, wo er 1556 seine ersten Druckschriften, griechische und lateinische Gedichte, sowie eine deutsche Weihnachtspredigt der Öffentlichkeit übergab. 1557 finden wir ihn in Leipzig und Frankfurt a. O. und 1558 kam er zum dritten Male nach Wittenberg, jetzt als Leiter einer Privatschule, in der besonders das Griechische fleißig traktiert wurde. Schon damals wurde er sehr hoch geschätzt, erhielt die Würde eines Poeta laureatus und wurde von Melancthon auf das Wärmste empfohlen. 1560 reiste er auf Kosten des Herzogs Johann Albrecht I von Mecklenburg nach Italien, wo er in Bologna und Florenz seine Studien fortsetzte. 1563 wurde er ordentlicher Professor zu Rostock. Zwei Jahre später begab er sich abermals mit Unterstützung des Herzogs nach Italien und erwarb 1566 zu Pisa die juristische Doktorwürde. 1568 nahm er seine Lehrtätigkeit in Rostock wieder auf und setzte sie 21 Jahre lang fort. Er genoß hier sehr hohes Ansehen und bildete den Mittelpunkt für alle humanistischen Bestrebungen.

Was zur Berufung des großen Gelehrten nach Helmstedt geführt hat, ist vorzugsweise der Verfall der griechischen Studien auf der Juliusuniversität gewesen, der hauptsächlich dem Anhang des Petrus Ramus zuzuschreiben ist. So war denn die Erklärung griechischer Schriftsteller dort seine Hauptaufgabe. Daneben hat er eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet; aber mächtiger als durch theoretische Unterweisung hat er durch Vorbild und Beispiel gewirkt. Groß war die Wirkung seiner ganzen Persönlichkeit, in der Gottesfurcht, sittlicher Ernst, Nächstenliebe, heitere Seelenruhe, anmutige Unterhaltungsgabe, taktvoller Freimut, friedlicher Sinn, Weltflucht, Freundestreue, Gastlichkeit und zu dem allen eine

unauslöschliche Begeisterung für das Gedeihen der Jugend zu harmonischer Einheit sich zusammenschlossen. In besonderem Grade besaß Caselius die Gabe, talentvolle Schüler an sich zu fesseln. So wurde er Begründer einer Schule, deren Mitglieder sich bestrebten, ihm nachzueifern, in seinem Sinne weiter zu wirken. Es lebte in ihnen Caselius Einfluß fort. In keinem aber kräftiger und nachhaltiger als in dem großen Theologen Georg Calixt, der weit über seine Lebenszeit hinaus († 1656) der theologischen Fakultät, ja der ganzen Universität den Stempel seines Geistes ausdrückte. Trotz alledem stellten sich Caselius bei seiner Wirksamkeit in Helmstedt schwer wiegende Hindernisse in den Weg. Sie gingen aus von streng konfessionellen Lutheranern, zu denen Calvinisten als Bundesgenossen hinzutraten. Diese Streitigkeiten werfen über den Lebensabend des Humanisten dunkle Schatten. Schmerzhafte Trauerfälle in der Familie und finanzielle Sorgen kamen hinzu.

Wenn Caselius trotzdem nicht verzagte, so bewahrte ihn davor die ihm innewohnende Ruhe der Seele, die in einem tiefen Gottvertrauen wurzelte. So ging er denn, Sokrates gleich, in heiterer Geistesklarheit dem Tode entgegen, der den fast 80jährigen am 9. April 1613 aus den Mühlsalen dieser Erde mit sanfter Hand hinwegnahm. Ehre seinem Gedächtnis!

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Baurator Gähler über die Baugeschichte des Zuleums. Nachdem die Ausführung dieses herrlichen Renaissancebaues 1592 beschlossen war, begann der Bau 1593 und kam erst 1612 zum Abschluß. Die Gliederung des Baues ergab sich daraus, daß für drei Fakultäten je ein Auditorium zu schaffen war. So entstand im Erdgeschoß der schöne große sich durch das ganze Gebäude erstreckende Raum als Auditorium für die Theologen und zugleich als Aula, während für Juristen und Mediziner das erste Stockwerk in zwei Säle geteilt wurde, welche gegenwärtig die Bibliothek enthalten. Zum Schluß entwickelte der Vortragende ein Lebensbild des Baumeisters Paul Franke, dessen volle Wiedergabe im Br. Magazin zu erwarten steht. Großen Beifall fanden auch die großen trefflich ausgeführten Kreidezeichnungen, die zum Schluß des Vortrages enthüllt wurden und neben dem Grabsteine Paul Frankes mit seinem Bildnisse das Zuleum in Helmstedt und die Marienkirche in Wolfenbüttel, seine bedeutendsten Schöpfungen, plötzlich klar und deutlich vor Augen stellten. Museumsdirektor Professor Dr. Meier entwickelte als dritter Redner seine Gedanken über die Aufgaben der Denkmalspflege in Helmstedt. Auch über diese Ausführungen werden wir hoffentlich bald ausführlichere Mitteilung machen können.

Folgenden Tags wurde Kloster Marienberg besichtigt, wo Frau Domina v. Weltheim in dankenswerter Art dem Vereine Gelegenheit gab, auch die

wertvollen Paramente des Klosters in vorzüglicher Aufstellung in Augenschein zu nehmen. Nach eingehender Besichtigung des Zuleums hielt in dessen Aula Dr. Steinacker seinen angekündigten Vortrag über Fachwerkbauten, der an der Spitze dieser Nummer zum Abdrucke gelangt ist. Nachmittags fand der angelegte Ausflug nach Marienthal statt, in dessen schöner Klosterkirche Pastor G. Dammöhrer die Versammlung begrüßte. Von dort ging es trotz heftigem Gewitterregen nach Walbeck weiter, wo dann wieder bei hellem Sonnenschein die malerisch gelegenen Ruinen der stattlichen Stiftskirche besichtigt wurden, die, in der westfälischen Zeit noch in gottesdienstlichem Gebrauche, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts einen so traurigen Verfall gefunden hat.

## Bücherschau.

G. Herz, Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschland. Mit fünf Karten. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß 1903. X u. 143 S. gr. 8° 6 M.

U. u. d. T.: Theatergeschichtliche Forschungen. Hrsg. von Berth. Vilmann. Heft XVIII.

Das Buch, in dem nach dem Vorgange Goedekes und Creizenachs das ganze einschlagende Material in dankenswerter Weise zusammengestellt ist, zerfällt in zwei Teile. In dem ersten werden uns „die Wanderfahrten der englischen Schauspieler“, die in zehn verschiedene Truppen verteilt werden, vorgeführt; in dem zweiten wird „das Repertoire der Engländer“ eingehend erörtert. Für uns das meiste Interesse hat natürlich „die Sadeville'sche Truppe“, die auf S. 32—38 behandelt wird. Hat doch der Engländer Thomas Sadeville, wie wir wohl besser schreiben, im Dienste des Herzogs Heinrich Julius gestanden und in Wolfenbüttel eine zweite Heimat gefunden. In dem Vorworte schreibt der Verfasser, daß seine Arbeit bereits Anfang 1902 abgeschlossen gewesen sei. So konnte er die Aufträge, die im vorigen Jahrgange des Br. Magazins S. 37 ff. 53 ff. und 65 ff. über englische Komödianten am Hofe zu Wolfenbüttel und in Braunschweig erschienen, nicht mehr benutzen. Andererseits würde deren Verfasser zu Änderungen oder Zusätzen durch das vorliegende Werk kaum veranlaßt worden sein. Wo Herz von ihm abweicht, ist dies schwerlich mit zureichendem Grunde geschehen. Daß der Braunschweigische Hof zu Wolfenbüttel das Ziel der Fahrt der Truppe Browne im J. 1592 war (S. 8), ist möglich, aber doch bis jetzt durch nichts bewiesen. Wir können deshalb auch nicht, wie Herz es S. 32 tut, mit Sicherheit sagen, daß Sadeville 1592 „zunächst für kurze Zeit an dem Braunschw. Hofe Aufenthalt genommen habe“. H. scheint mir mit seinen Schlüssen etwas zu schnell zu sein. Von dem Prinzen Christian (besser Markgrafen Christian Wilhelm) von Brandenburg

sagt er, er sei mit dem Herzoge Heinrich Julius 1604 innig befreundet gewesen und später sein Schwiegersohn geworden. Ersteres scheint mir bei dem großen Altersunterschiede — der Brandenburger wurde Ende August des Jahres erst 17 Jahr alt — etwas unwahrscheinlich. Als aber Christian Wilhelm Dorothee, die Tochter des Herzogs, heimführte, ruhte dieser fast schon 1½ Jahre im Sarge. S. 63 ist zum Februar 1608 „Wolfenbüttel“ statt „Braunschweig“ zu lesen.

**Karl Schattenberg**, Zur Geschichte von Schlieftedt und Warle. Zumeist nach ungedruckten Akten bearbeitet. Mit Abbildungen. Braunschweig u. Leipzig, H. Wollermann 1903. 120 S. 8°. 1,50 M.

Die Zahl unserer heimischen Dorfgeschichten erhöht durch das vorliegende Büchlein, dessen Verfasser sich bereits durch eine Arbeit über das Dorf Eikum (vgl. Br. Mag. 1895 S. 7) vorteilhaft bekannt gemacht hat, eine dankenswerte Bereicherung. Er nennt sein jetziges Werk „zur Geschichte von Schlieftedt und Warle“ und deutet dadurch schon an, daß er die Geschichte jener Orte nicht in vollem Umfange behandelt. Es fehlt z. B. ganz eine Darstellung der agrarischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die uns kulturgeschichtlich nicht minder willkommen gewesen wäre. Doch wir wollen dankbar sein für das, was er uns geboten. Das ist zunächst eine kurze Geschichte der Burg und der Kirche zu Schlieftedt. Über die Lage der alten Burg der von Schlieftedt, die der Verfasser ohne Not sofort zu Raubrittern macht, scheint durch die Ausgrabungen, die Frau Baronin von Adelefsen, die jetzige Besitzerin des Rittergutes, hat veranstalten lassen, völlige Klarheit noch nicht erreicht zu sein; hoffentlich führt eine Fortsetzung der Arbeiten demnächst noch zu sicherem Ergebnisse. Dann handelt der Verfasser je in einem Abschnitte über die Besitzer des adligen Gutes Schlieftedt (S. 13—44), über die dortigen Prediger (S. 45—80) und über die Lehrer (S. 81—92). Unter den Besitzern ist namentlich der verdiente Staatsminister Schrader von Schlieftedt hervorzuheben (S. 26 ff.), der, wie als Beamter, so auch als Privatmann industrielle und humanitäre Bestrebungen nach Kräften unterstützte und insbesondere dem Schulwesen in Schlieftedt große Sorgfalt zuwandte. Für die Charakteristik des Mannes sind die hier gemachten Mitteilungen von entschiedenem Werte. Unter den Pastoren ragt besonders (S. 57 ff.) Franz Anton Knittel hervor, der später als Entdecker der Bruchstücke einer Ulfilashandschrift auf der Wolfenbüttler Bibliothek sich auch in der wissenschaftlichen Welt bekannt machte, dann auch Georg Christian Bartels, der als Abt und Vizepräsident des Herzoglichen Konsistoriums in Wol-

fenbüttel 1858 gestorben ist. Neu wird vielen der S. 60 erzählte Versuch sein, die Stadt Schöppenstein, als sie nach dem großen Brande vom 1. Okt. 1743 wieder aufgebaut wurde, nach dem Herzoge Karl I. Karlstadt zu nennen. Der Name begegnet übrigens nur sehr vereinzelt, und scheint man verständiger Weise amtlich an seine Einführung gar nicht gedacht zu haben. Den Rest des Buches (S. 93 bis 120) nimmt in gleicher Bearbeitung das Dorf Warle ein, in kirchlicher Beziehung eine Filiale von Schlieftedt. Mit dem Rittergute zu Schlieftedt ist zeitweise das von Klübingen vereinigt gewesen, das daher auch hier wiederholt erwähnt wird. Wir dürfen wohl bald auch über die Geschichte dieses Ortes und seiner interessanten Kirche auf eine Arbeit von demselben Verfasser hoffen. Da das Buch namentlich auch für die Personalgeschichte von Interesse ist, so wäre zur Erleichterung der Benutzung die Beigabe eines Registers erwünscht gewesen.

**Wilhelm Naabe**, Prinzessin Fisch. Eine Erzählung. 2. Auflage. Berlin, Otto Janke 1903. 217 S. 8°. 3 M.

Die erste Auflage erschien 1883. Es ist erfreulich, daß auch von diesem Werke nun endlich eine zweite Auflage nötig geworden.

Im **Braunschweiger Sonntagsblatte** möchten wir ganz besonders auf die Fortsetzung der Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher von Johannes Beste hinweisen, deren wir bereits S. 36 gedachten. Es enthält Nr. 21 einen Aufsatz über den Generalsuperintendenten Henke, Nr. 28 über den bedeutenden Theologen Ludwig Ernesti, der jahrzehntelang die Seele der hiesigen Kirchenverwaltung war; Nr. 33 über Joh. Gottfr. Chr. Dampföhrer und Nr. 36 über Wilh. Krägelius. — Über einige Anstalten der Inneren Mission in der Stadt Braunschweig handelt ebenfalls eine Reihe von Artikeln: Fischer in Nr. 26 und 27 über die Blinden-Erziehungsanstalt, Sievers in Nr. 30 u. 31 über das Waisenhaus Beatae Mariae Virginis, Rathinka Schulz in Nr. 34 über Luise Böbbecke und die Erziehungsanstalt für weibliche Diensthofen, Clemen in Nr. 35 über das Rettungshaus bei St. Leonhard und Buschmann in Nr. 38 über das Marienstift. — Verlich schreibt in Nr. 13 u. 32 über die neue St. Johanniskirche und deren Turmweihe, in Nr. 18 über unser neues Gesangbuch.

**Evangelisches Gemeindeblatt**. Nr. 19. Das neue Gesangbuch. — 21. Der Zusammenfluß der deutschen Landeskirchen. — 29. Die Eilenacher Beichtstühle. 37 u. 38. Diestelmann, zum Pfarrwahlrecht der Gemeinden.

**Evangelisch-lutherische Wochenblätter**. Nr. 28—30. Der Instruktionkursus auf dem Gebiete der Innern Mission in Braunschweig für Geistliche. — 33. Die rhythmischen Choralmelodien. — 34. Die sogenannte Schulausgabe des Gesangbuches. — 38. Der theologische Kursus. — J. H. Alb. Fricke, Wünsche und Vorschläge hinsichtlich des Konfirmanden-Unterrichts.

**Bühne und Welt**. V. Jahrgang. Nr. 10. S. 404—410. Sigmund Schott, Lessingiana; S. 417—424 Fritz Hartmann, das Hoftheater in Braunschweig.

**Deutsche Revue**. 28. Jahrgang 1903. Maiheft S. 173 bis 183 und September S. 326—335 Aufzeichnungen des Freiherrn v. Gramm-Burgdorf I u. II.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr. Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Oktober.

Nr. 10.

[Nachdruck verboten.]

## Vollksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege

von G. Hasselbrauk.

(Schluß).

### V. Das tägliche Leben.

#### 4. Wirtshausleben.

„Ein jeder soll sehen, wen er herberget. Neme dar Schade von, und der Wirt bedacht würde, daß er kein fleißig Aufsehens auf den Gast gehabt hatte, so soll der Wirt willkürlich gestrafet werden“. Diese Mahnung geht durch alle Stadtordnungen des 16. Jahrhunderts, sodaß klar ist, daß jeder Bürger das Recht hatte, Gäste für längere oder kürzere Zeit aufzunehmen. Aber wenn auch dies Recht blieb und stets ausgeübt wurde, so richteten sich doch bei dem lebhaften Handelsverkehre, der in der Stadt herrschte, manche darauf ein, durch das Herbergen und Bewirten zu verdienen. So erwuchsen im Laufe der Zeit Wirtshäuser von verschiedenem Charakter.

Vor allem sind wichtig die eigentlichen Herbergen, die etwa die Stelle unsrer Hotels vertraten. Es waren meist große Baulichkeiten mit zahlreichen Räumen, auch einer großen Gaststube, in der gegessen und getrunken wurde. Durchweg hatten die Inhaber solcher Geschäfte die Braugerechtigkeit, trieben auch daneben wohl andere Geschäfte, wie Kaufmannschaft oder Ackerbau. — Die vornehmste derartige Firma war die von Meine von Peinen, „zur güldenen Kugel“ auf der Scharnstraße<sup>1)</sup>; sie wird in Akten und Liedern fast immer mit diesem Namen bezeichnet, obgleich um 1600 der Besitzer Hans von Peinen hieß<sup>2)</sup>. Der Wirt gehörte zu den begüterten Patriziern, handelte mit Tuchen aller

Art z. B. nach Frankfurt und besaß Acker, Gärten und sogar am Rußberge einen Weinberg, in dem ein Lusthaus stand. In dieser Herbergekehrten regelmäßig die vornehmsten Fremden, speziell die Fürsten ein; so 1538 König Christian II. von Dänemark, 1544 Herzog Franz von Gifhorn, 1604 der „Fürst von Darnenberg“ und viele andere. Die Kaiserlichen Gesandten von 1602 fanden darin einen Beweis von Nichtachtung, daß ihnen in Peinens Hause die Herberge versagt wurde; „weil dieselbe bereits voll Edelleute und Reuter gelegen, als hat man sie in Christoffe Horns Haus „zum güldenen Löwen“ bei St. Martins Kirchhof gewiesen“<sup>3)</sup>. 1538 wurde noch ein zweiter Peinen als Herbergswirt erwähnt; ob derselbe aber das Bewirten als Geschäft ausgeübt hat, ist ungewiß.

Sehr besucht waren auch die beiden Hornschen Herbergen. Die eine, 1600 von Christoff geleitet, lag, wie eben gesagt, am Martinikirchhofe und bestand aus Sonnenstraße 4 und dem Eckhause, war vielleicht auch mit dem dazwischenliegenden Pfeifenturme vereinigt. Sein Verwandter Adrian wohnte auf dem Radeklinte und wurde besonders von Kaufleuten und Studenten besucht. Dieser Adrian hat sich als Faktor des Abraham Simons 1599 eine schlimme Berühmtheit erworben. Auch die Horns waren übrigens Patrizier und gehörten zur Klippgesellschaft.

Diese drei Herbergen werden am häufigsten erwähnt. Seltener kommen vor (um 1600) Klaus Dusen (Dohusen) Haus „Zur güldenen Rose“ am Kohlmarke, Andreas Brandes auf dem Schilde, Hoier Mörder, der zugleich Goldschmidt und Ziwelner war, „zur güldenen Sonne“, dann der „güldene Stern“ auf dem Kohlmarke, das Haus bei den sieben Türmen, und endlich „der Schwan“, heute „Blauer Engel“. Es ist wohl nicht bloßer Zufall, daß alle diese Herbergen der Altstadt angehören; denn hier vor allem war ja der Handels- und Fremdenverkehr konzentriert, vornehmlich zu

<sup>1)</sup> Später der „Englische Hof“. Der Name C. H. 970 (Diarium) z. J. 1602. 11. Juli.

<sup>2)</sup> Vgl. Illustre Examen S. 42; Jtichr. des Harzvereins 1902 S. 100.

<sup>3)</sup> N. Hg. 23.



den Zeiten des freien Marktes. Der Preis für ein Nachtquartier war in den gewöhnlichen Herbergen 3 Mariengroschen<sup>1)</sup>. Daneben sind die Nachrichten unzählig, daß auch Private, ohne eine eigentliche Herberge zu besitzen, Gäste gegen Entgelt aufnahmen. So der Hauptmann Hans Siebels<sup>2)</sup>, dann ein Schuhflicker am Wendengraben<sup>3)</sup>; 1538 wohnte Landgraf Philipp von Hessen bei einem von Damm, der Kurfürst von Sachsen bei Bürgermeister Albrecht Rasm<sup>4)</sup> u. s. w. Daß die Ralen eifersüchtig ihr Privilegium hüteten, die Landesfürsten zu bewirten, ist schon gesagt.

Einen anderen Charakter, mehr den einer Restauration, hatten die verschiedenen Ratskeller, die im Erdgeschoße der betreffenden Rathhäuser lagen. Sie waren sämtlich Eigentum der Stadt, bez. des Weichbildes, wurden vom Räte verpachtet und durch die Zehnmänner beaufsichtigt und verwaltet. Der besuchteste Keller, der der Altstadt, brachte bis 1625 jährlich 400 Taler Pacht<sup>5)</sup>; erst in diesem Jahre beschwerte sich der Wirt über die allzugroße Höhe derselben. Der Rat aber meinte, es liege wohl daran, daß der Wirt nicht gut haushalte, und setzte f. g. Bierherren ein, unter ihnen einen Bürgermeister Adrian und einen Zehnmann Kurt von Horn, welche scharfe Aufsicht führen sollten<sup>6)</sup>. — Etwas früher bezahlte Hans Lüders, Wirt zum Altwiekkeller, jährlich 45 Taler Pacht. — Wenn der Wirt sein Amt übernahm, mußte er dem Räte eidlich versprechen, nicht zu pantschen, rechtes Maß zu schenken, auch alle vier Wochen Accise und Kopenschilling, d. i. Einfuhr- und Verbrauchssteuer, richtig einzuliefern. Ferner mußte er geloben, keinem, er sei wer er wolle, ohne genügendes Pfand auf Kerbhölzer Wein oder Bier zu verabsorgen<sup>7)</sup>. Gezahlt wird nur an den Wirt oder den Schenken, wenn auch die Mägde bei der Bedienung helfen. Jene legen alles Geld in eine Kasse, deren Bestand beliebig geprüft wird, und dürfen immer nur für einen Taler Kleingeld zum Wechseln in der Tasche führen. — Dafür hat der Wirt freie Wohnung, und zwar in einem Nachbarhause, das im Hagen „der Engel“ hieß, Feuerung, Licht und Trunk. Ferner bekommt er von dem, was er ausschenkt, Prozente, so von jedem Faß Broihan 4 1/2 Mgr. Schweine darf er zwar mästen, was ihm ja bei dem vielen Abfalle billig kam, aber weder in noch neben dem Ratskeller selbst. — Den geringsten Verkehr scheint nach 1600 der Neustadt-

keller gehabt zu haben. Es ging sogar 1622 „die gemeine Sage, daß die Gäste, welche den Keller zu besuchen pflegten, mit dem Wirte nicht zufrieden wären“. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß die Burgherren (bis 1584) und später der Amtmann, wenn sie mit dem Räte oder anderen das Wohl des Wintes sich oder Wendhausens auf dem Marstalle berieten, sich das dazu nötige Bier nicht von dem dicht dabeiliegenden Neustadt Keller, sondern vom Hagenkeller holen ließen<sup>8)</sup>. Nur 1604 scheint der Wirt besser gewesen zu sein<sup>9)</sup>. Dagegen war der Hagenkeller um 1600 sehr besucht, besonders von den Gegnern Brabant's; der Wirt, Joachim Scheppelmann, war sogar eine Hauptstütze des Rates gegen die Demokraten<sup>10)</sup>.

Zu dieser Gattung gehörten auch die Krüge in den Landwehrtürmen, von denen der Rasturm am häufigsten erwähnt wird. Die glänzendste Zeit des letzteren fällt zwar erst in die letzten Jahrzehnte der Stadtfreiheit, wo die Patrizier und Ratsherren sich diesen Punkt neben Beltenhof ausgewählt hatten, um fern von den mißtrauischen Augen der Bürgerschaft ihre Orgien zu feiern; aber auch vor dem dreißigjährigen Kriege war er stark besucht. Die drei Rastteiche wurden wiederholt, 1623 mit gutem Erfolge, mit Fischen besetzt. Autor Kerkmann, in dieser Zeit Wirt, muß auch diese Teiche beaufsichtigen, „auf daß nichts gestohlen werde“. Er zahlt, wie es scheint, keine Pacht, aber er bekommt auch nichts weiter als das Gras und Rohr auf den Teichdämmen und jährlich von den Zehnmännern ein Paar Stiefel<sup>11)</sup>.

Die große Masse der Wirtshäuser aber bestand aus Klipkrügen, Privatschenken ohne eigene Braugerechtigkeit. Die Wirte dieser Kneipen werden besonders gern mit dem Namen Taberner oder Barnewohner (Brantweinschenker) bezeichnet, wenn gleich der erste Name auch für die übrigen Anwendung findet. — Der Neue Rezeß von 1602 wollte alle diese Wirtshäuser abschaffen, weil die Schlemmerei gerade durch diese ins unendliche vermehrt würde, „und mancher Bürger lieber täglich im Saufe leben und faulenz, als sich und die Seinen in seiner Werkstatt und sonst seinem Berufe im Schweiße seines Angesichts ernähren will“<sup>12)</sup>. Ob dies der wahre Grund gewesen ist, oder nicht vielmehr der Konkurrenzneid der gildeberechtigten Brauer, will ich dahingestellt sein lassen. Es sollten bestehen bleiben nur die Krüge der Gilden, sowie das speziell Kliphäus genannte Weinlokal der Patrizier im Gewandhause<sup>13)</sup>. Übrigens finden sich solche Kliphäuser 1605 noch zahlreich in- und außerhalb der Mauern,

<sup>1)</sup> Rechnungen des Amtmannes.

<sup>2)</sup> Br. Hist. Handel II 1753.

<sup>3)</sup> Br. Hist. Handel II 1363.

<sup>4)</sup> Schoppius.

<sup>5)</sup> Der Zehnmänner Beschlüsse.

<sup>6)</sup> Die in den Stadtordnungen früher erwähnten Bierherren hatten den Export zu beaufsichtigen. Diese Verpflichtung wird zuerst erwähnt in dem Eide Urfs. I, 568, Zeit unbestimmt.

<sup>7)</sup> Eid des Wirts im Hagenkeller vom 26. Febr. 1624 in den Beschlüssen der Zehnmänner.

<sup>8)</sup> Rechnungen des Amtmannes Benedikt Müller 1607.

<sup>9)</sup> Br. Hist. Handel II 2316.

<sup>10)</sup> Br. Hist. Handel II 2413.

<sup>11)</sup> Zehnmänner.

<sup>12)</sup> Art. 31.

<sup>13)</sup> Im 16. Jahrhundert wird ein ähnlicher Klub auch im Hagen erwähnt, der aber geringere Bedeutung gehabt hat.



z. B. auf dem Rennelberge, und nehmen von da ab wieder zu.

Ich will hier nur kurz beifügen, daß von den umliegenden Dörfern nicht jedes einen Krug besaß; so gab es im 16. Jahrhundert im Amte Eich nur 8 Krüge<sup>1)</sup>. Bei Wendhausen, an der (alten) Straße nach Wolfenbüttel im Walde lag auch ein Nobiskrug, der herrschaftlich war<sup>2)</sup>.

Was gab es nun hier zu essen und zu trinken? Kam der solide kleine Mann ins Wirtshaus, so aß er zu seinem Biere meist einen Süßmilch- oder Quarkkäse, auch wohl einen Hering. Das Lieblingsgericht der Braunschweiger aber scheint, aus der außerordentlich häufigen Erwähnung zu schließen, Rindfleisch mit Wein- oder Holzeßig und Marreitt (Meerrettig) gewesen zu sein, wozu Roggen- und Weizenbrot gegessen wurde. Die Portion an sich kostete 2 Mariengroschen, doch mußten die Zutaten mit 6 Pfennig und das Brot mit einem Groschen besonders bezahlt werden. In den städtischen Kellern wurde Roggenbrot gebacken, während das Weizenbrot in genau berechneten Quantitäten vom Bäcker bezogen wurde. Vielfach wurde übrigens dem frischen Rindfleisch das Drögefleisch vorgezogen. — Auffällig ist auch im Wirtshause der starke Konsum an Fischen. Außer Hering und Wüdling gab es Karpfen und Hechte, Stockfisch und Schollen. Die Portion von den ersteren kostete 1607 7½ Mariengroschen, von den letzteren nur 2. Eier und Gemüse werden in den Schenken selten gefordert, wohl aber Salat mit Baumöl und Essig, und als Nachtisch Erbschoten und Kirschen<sup>3)</sup>. — Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. wenn die Ratsherren oder der Amtmann mit seinen Hogrefen und Börgen sich von ihren Amtsmühen im Wirtshause erholten, gab es natürlich bessere Kost. Da kamen auf den Tisch junge Hühner (2 Mgr.), Hasenbraten (15 Mgr.), Rehsteule (12 Mgr.), Kalbs- und Gänsebraten, auch Neumangen, flämischer Hummer (4 Mgr.) und Krebse (6 Mgr. das Schock).

Wiel wichtiger aber war für unsere niederfächsischen Vorfahren, die nach Ulrich von Hutten's Zeugnis stets hinter der Flasche saßen, das Getränk, und zwar hauptsächlich das Bier. Es galt nicht als Genuß-, sondern als Nahrungsmittel und wurde als Stärkung für Kranke und Wöchnerinnen viel gebraucht. Die Braunschweiger Biere wurden in Stübchen (Quartier) und Halbstübchen oder Kännchen verschenkt; ein Stübchen guter Mumme kostete 2 Mariengroschen. Auffällig ist die große Anzahl fremder Biere, die hier getrunken wurden; aber wie heute, waren sie auch damals der Mode stark unterworfen. Bis 1560 hin herrschte das Gimbecker und das Danziger<sup>4)</sup> Bier vor; nach Gimbeck nannte sich

sogar eine Herberge. Um 1600 wird das erstere selten, das letztere gar nicht mehr erwähnt, obgleich der Handel mit Danzig sonst nicht geringer geworden war. Dagegen hatte das Hamburger Bier sich nicht nur gehalten, sondern sogar neben der Mumme die herrschende Stellung bekommen. Das Stübchen kostete übrigens 4½ Mariengroschen. Sehr beliebt war außerdem der Hannoversche und hiesige Broihan, der Goslar'sche Krug, das Herbfster und Gardelegener Bier.

Wein wird im Wirtshause weniger getrunken, der Moselwein und der Italienische überhaupt kaum erwähnt. Rheinischer Wein nahm immerhin die erste Stelle ein, neben ihm standen Fransche (französische) und spanische Sorten, von letzteren besonders die von Alicante.

Mehr als man denken sollte, wurde bereits Kornbranntwein getrunken. Er wurde zum Teil hier selbst hergestellt<sup>5)</sup>; auch Schöppenstedter und besonders rheinischer Brantwein wird verkauft. Liköre, z. B. aus Anis, werden nur hier und da erwähnt.

Das Leben im Wirtshause war dem heutigen nicht ganz unähnlich, nur daß weit mehr, besonders Bier, vertilgt wurde. Dabei war das Gesundheitstrinken sehr üblich; auch die f. g. Umtrünke waren häufig. Man erzählte von Krieg und Krankheit, von Wunderzeichen und Schwänken und schalt gar gern auf die Obrigkeit und den Herzog. Es hatte auch wohl jemand ein Zeitungsblatt erstanden, in dem von der drohenden Stellung des Türken gegen den Kaiser, von der Geburt von Vierlingen in Helmstedt, von der „erschrocklichen Ermordung“ des Königs Heinrich IV. von Frankreich die Rede war, und las es den andächtig Lauschenden vor. Daß gesungen wurde, ist wahrscheinlich; doch habe ich keine derartige Andeutung gefunden. Dagegen ist recht viel gespielt, Brettspiel und Karten; und noch öfter wurde das verpönte Dobbels- (Hasard-) Spiel mit dem Beutel oder dem Glücksrade<sup>6)</sup> geübt, das viele Vermögen untergrub. — Der Abendtrunk war weit regelmäßiger als heute; wurde doch auch Brabant bei diesem in Arnd Bierischwalen Hause an der langen Brücke (das Einhorn) überfallen. — Die Sitte, Trinkgeld zu geben, scheint damals nur auf die wohlhabenden Klassen beschränkt gewesen zu sein<sup>7)</sup>.

Interessant ist es, bei dieser Gelegenheit einmal über das alltägliche Leben hinauszugehen und zu fragen, wie große Gastereien abgehalten wurden. Es wurden dazu besondere Köche herangezogen, von denen 1608 der bekannteste Jochim hieß. Dieser bekam als Tagelohn 1 Gulden und 4 Marien-

<sup>1)</sup> Rechnungen.

<sup>2)</sup> Br. Hist. Handel II 1672 ff.

<sup>3)</sup> Schiller-Stübchen II 454.

<sup>4)</sup> Urkb. I 391.

<sup>5)</sup> Urkb. I 383. (z. J. 1537).

<sup>6)</sup> Erster Notiz in den Stadtordnungen, das Glücksrad nach Ratsprotokoll vom 4. Mai 1607 auf dem Hagenmarkte.

<sup>7)</sup> Rechnungen des Amtmanns v. 1607/8 mehrfach.

großchen, galt als Ratskoch<sup>1)</sup> und mußte die Herren auch auf die Dörfer begleiten, wenn hier große Verhandlungen mit offiziellem Essen stattfanden<sup>2)</sup>. — kamen vornehme, wohl gar fürstliche Gäste, so wurden sie im Saale des Altstadttrathauses bewirtet. Man höre dazu folgende Schilderungen.

„1542 am Bartholomäustage (24. Aug.) Donnerstag machte E. E. Rat auf dem Altstadttrathause ein köstlich Abendessen; dazu waren gebeten Chur- und Fürsten, Räte und Städte des evangelischen (d. i. schmalkaldischen) Bundes, der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Ernst (der Bekanner) von Lüneburg, Herzog Wilhelm von Braunschweig, (der Bruder des feindseligen Heinrichs d. J.), Graf Wilhelm von Fürstenberg und andere. „Wiewohl das Vorgebäu des Rathauses groß ist, wurde es doch voll von den Fürsten und ihren Trabanten, und alles Ding ward wohl ausgerichtet, stattlich und sehr ordentlich. Da ward geschafft allerlei Getränke von den besten, und über 60 gute Gerichte gespeist und Chur- und Fürsten in Herrlichkeit fürgetragen. Zu Mitternacht ritten sie nach ihrer Herberge. — Freitags ward gehalten eine Nachkollation von E. E. Räte in Braunschweig und den Thron, dar da genug und zur Fülle übrig geblieben.“<sup>3)</sup>

1555. Herzog Heinrich der Jüngere lud sich samt seinem Sohne Julius beim Räte zu Gaste. „Den Herren wurden zehnerlei Getränke geschenkt, darunter war der rheinische Wein das geringste; der alte Fürst war sehr fröhlich“, u. s. w.<sup>4)</sup>

1569. Das Hulbigungseffen für Herzog Julius mag den Beschluß bilden. Dasselbe begann um eins und währte bis auf den Abend, worauf dann bis Mitternacht getanzt wurde. Die Speisenfolge war diese:

1. Rindfleisch mit einer Suppe, gebratene Hasen, Rebhühner und eine Birnpastete.
2. Vogel gekocht, frischer Lachs.
3. Hirsenmehl gekocht und ein Weinmus.
4. Hirschenwildpret und Mandelkase.
5. Hirschgebratenes in Pasteten und Schöpfenfleisch.
6. Krammetzvogel gebraten, gesottene Quappen(?).
7. Spanferkel gebraten, trockne Föhren und gesottene Schnepfel<sup>5)</sup>.
8. Mandeltorte, Gründlinge.
9. Ferkelgallert, Schlörken<sup>6)</sup>, ein Gebratenes(?).
10. Muscheln in Pasteten, der Teig war mit Mandeln und Rosinen gebacken.

<sup>1)</sup> Auch der Rat in Schöppenstedt hatte einen Koch. Br. Hist. Handel II 1800.

<sup>2)</sup> Wehmütig bemerkt zu einem solchen auswärtigen Tage (1608 zu Albeffe) der Amtmann: Hat alles 40 Gulden gekostet, und ist nicht vor 5 Pfennig ausgerichtet.

<sup>3)</sup> Forts. des Schoppins, bez. XI, 49.

<sup>4)</sup> Andere Fortsetzungen.

<sup>5)</sup> Fische. Föhre = Forelle. Schiller = Lübben V 410. Schnepfel, auch Vulk, polipus, ib. IV 273.

<sup>6)</sup> Fisch.

11. Krebse, Karpfenpastete.

12. Brot, Fische, Rükchengebackelse, Parmesankäse und Butter.

Bei jedem Gange wurde auch ein f. g. Schausseffen aufgetragen, wohl ein Kunstwerk aus Dragant oder Zuckergebäck.

Darnach ward aufgetragen allerhand Zuckergebäckelse von allerlei Arten, Äpfel, Birnen, Kirschen, welche E. E. Rat von Antorf (Antwerpen) hatte bringen lassen; darnach von allerlei herrlichem Obst Früchte, die hier gewachsen, und sonst was die Küche hier erdenken konnte, daß die Fürstentische ganz voll besetzt wurden. Das Getränk war Malvasier, Alicante Wein, Luttertrank<sup>7)</sup>, Rheinischer Wein, Hamburger und Braunschweiger Bier. — Die Reifigen und Knechte wurden in Ripen Hause wohl bewirtet und bekamen Hamburger Bier, Braunschweiger Weißbier und Mumme<sup>8)</sup>.

## 5. Hochzeitsgebräuche. Rindtaufen.

### Begräbnisse.

Chriacus von Bechelde der Jüngere, Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters von 1569, hatte Walpense (v. Walbeck) Tochter lange lieb gehabt, durfte sie aber nach der Kirchenordnung nicht heiraten, weil er und die Mutter seiner Geliebten Bruderskinder waren. Da das Verhältnis nicht ohne Folgen geblieben war, verließ das Mädchen am 4. März 1575 heimlich Vaterhaus und Heimat und flüchtete nach Bormum; dasselbe tat auch der junge Bechelde. Jahrelang sind die Liebenden umhergezogen, bis sie endlich 1579 bei Hannover einen Geistlichen fanden, der sie ehelich zusammentat<sup>9)</sup>.

Diese kleine Geschichte zeugt von der Engherzigkeit der Braunschweigischen Ehegesetze nicht weniger als von der Möglichkeit, daß eine starke Leidenschaft doch Mittel fand, sie zu überwinden. Das Volkslied jener Zeit atmet ebenso wie das heutige die Sehnsucht nach häuslichem Glück; es jubelt und klagt über Treue und Untreue in der Liebe. Die städtische Geschichte jener Tage gibt noch manch andere Bestätigung dafür, daß die Liebe und die Ehe nicht immer nur ein Handelsgeschäft gewesen ist, wie man gar zu leicht anzunehmen geneigt ist. — Ein junges Mädchen aus Braunschweig hatte mit einem Geistlichen in Hildesheim ein Verhältnis; dieser hatte ihr auch die Ehe versprochen. Nach Braunschweig zurückgekehrt, wo sie bei dem Habschreiber Werner in Diensten stand, erfuhr sie, daß ihr Verlobter sich mit einer anderen versprochen habe. In ihrer Verzweiflung suchte sie zunächst Trost im Abendmahl, trotzdem aber sprang sie am folgenden

<sup>7)</sup> Luttertrank, d. i. über Gewürz und Kräuter abgklärter Wein, Claret. Schiller-Lübben II 755.

<sup>8)</sup> Schoppins.

<sup>9)</sup> C. H. 907.

Tage ins Wasser<sup>1)</sup>. — Im Jahre 1600 wohnte auf dem Egidienmarke ein ehrsamcs Bürgerpaar, Berend Lampe und Frau. Damals war viel Soldateska in der Stadt, über deren Verführungskünste viel Klage erhoben wurde. So gelang es einem Reiter, Winterfeld mit Namen, die Hausfrau, die noch dazu aus gutem Bürgerhause stammte, derart zu umgarnen, daß sie Mann und Kinder verließ und mit ihrem Geliebten nach Ungarn zog — sie sind verborben, gestorben. — Noch schlimmer erging es einem Bürger Koloff, der von seinem Weibe zur selben Zeit um eines Soldaten willen schändlich ermordet wurde<sup>2)</sup>.

Wenn nun so auch oft die leidenschaftliche Liebe alle Schranken, selbst die der Sittlichkeit und Treue durchbrach, so ist doch sicher, daß im allgemeinen die Verlobung und Ehe einen philisterhaft geschäftlichen Charakter zeigten. Vielsach ging der Plan zu einer Verbindung von Eltern oder Verwandten aus; auch wenn etwa die Liebenden längst einig waren, mußte doch durch einen Mittelsmann feierlich geworben werden. Dann kamen die beiderseitigen Verwandten und Hausfreunde zusammen, besprachen die Familien- und Vermögensverhältnisse und vereinbarten die Ehepакten. Diese mußten dann in die Handelsbücher des Weichbildes aufgenommen werden, wenn sie öffentliche Geltung haben sollten<sup>3)</sup>. War alles geordnet, so wurde der Tag des „ehelichen Verlöbnißes“, auch Handverlöbniß genannt, festgesetzt und dazu die nächsten Verwandten geladen. Schon hierbei mußten die städtischen Behörden gegen allzugroße Freigebigkeit der Gäste und zu große Uppigkeit des Brautvaters einschreiten: jene sollen (von 1573 an) der Braut überhaupt keine Geschenke mehr bringen, dieser soll es bei einer Abendmahlzeit von drei Gerichten, dazu Kresse, Butter und Käse, bewenden lassen. Das Essen soll um 9 Uhr, die Feier, zu der aufgespielt werden durfte, um Mitternacht zu Ende sein. Die höchste Zahl der Gäste soll 24 sein<sup>4)</sup>. 1570 wird die alte Sitte, daß die Braut ihrem Verlobten ein kostbares Hemd schenkt, gesetzlich abgeschafft.

Größere Pracht war für den Hochzeitstag gestattet, wenn auch viele alte Gebräuche allmählich verschwanden.

Am 30. März 1618 erließ Herr Andreas Piepelberg in Halberstadt an seinen Schwager, den Patrizier Dietrich von Peinen in Braunschweig folgendes Einladungsschreiben zu seiner Hochzeit.

„Meinen freundlichen Dienst zuvor. Ehrenfester und ehrbar freundlicher lieber Schwager. Euch gebe ich wohlmeinend zu vernehmen, daß aus sonderbarer Providenz und Vorsehung Gottes des Allmächtigen, auch vorgepflogenen Mute beiderseits Eltern und

Freunden, ich mich mit der ehrbaren und tugend-samen Jungfern Elisabethen, Johann Krügers gewesenen Verwalters seligen hinterlassenen Tochter, bis in des Priesters Hand ehelich versprochen und zugesaget, und nun ferner entschlossen, mir dieselbe durch den Diener göttlichen Wortes Montag nach Medardi, wird sein der 15. Juli, allhier antrauen zu lassen.

Weil ich dann den Schwager neben seiner lieben Hausfrauen und Sohn bei meinem hochzeitlichen Ehrentage für andern gerne sehen, wissen und haben möchte, als gelanget demnach hiemit an euch meine dienstwillige Bitte, ihr wollet auf obernannte Zeit des Abends zuvor [euch] allhier gewiß einstellen, wo ihr dann mit bequemer Losierung der Gebühr nach versehen werden sollt, den christlichen Kirchengang gegenwärtig helfen zieren, Gott den Allmächtigen um eine glückliche Ehe anrufen und bitten helfen, und dann nach verrichteter Kopulation neben andern Herren wiederum einkehren, was alsdann Gott der Allmächtige Zeit und Gelegenheit nach an Essen und Trinken gnädiglich bescheren wird, vorlieb nehmen, und also die Hochzeit anfaßen, mitteln und vollenden helfen; das gereicht Gott dem Allmächtigen als Stiftern des Ehestandes zu Ehren, mir und meinem Gespons zu sonderm angenehmen Willen und Gefallen, und ich bin des um euch und die Euern dienstlich zu erwiedern stets willig und bereit.

Datum Halberstadt am 30. Martii ao 1618.

Des Schwagers dienstwilliger  
Andreas Piepelberg<sup>5)</sup>.

Unmittelbar hinter dieser Einladung steht eine zweite, von Ilse Lafferts in Hilbesheim an denselben Patrizius in Braunschweig gerichtet. Da diese nicht nur denselben Gedankengang, sogar vielfach dieselben Worte verwendet, so darf man in dem obigen Briefe wohl das Schema für alle derartigen Ladungen sehen. — Die einheimischen Gäste wurden durch „Umbitten“ geladen, indem zwei junge Gesellen mit zwei reißigen Dienern und zwei Jungen die Einzelnen feierlich aufsuchten und in wohlgelesenen Worten ihren Auftrag ausrichteten. Zu geringeren Hochzeiten lud ein „Hochzeitbitter“ oder die Magd; doch ward letzteres 1608 verboten<sup>6)</sup>.

Die Hochzeit selbst fand der Regel nach im Hause des Brautvaters statt<sup>7)</sup>; doch werden auch Beispiele gemeldet, wo sie in einem fremden Hause oder in der Herberge gefeiert wurde<sup>8)</sup>. Man fand eine Ehre darin, das Fest möglichst prunkvoll und kostspielig, häufig über das Vermögen hinaus, auszustatten; immer wieder<sup>9)</sup> versuchte die Obrigkeit den Luxus

<sup>1)</sup> C. H. 907. 3. 3. 1574.

<sup>2)</sup> R. Hff. 23 und öfter.

<sup>3)</sup> Stadtordnungen, auch Edikte, 3. B. 28. 11. 1607.

<sup>4)</sup> Urkb. I 446 öfter.

<sup>5)</sup> C. H. 775 p. 176 f. Handschrift Heinrichs von Peinen.

<sup>6)</sup> Urkb. I 577.

<sup>7)</sup> Kein Bürger durfte seine Hochzeit außerhalb der Stadt halten. Ordnungen.

<sup>8)</sup> So feiert Christoph Schmidt, der Tagebuchschreiber von R. Hff. 9, im Hagen wohnhaft, seine Hochzeit 1610 in Jürgen Ketens Hause.

<sup>9)</sup> 1532, 73, 79, 1608, 24.

ezinzudämmen, aber stets vergeblich. Welche Vorberreitungen bei einer großen Hochzeit allein für die Tafel getroffen wurden, zeigt uns ein „Verzeichnis, was zur Hochzeit nötig“ von c. 1600<sup>1)</sup>: 1 Ochse, 2 Schweine, 5 Kälber, 60 Hühner, 1 Zentner Hechte und Lachs, 5 Schock Süßmilchkäse, 2 Schock andern Käse, 2 Himten Salz, 20 Pfund Mandeln, 1 1/2 Schock Eier, 2 Pfund Amedum<sup>2)</sup>, 1/4 Pfund Savel<sup>3)</sup>, 2 Lot Saffran, 3 Pfund Kanarienzucker, 2 Pfund Krauthonig, 1 Pfund Ingber, 1/4 Pfund Pfeffer, 4 Lot Paradieskörner<sup>4)</sup>, 4 Lot Regelfen, 5 Pfund Rosinen, 2 Lot gestoßene Muskatblumen, 3 Fuder Holz, 12 Sack Kohlen“. — Es ist dies Verzeichnis aber nichts anderes als eine flüchtig hingeworfene Notiz, die ein vorsichtiger Brautvater sich gemacht hat; denn es fehlen z. B. Mehl, Wildfleisch, Butter und vieles andere, was bei jeder größeren Hochzeit erwähnt wird. Über das Quantum an Fleisch darf man sich nicht wundern, da zu einer Hochzeit ersten Ranges bis zu 120 Personen geladen werden durften<sup>5)</sup>, ganz abgesehen von den 12 Brautjungfern und 12 Drossen und denen, die von außen her gebeten wurden.

Die Einleitung der Feier war nicht wie heute der Polterabend, sondern die „Kalbaunen“, ein scherzhafter Ausdruck für das Vorbereitungsmahl. Dieses wurde übrigens 1608 und später verboten, vielleicht weil damit das „Ludebeden“<sup>6)</sup>, d. h. das Gebet an das (heidnisch gebachte) Schicksal verbunden war, das übrigens auch noch speziell verpönt war.

In den Tagen, an denen die Trauung vorgenommen wurde, wechselte die Mode. 1532 konnte jeder Tag gewählt werden; am Sonntage nach der Kommunion von 10—11, sonst im Sommer Nachmittags 5, im Winter um 4 Uhr. Später, 1573, wurden der Montag und Dienstag vorgezogen, auch änderten sich die Tagesstunden etwas.

Das vornehme Brautpaar wurde nun „mit großer Solemnität“ zur Kirche geführt. Voran zogen 5 Spielleute, „das große Spiel“, dann folgten Knaben, welche die Dortigen oder Brautferzen trugen<sup>7)</sup>. Die unmittelbaren Begleiter des Paares waren die 12 Drossen und 12 Jungfrauen, denen dann die Masse der Verwandten und sonst Geladenen folgte; denn es wurde sehr darauf gesehen, daß auch die letzteren den Kirchgang verherrlichten. Der Trauung selbst folgte „eine korte christliche Bormaning mit Goddes Worde vom Ehestande“.

Unmittelbar darauf begann im Hochzeitshause das Festmahl, am Mittag also gegen 12, am Abend gegen 5 oder 6. Nach der Stadtordnung durften

Mittags 4 Gänge gegeben werden, außerdem Wildbraten, Fische, Butter und Käse. Auch „gebundene Beigerichte“ fehlten nicht, besonders „gele Kuchen in Eisen gebunden“ — also Waffeln, große Oblatentuchen, Moldefenkuchen<sup>8)</sup> und allerlei Obst. Die früher üblichen Mörser-, Schild- und Heidenfchen Kuchen<sup>9)</sup> waren dagegen seit 1573 verboten. Wein und Bier wurden reichlich geschenkt; bei einer mittleren Hochzeit von 1616 kostete das Getränk allein 141 Gulden<sup>10)</sup>. — Reichlich wurde von Speise und Trank an Kranke, Kindbetterinnen und Arme verteilt; oft umdrängten die Bettler in solcher Zahl und so unverschämte das Hochzeitshaus, daß der Tronebote einschreiten mußte und schließlich Verordnungen gegen den Mißbrauch erlassen wurden. Auch das prahlerische Austeilen von „Kuchen und Klöße“ an die Nachbarschaft wurde endlich ganz untersagt<sup>11)</sup>.

Die Krone des Mahles war die Brautburg, ein hohles Schaugericht, das mit Tauben und andern guten Federbissen gefüllt war. Auf diese wurde ein „großes rundes Ding, der Bräutigam genannt, gesteckt, der mit Bändern schön geziert war“<sup>12)</sup>. Diese alte Formel wurde, ich vermute wegen ihres ob-sönen Sinnes, vor 1600 streng verboten, hielt sich aber doch noch lange. In ihre Stelle trat oft „die Banner“; aber auch diese wurde 1624 offiziell abgeschafft.

War um zwei etwa abgespeist, so sollte der Braut-tanz auf dem Rathause gehalten werden, vorher aber kam noch eine merkwürdige Szene. „Brant und Bräutigam wurden mit großer Solemnität zum Bette geführt, daß der Bräutigam im Bette mußte sitzen und die Braut davor sitzen oder stehen mit 4 Frauen. Da wurde in Gegenwart der Braut nächsten Verwandten dem Bräutigam statlich Oration und Befehl getan, mit ihr wohl umzugehen, und mußte der Bräutigam selbigen allen Dank sagen, was aber oft vor Trunkenheit verblieben. Darnach wurde der Ehrentanz dreimal getanzt ganz reputierlich u. s. w.“ Diese Feier war der Rest einer alten Sitte, daß die nächsten Verwandten in Gegenwart des Paares (meist am Vorabende) das Brautbett machen mußten<sup>13)</sup>. — Der Tanz währte bis 7, dann wurde wieder gespeist und von 9 oder 10 Uhr ab getanzt bis an den Morgen. Am zweiten Tage „nach dem Morgenbrote kam wer da wollte von den Hochzeits-leuten „zur Weinsuppe“, und wurde zweimal ge-speist, mittags und abends, und am dritten Tage

<sup>1)</sup> C. H. 113 p. 484.

<sup>2)</sup> Stärkemehl. Schiller-Lübben I 75.

<sup>3)</sup> Lab? Lavendel?

<sup>4)</sup> Afrikanischer Pfeffer. „Saffran un Paristorn, dat quam in de koken to karpn“. Schiller-Lübben III 302.

<sup>5)</sup> Im Jahre 1624 nur 84.

<sup>6)</sup> Lude = Gelücke.

<sup>7)</sup> 1624 verboten. Urffb. I 594.

<sup>8)</sup> = Malzkuchen (?).

<sup>9)</sup> Letztere werden auch in Lübeck erwähnt. Schiller-Lübben, II 225.

<sup>10)</sup> R. Hff. 9.

<sup>11)</sup> Edikte von 1622 ff. Klöße, Kloben, Klaven sind ein klanenförmiges Gebäck. Schiller-Lübben.

<sup>12)</sup> Kaln.

<sup>13)</sup> 1532: Of schall dat Brutbedde to makende mit der Gesterie de alsedanne schühet gensliken afbestellet syn. Ehteding.

kaumen wieder etliche von den nächsten Freunden“.

Man sieht hieraus, wie wenig die Anordnungen des Rates beachtet wurden, die nur eine Hauptmahlzeit und nur einen Tanz bewilligen wollten, welcher höchstens bis Mitternacht dauern sollte. Ebenso waren die großen Essen am zweiten, zu dem nur 10 Paare eingeladen werden durften, oder gar am dritten Tage durchaus gesetzwidrig. Wollten die Gäste zur rechtmäßigen Zeit nach Hause gehen, so wurden sie sehr genötigt noch zu bleiben, ja, ihnen die Haustür verschlossen. Besonders schlaue Brautväter bestachen auch wohl den Opferrmann oder den Türmer, den Zeiger an der nächsten Kirchenuhr zurückzustellen und verlängerten dadurch die Nachfeier. Auch das „Kanzleigehen“ oder „eine Kanzlei zum Besten geben“ am dritten Tage war eine Umgehung des Gesetzes. Ein Teil der Hochzeitsgäste kam da freilich nicht im Hochzeits Hause, aber am dritten Orte zusammen und ließ sich das Essen zur Kollation vom Brautvater besorgen. Nachher überfielen sie wohl freundschaftlich das junge Ehepaar oder machten auf dessen Kosten eine Rahnpartie auf der Oker. Die altheidnische Sitte, den Morgen nach der Hochzeit der Braut einen Hahn, dem Bräutigam ein Huhn zu überreichen, hatte in Braunschweig dem „Hahnenwerfen“ Platz gemacht; die geladenen Frauen nämlich warfen sich mit Zucker und Konfekt in Form eines kleinen Hahnes, natürlich auch aus Aberglauben<sup>1)</sup>.

Ganz offiziell waren die Brautgeschenke. Im ersten Stande schenkte der Bräutigam vor der Hochzeit seiner Braut eine Goldkette und einen goldenen Span im Werte von 40 und 20 Goldgulden, ferner 8 goldene Ringe und den Trauring. Der Brautvater oder Vormund erhielt eine silberne Kanne, die Mutter einen Rock von Saien, ein Paar Schuhe und Pantoffeln, Brüder, Schwestern und Gefinde wurden geringer bedacht. Die Braut verehrte dagegen ihrem Verlobten ein kostbar gesticktes Hemd, „das aber nicht mit Perlen, Gold oder Silber besetzt sein und nicht über 6 Taler kosten durfte“, einen Kragen, ein Schnupftuch und eine Badekappe. Für die andern Stände galten dieselben Geschenke, aber geringere Preise. — Auch das Maximum der Brautausstattung war, wenigstens was Schmuck, Kleidung, Bett und Leinenzug anbetraf, je nach den Ständen genau bestimmt und füllte die Brautlade und den Brautkasten<sup>2)</sup>. Unterschieden davon war die Brauttafel, in welche die Freunde und Hochzeitsgäste ihre Geschenke legten. Diese bestanden noch 1610 meist in Geräten aus Edelmetall, Silber oder Zinn; später nahmen Geldgeschenke ihre Stelle ein. So erhielt der oben erwähnte Christoph Schmidt bei seiner Hochzeit 1610: 25 silberne Löffel, je 1

silberne Stübchen- und Halbstübchenkanne, 4 kleine Schüsseln, 1 große Butterschüssel und 15 Taler; dagegen bekommt er bei seiner Wiederverheiratung 1618: 16 silberne Löffel, 6 zinnerne Schüsseln, 1 zinnernen Napf, 2 kleine (Silber)schüsseln, 108 Reichstaler (à 44 Mariengroschen), 8 Dichtaler (à 46 Mgr.), 1 ungarischen Dukaten und 2 Guldenstücke. Ein Verwandter des Schmidt erhält 1621: 50 Reichstaler, 2 Rosenobel, 4 Goldgulden und 68 Taler Münze<sup>3)</sup>.

Massenhaft waren die kleinen Unkosten bei einer größeren Hochzeit. Der Spielmann bekam 3—4 Gulden; billiger stellte sich die Sache allerdings, wenn man nur Geigen und Harfen „als ein sanftmütiges Spielwerk“ oder einen „Instrumentisten“ engagierte. Ebensoviele bekam der Koch; auch dessen Junge, der nach altem Brauche dem Bräutigam die Schuhe ausziehen mußte, erhielt sein Trinkgeld. Daß der Tronebote, der mit dem Hirten auf Ordnung vor dem Hause achtete, sowie der Opferrmann und Türmer ihr Geld bekamen, (jeder 3 Mattiere), ist nicht auffallend; aber auch der Scharfrichter bekam ebensoviele. Auch durch Veruntreuung entstand häufig großer Verlust; immer wieder müssen Köche, Mägde und sonst bei der Hochzeit helfende Personen verwahrt werden, Speise und Trank für sich oder gute Freunde bei Seite zu schaffen.

Über die Feier der Kindtaufe ist wenig Charakteristisches zu sagen. Daß auch hierbei oft große Pracht entfaltet wurde, wissen wir aus Tagebüchern; aber von Formeln und sonstigen Einzelheiten erfahren wir fast nichts. Kein Bürger durfte außerhalb der Stadt Pate werden, „es sei denn, daß er von ungefähr an dem Orte anwesend wäre“; auch war die höchste erlaubte Zahl der Gevattern auf 8 festgestellt. Der Pate schenkte dem Täufling ein Patengeld, sowie der Mutter „Gevatternbrot und Käse, wie es von alters her gewesen“, war das Kind ein oder zwei Jahre alt, so erhielt es Zeug zu einem „Gevatternrock“<sup>4)</sup>.

Noch ein kurzes Wort über die Begräbnisse. Nach dem Ehtedinge von 1532 mußte der Tote noch am selben oder, wenn er nach Mittage gestorben war, am folgenden Vormittage bestattet werden, am Sonntage aber nicht während der Predigt. Das Geläute dazu wurde erst 1554 eingeführt, als der Bürgermeister Pawel begraben wurde<sup>5)</sup>. Die Preise für ein Armenbegräbniß waren (1609) 4—6 Mgr. für ein Kind, für einen Erwachsenen 12 Mgr. Gewöhnlich zahlte man für ein Kind 6—8, für einen Erwachsenen 18 Groschen. Ein Erbbegräbniß kostete je nach der Lage, auch in der Kirche 1—3 Taler. „Auch sollen die Totengräber kein Brot und Bier fordern“<sup>6)</sup>. — Über die Leichenfeiern habe ich nichts gefunden.

<sup>1)</sup> Der Hahn war dem Tor, dem Gotte der Fruchtbarkeit, heilig. Vgl. Schiller-Lübben unter „Bruthan“ und Urkb. I 576.

<sup>2)</sup> Näheres in den Hochzeitordnungen.

<sup>3)</sup> Nach N. Hff. 9.

<sup>5)</sup> Schoppins, Nfen.

<sup>4)</sup> Nach Urkb. I 494. (1579). <sup>6)</sup> Defrete in N. Hff. 16.

## Ein Spottlied Herzog Ferdinand Albrechts I zu Braunschweig u. Lüneburg auf das Franzosentum an den deutschen Höfen.

Es ist bekannt, daß der Herzog Ferdinand Albrecht I zu Braunschweig und Lüneburg, der seit dem 15. Juni 1667 auf dem Schlosse zu Bevern sein Hoflager aufgeschlagen hatte, in mancher Beziehung seine eigenen Wege ging. Er hatte in der Fruchtbringenden Gesellschaft den bezeichnenden Namen des „Wunderlichen“ erhalten. Denn wunderbarlich war in der That vieles, was er dort auf seinem einsamen Weiseritze getrieben hat. Ihn beseelte wie seinen Vater, den gelehrten Herzog August d. J., eine heiße Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Er war ein eifriger Sammler, und zahlreiche Schätze des Herzoglichen Museums bezeugen noch heute zu unserer Freude den guten Erfolg, den sein rastloses Streben auf diesem Gebiete gehabt hat. Auch als Schriftsteller ist er wiederholt aufgetreten<sup>1)</sup>; er hat sich sogar in Bevern eine eigene Druckerei errichten lassen. Auf seinem Schlosse fanden die besten Schauspieltruppen der Zeit, wie die Joh. Weltens, eine freundliche Aufnahme. Denn Ferdinand Albrecht war ein lebhafter Freund und Förderer der ersten deutschen Schauspielkunst, in bewußtem Gegensatz zu den meisten deutschen Fürstenhöfen, wo damals vorzüglich die französische und italienische Kunst Aufnahme und Pflege fand. Waren diese Jahre doch gerade die Zeit, wo an den benachbarten welfischen Höfen, wie anderwärts im deutschen Vaterlande, französisches Wesen und französische Bildung in höchster Geltung standen. Daß ihm dieses Treiben in der Seele zuwider war, bezeugt ein von ihm verfaßtes Lied, in dem er diese Bevorzugung des Fremden, die Zurücksetzung des Heimischen in kräftigster Weise geißelt. Sind die etwa zahlreichen Verse auch nicht über jeden Tadel erhaben, so ist doch die Gesinnung, der sie Ausdruck geben, tüchtig und gut und zugleich für den Herzog sehr charakteristisch. Das Franzosentum hatte auch an dem Hofe seines Bruders, des Herzogs Anton Ulrich, freien Eingang gefunden. Er stand mit diesem auf sehr schlechtem Fuße. Um so lieber wird er daher seine abweichenden Meinungen und Empfindungen zu scharfer und deutlicher Aussprache gebracht haben.

Das Gedicht wird bezeichnet als „ein zu Bevern gemachtes und bey Fürstlicher Tafel von denen Muscanten gesungenes Lied.“ Es ist bekannt, daß der Herzog sich auf dem Schlosse Bevern eine kleine Kapelle hielt, die auch zu Gesangleistungen herangezogen wurde. Daß der Fürst aber selbst der Verfasser der Verse gewesen ist, bezeugt uns ein Schrei-

ber des Geheimrats Fritz von Heimburg, der es dem Herzoge Rudolf August unterm 5. Juli 1677 einsandte. Die Nachschrift dieses Briefes lautet folgendermaßen: „Es haben Herrn Herzog Ferdinand Albrechts Durchlaucht mir auch communiciren lassen das patent, welches in dieser sache wider Dero muhtwillige Dienere affigiren lassen, wie auch ein Viedt wider die Französische Bediente, so ir Durchlaucht selber gemacht und oftmaln haben musiciren lassen, so beide himit überkommen.“

Die Entstehung des Gedichtes ist hiernach spätestens in das Jahr 1677 zu setzen. Als ein Beweis für die vaterländisch deutsche Gesinnung des Herzogs und zugleich als eine gewiß nicht unerfreuliche Äußerung der Zeit wird der Abdruck der Verse einer weiteren Rechtfertigung wohl nicht bedürfen. P. Z.

1. Selig waren jene Zeiten,  
da der Teutsche würdt geehrt,  
anderst waren sie bey weiten.  
Leider! iz ist ganz verkehrt,  
weil ihunder nur die Höfen  
seyndt geliebt der Welsch-Franzosen.
2. Diese müssen steif floriren,  
all ihr thun ist wohlgethan,  
Diese thuns Commando führen,  
steigen gar biß Obrist an,  
vndt waß sie nur immer machen,  
seyndt als über-irdisch Sachen.
3. General vndt Commendanten  
nimmet man auß Frankreich her,  
gleich wen in den Teutschen Landen  
niemand zu bekommen wär;  
an stadt daß sie Commandiren,  
thuns daß Volk nur tribuliren.
4. Wan das Tanzen, Hüpfen, Springen  
vndt das weiß gekreuzte Haar  
kündt der Feinde Macht bezwingen,  
möchten sie passiren zwar,  
aber wan ichs recht darf melden  
seyndts nur Complementes Helden.
5. Diese Teutschlands Ruinirer  
wißen schön nach ihren Willn  
als der Fürsten Erzhverführer  
ihren schönen Sedell füßn<sup>1)</sup>;  
wan das Geldt sich solt verlieren,  
wurden sie baldt fort marchiren.
6. Manchen heist man kaum ein Hirten  
dorten, wo er ist zu Hauß.  
Baldt muß ihn ihr Gnadt bewirthen,  
wan er kompt zu uns herauß;  
jener sihet gleich dem Weibe,  
ist doch Capitain am Leibe.
7. Noch wohl möcht es Leute geben  
hier in vnsern Vaterlandt

<sup>1)</sup> Vgl. v. Brauns Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis Nr. 2613—15.

- undt noch tapfer teutsche Leben.  
 Aber Pfuy der großen schandt!  
 Der nicht kan Franckbösch liegen,  
 wirdt woll keine charge kriegen.
8. Unter zehen Officirer  
 kan kaum einer teutsche sprach,  
 gleichwoll soln sie trouppen führen.  
 O der wunderlichen Sach!  
 Der Soldat muß an der Seiten  
 Dolmetisch haben bey sich reiten.
9. Mein wie wirdts im Feldt hergehen,  
 da sich treff occasion:  
 Spott undt Schande wirdt man sehen,  
 nichts als nur Confusion;  
 Schelmenstück, Verräthereyen  
 wurden heuffig sich eräugen.
10. Sollte jezundt Jan von Werthen,  
 Papenheim und Tilli auch  
 wieder kommen auf der Erden,  
 daß sie sehen diesen Branch:  
 was solts wol für Wunder geben  
 über teutsch franckbösch Leben!
11. Der Franckosen Wunderwerke  
 hier in vnsern Vaterlandt  
 vndt der schwarzen Welschen Stärke  
 ist ja frehlich nichts bekannt;  
 bey den süßen Frauentzimmer  
 machen sie gar tapfre Drümmmer.
12. Vormahls, als man kurze Haare  
 truge vndt ein langen Bart,  
 galt gar wenig franckisch Waare,  
 alles sah nach teutscher arth:  
 aber ietzt man anderst hauset,  
 Welsch Franckbösch alles brauset.
13. Teutsche Herzen, Teutsche Kinder  
 Eßen izundt schmahles Brodt,  
 Welschen hilfft man viel geschwinder.  
 Ey erbarmt der Liebe Gott!  
 alle teutsche Redlichkeiten  
 seht man all zu weit bey seiten.
14. Dennoch gibt es auch Gesellen,  
 die dem Maul nach Teutsche seyn,  
 schicken sich nach welsch Gesellen.  
 Ey da schlag der Teufel drein!  
 Diese Vaterlandts Spionen  
 solte man mit Stricken lohnen.
15. Edle, laßt euch doch ermahren,  
 alte teutsche Heldenleuth,  
 laßt den welschen Courtisanen  
 eure Freyheit nicht zuweit.  
 wolt ihr schlafend Schladen geben,  
 wolt ihr wie die Weiber leben?

16. Teutschland thät vor dem regieren,  
 gab Gesetz manch frembden Landt,  
 jez muß es sich submittiren.  
 O, der übergroßen Schandt!  
 Hat man es dan so von nöthen  
 falsche Götter anzubethen?
17. Mancher franckisch-welscher Spreutzer  
 tausendt Thaler Soldung hatt,  
 nützt dem Vaterlandt kein Creutzer.  
 Ist es den nicht lauter Schadt,  
 daß der welschen Heuchler Poßen  
 so viel teutsches Geldt genoßen?
18. Solt dan dieses nicht verdrießen,  
 solt es dan nicht bringen Jorn,  
 daß die müßig stehen müßen,  
 die im Lande feindt gebohrt?  
 Nur der Teutsch muß Steuer geben,  
 daß der Welsch fein reich kan leben.
19. Gott wirdt aber einmahl fragen,  
 wie man hatt das Landt regieret.  
 Wie, ihr Herren, wird er sagen,  
 habt ihr Steur vndt Guth entführet!  
 Ey wie habt ihr euch gestellet,  
 daß der Bürger, Bawr so fället!
20. Unsre Bauren werden sagen:  
 Herr, daß Drücken war zu groß,  
 alles Geldt ist weggetragen  
 von den Welschen vndt Franzos,  
 wir hingegen müßen leiden  
 Noth, daß liebe Brodt auch meiden.
21. Warumb thun dan diß die Herren  
 vndt beschmützen ihren Thron?  
 Muß man so daß Geldt verzehren  
 mit der frembden nation?  
 Nein, man solt das Land beschützen  
 undt mit Trübsahll nicht erhizen.
22. Summa, es ist Glendt Wesen  
 mit uns undt den teutschen Landt;  
 ärger hab ichs nie gelesen,  
 alles ist in üblen standt;  
 unser Sach noch übler stehet,  
 wanß nicht recht auf teutsch hergehet.

## Beireis als Prähistoriker.

Von R. Schmidt.

Daß der am 17. Sept. 1809 verstorbene Hofrat und Leibmedikus Dr Christoph Gottfried Beireis, Professor an der Julius-Karls-Universität zu Helmstedt, als einer der tüchtigsten Gelehrten seiner Zeit

1312; schlafend ist doppelstimmig, schlafend und schlafend (Grimm ebenda Sp. 1315), dormiens und serviens. Der Abschreiber verstand die Stelle nicht richtig und machte deshalb aus dem „Schladen geben“ ein „Schlafen gehen“.

Str. 16, 2 fremde Hdschr. Str. 19, 3 Herrn Hdschr. Str. 4 entführt Hdschr.

Str. 21, 4 den Hdschr.

Str. 8, 3 soltn. Hdschr. 8, 6 Dolmetischer. Hdschr.  
 Str. 15, 5. geben! gehen Hdschr. Schlade ist im Sinne  
 von Sklave gebraucht. Vgl. Grimms Wörterb. B. X Sp.



zu gelten hat, muß immer mehr anerkannt werden; und nur die Vielseitigkeit der von ihm beanspruchten Wissensgebiete ließ ihn in die Gefahr geraten, als Charlatan gebrandmarkt zu werden. Aber gerade dieses Vielerlei, gepaart mit seiner unleugbaren Prahlerei und Geheimnisräumerei, begründete auch wieder seinen Ruf als eines der merkwürdigsten Professoren jener Akademie. Aus der Fülle der von ihm beherrschten Disziplinen soll in dem Nachfolgenden nur die eine, unseres Wissens noch nicht berücksichtigte, die Prähistorie, herausgegriffen werden, um zu zeigen, daß der berühmte Chemiker<sup>1)</sup> auch auf diesem Gebiete seine Verdienste hat.

Durch den Besitz des ersten und letzten (4.) Teiles der 1811 in Helmstedt gedruckten Auktionskataloge seines wissenschaftlichen Nachlasses sind wir in der Lage, ihn als Forscher und Sammler auf dem Gebiete der heimatischen Urgeschichte verfolgen zu können. Die von seinem Schüler Dr. A. A. H. Richterstein im Verein mit seinem Haupterben Tribunal-Magister Werneburg herausgegebenen Kataloge umfassen 1) die Beireis'sche Bibliothek (mit mehr als 7700 Nummern), 2) die Münzsammlung, 3) das Gemäldekabinett und 4) eine „ansehnliche Sammlung von mannigfaltigen größtenteils kostbaren, und außerlesenen Seltenheiten aus allen Reichen der Natur und Kunst in einem Zeitraum von sechzig Jahren sorgfältig zusammengebracht“ (mit 1733 Nummern<sup>2)</sup>).

Unter diesen am 17. Juli 1811 u. ff. zur Versteigerung gelangten Raritäten befindet sich auch eine Sammlung von vorgeschichtlichen Altertümern. Auf Seite 14—16 des letzten Kataloges sind diese einzeln aufgezählt. Es sind 13 Geräte aus Feuerstein, 5 Streithämmer und 10 Bruchstücke alter Steinwaffen aus verschiedenem Gestein, etwa 21 Bronzen und „eine Sammlung von altdeutschen Antiquitäten aus Bronze, Eisen und blauem Glase.“ Die Fundstücke sind sämtlich sachkundig bezeichnet und, soweit möglich, mit Angabe des Fundortes und der Fundumstände versehen. „Bei Anfertigung<sup>3)</sup> des vorliegenden Verzeichnisses haben die Aufsteller die Angaben des seligen Herrn Besitzers zum Grunde gelegt“ und wir können uns nicht versagen den Wunsch auszusprechen: möchten doch alle Besitzer von vorgeschichtlichen Funden mit gleicher Gewissenhaftigkeit die Gegenstände kennzeichnen, wie es Beireis mit diesem ziemlich nebensächlichen Bestandteil seines Privatmuseums getan hat, dann wäre für die heimische Vorgeschichte schon

viel gewonnen! Einige Beispiele mögen beweisen, welch bedeutendes Verständnis Beireis dem damals doch so gut wie unbekannten Gebiete der heimatischen Urgeschichte entgegenbrachte. Schon das erste der aufgezählten Stücke läßt den genauen Beobachter, man möchte sagen, den Fachmann erkennen: „ein altes steinernes Opferrmesser<sup>4)</sup> bei Webensleben ausgegraben, einer Spießspitze ähnlich und gut erhalten. Aus Feuerstein.“ Da haben wir beides — deutliche Beschreibung und Fundortsangabe — und zugleich ein Ergebnis, das heute noch, nach 100 Jahren, Verwendung und Registrierung finden muß. Ferner wird da genannt<sup>5)</sup>: „ein bei Schöppenstedt unter einer vermoderten Eiche gefundenes Mordinstrument aus Kupfer und Zinn (also Bronze) mit aerugo aeris (Patina) überzogen, mit einer Rinne, dessen sich die alten Deutschen zu Menschenopfern bedient haben sollen. 4 Z. lang.“ Jeder Kenner wird in diesem kleinen Geräte die bekannte geschweifste Bronze-Messerklinge mit aufwärtsgebogener Spitze vermuten und erfreut sein, für eine Gegend Bronzefunde bestätigt zu finden, in der solche bei dem spärlichen Vorkommen von Bronzealtertümern in unserm engern Vaterlande seither nicht nachzuweisen waren.

Es kann einen mit Bedauern erfüllen, wenn man da lesen muß, daß: Lanzenspitzen von Harbke<sup>6)</sup>, Messer und Nadel von Nordgermersleben<sup>7)</sup>, Bruchstücke einer Bronzeurne aus Helmstedts Umgebung<sup>8)</sup>, spiralförmige Armschienen, sowie sichelförmige kleine Schwerter und schöne Streitärte, um 1800 bei Walbeck ausgegraben<sup>9)</sup>, durch diese Auktion unnachweisbar in alle Welt verstreut sind, nachdem ein eifriger Sammler und Forscher, dem es hierbei nicht bloß um „schöne“ Funde zu tun war, ungeachtet der damit verbundenen Opfer an Zeit und Geld, alles vereinigt hatte.

Einer Gefahr ist allerdings Beireis als Prähistoriker nicht entgangen, die aber bei dem damaligen Stande der Wissenschaft kaum zu umgehen war, er schreibt nämlich seinen Fundstücken eine Verwendung zu, die zum mindesten fraglich erscheint; denn es ist doch wohl recht gewagt, in dem winzigen Bronzestück von Schöppenstedt ein Mordinstrument für Opferzwecke zu erblicken. Aber über vorgeschichtliche Funde und Erscheinungen werden ja in unsern Tagen, wo die Prähistorie ihre Kindheitsstufe längst hinter sich hat, noch immer die unglaublichsten Schlüsse gezogen. Wie viel mehr also in jener Zeit. So darf es uns denn auch nicht wunder nehmen, wenn Beireis fest davon überzeugt ist, daß

<sup>1)</sup> Vgl. Braunsch. Magazin 1898, Nr. 21 u. 22.

<sup>2)</sup> Die Auktion wird 1811 nicht zu Stande gekommen sein. Denn 1816 erschien dasselbe Verzeichnis von 1733 Nummern „nebst einem Anhange von theologischen und anderen wissenschaftlichen Büchern“ neugedruckt in zweiter Auflage. Die Auktion war jetzt auf den 5. Mai 1816 und die folgenden Tage angesetzt worden.

<sup>3)</sup> Kat. 4 Vorrede S. 5.

<sup>4)</sup> Kat. 4 Nr. 32.

<sup>5)</sup> Kat. 4 Nr. 43.

<sup>6)</sup> Kat. 4 Nr. 44.

<sup>7)</sup> Kat. 4 Nr. 48.

<sup>8)</sup> Kat. 4 Nr. 49.

<sup>9)</sup> Kat. 4 Nr. 45.



eine „alte wohlerhaltene bronzene Büste ohngefähr „11 Lot schwer, der Deus lunus (Mondgott) ist, der „einen Helm mit Eiselohren trägt.“ Von diesem wichtigen Stücke, von dem er sogar Handzeichnung, Kupferplatte und verschiedene Abdrücke besitzt, gibt er auch mit großer Treue den Fundbericht wieder: „Sie ist im 17ten Jahrhundert bei Ausgrabung „der Mauer eines zerfallenen Gebäudes zu Lüne- „burg<sup>1)</sup> gefunden worden, und ehemals im Besitz „des berühmten Hermann von der Hårdt gewesen.“ Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Weireis in diesem Erzeugnis fremdländischer Kultur „ein von den alten Deutschen verehrtes Götzen- „bild“ erblickt. Er teilt eben mit den Vorzügen auch die Schwächen der meisten Prähistoriker. Er sammelt, d. h. rettet, veranstaltet Ausgrabungen, „sucht und sieht und paßt auf und schreibt nieder“, was er von seinen Funden zu sagen weiß; aber er zieht auch falsche Schlüsse und kommt so zu irrigen Ergebnissen.

Es erübrigt nun noch die Frage zu beantworten: wie wurde Weireis für die seiner Sammelliebhabelei allerdings sehr naheliegende Vorgeschichte gewonnen? Nun, wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir hier den Einfluß des Pastors Joh. Christian Dünnhaupt vermuten, der in dem Helmstedt benachbarten Dorfe Lelm wirkte, zumal Weireis „die Beiträge zur deutschen niederächsischen Geschichte und deren Alterthümern“<sup>2)</sup> dieses Vaters der Braunschweigischen Altertumskunde tatsächlich besaß (Kat. 1 Nr. 4266). Die lebhafteste Verbindung, die dieser um unsere heimische Vorgeschichte hochverdiente Geistliche in den Jahren 1764—1786 mit der alma mater unterhielt — es sei nur erinnert an die ausgiebige Benutzung der Bibliothek der Universitätsprofessoren und die Besuche der Helmstedter Studenten in Lelm, die dem Urnengraben beizuhohnen<sup>3)</sup> — hat ihn doch wohl auch mit Weireis zusammengeführt und diesen dann für die Würdigung der deutschen Altertümer gewonnen. Es ist ferner auch anzunehmen, daß dem Helmstedter Professor die Ausgrabungen des Pastors prim. Ch. Ludw. Schäffer aus Halberstadt, die dieser um 1763 bei dem nahen Harbke veranstaltete, bekannt gewesen sind.

So gering auch diese Mitteilungen erscheinen mögen, für den Forscher der heimischen Vorgeschichte sind doch einige nicht ganz unwichtige Hinweise erzielt. Noch viel größere Bedeutung würde Weireis freilich für die heimische Urgeschichte gewonnen haben, wenn er für dies Mal seinen „Haß gegen das

Bücherschreiben“ überwunden und, wie Dünnhaupt in dem schon genannten Werke von 1778 und Schäffer in seinen „Beiträgen zur Vermehrung der Kenntnisse der deutschen Alterthümer“<sup>4)</sup>, auch über die von ihm gemachten Funde und Ausgrabungen ein kleines Werk abgefaßt hätte.

## Bücherschau.

Johannes Kühne, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit im Herzogtum Braunschweig. Mit Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann 1903. X u. 191 S. gr. 8° 3 M.

Der Verfasser, der als erster Geistlicher des evangelischen Vereins fünf Jahre der Inneren Mission in der Stadt Braunschweig mit der Tat diente, hat die Grenzen des Gebietes, das er hier behandelt, sehr weit gesteckt und nicht nur die mehr humanitären Bestrebungen, sondern auch die Werke christlicher Liebe in der Vergangenheit in den Bereich seiner Betrachtung gezogen. Es ist ein reicher Stoff, den er so in seinem Büchlein vereinigt hat, weit reicher, als dessen Umfang auf den ersten Blick vermuten läßt. Denn er hat es verstanden, seinen Gegenstand kurz und knapp zu behandeln, das Wesentliche hervorzuheben, mehr in die Tiefe als in die Breite zu gehen. Zudem lieft sich das Buch, dem man die zuverlässige Arbeit anmerkt, sehr angenehm, um so mehr, da man dem Verfasser, der, wie im Leben, so auch in diesem Werke seinen bestimmten Standpunkt nicht verleugnet, dennoch zugestehen muß, daß er auch abweichenden Richtungen Verständnis zeigt und gerechte Würdigung zu Teil werden läßt. Das Buch ist mit genauem Inhaltsverzeichnis und Namenregister versehen. Die Orientierung in ihm ist daher leicht. Man kann es somit ganz richtig als „eine Art Adreßbuch der Liebestätigkeit für unser Land“ bezeichnen und als ein Nachschlagebuch nicht nur für die, welche etwa selbst mitarbeiten oder die Hilfe und Beratung der Inneren Mission und Humanität in Anspruch nehmen müssen“, sondern auch für die, welche sich über eine der hier erörterten Fragen, Anstalten und Vereinigungen aus anderen Gründen unterrichten wollen. Auch für die geschichtliche Forschung hat die fleißige Zusammenstellung bleibenden Wert. Im ersten Teile wird die christliche Liebestätigkeit im Mittelalter behandelt, die durch die Klöster, die Stifte oder Hospitäler, die Beguinenhäuser und religiösen Bruderschaften ausgeübt wurde. Der zweite Teil ist den humanitären Einrichtungen seit der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gewidmet und handelt von Armenpflege, Umwandlung der Klöster in Schulen oder Versorgungsanstalten, Neustiftung von Versorgungshäusern, Waisenhäusern, Gefängnissen, Krankenhäusern, Anstalten für besondere

<sup>1)</sup> Vergl. dazu Merian, Topographie v. Braunsch. u. Lüneburg 1654 S. 144: „Von diesem Bilde („Seule mit dem Bilde eines halben Monden“) soll der Berg zuerst den Namen bekommen haben daß er Lüneburg geheissen. Es ist aber diese Erzählung schon vorlangst von den Gelehrten für ein altes Münchengebüch gehalten worden.“

<sup>2)</sup> Helmstedt. Gedruckt bey der Witwe Schnorren Univ. Buchdr. 1778.

<sup>3)</sup> Vorrede seines Werkes, Blatt 4.

<sup>4)</sup> Im Auszuge in Ballenstedt, Kleine Schriften, Nordhausen 1826. II. Teil S. 162—185.

leibliche Gebrechen, Kinderbewahranstalten, der Bildungsanstalt für weibliche Diensthboten, der Besserungsanstalt in Bebern, Mäßigkeits- und Hilfsvereinen. Der dritte Teil enthält die Geschichte der Inneren Mission seit 1850 und ist hier die Rede vom Rettungshause St. Leonhard, dem Christlichen Schriftenwesen, den Sonntagsschulen, der Idioten-Anstalt Neu-Erkerode, dem Marienstifte, der inneren Mission der Klöster, dem Johanniterorden, der Kinderheilanstalt Harzburg, den Herbergen zur Heilung, der Pflege der männlichen und weiblichen Jugend, dem Evang. Verein, den Sittlichkeitsbestrebungen, dem Schwesternhause vom Roten Kreuz, den Kirchengesangsvereinen u. a. Der vierte Teil des Werkes führt uns endlich die neueren humanitären und sozialen Einrichtungen vor Augen, die sich größtenteils an ältere gleicher Art anschließen, dann aber die umfassende soziale Fürsorge der beiden letzten Jahrzehnte erkennen lassen, die sich auf den verschiedensten Gebieten als mit Erfolg wirksam erwiesen hat. Schon diese kurze Übersicht wird einen Schluß auf den reichen Inhalt des Buches gestatten.

**Oscar Drude**, Der Hercynische Florenbezirk. Grundzüge der Pflanzenverbreitung im mitteldeutschen Berg- und Hügellande vom Harz bis zur Rhön, bis zur Lausitz und dem Böhmer Walde. Mit 5 Vollbildern, 16 Textfiguren und einer Karte. Leipzig, W. Engelmann 1902. XIX u. 671 S. gr. 8<sup>o</sup> einzeln 30 M., in Subscription 20 M.

**U. u. d. L.:** Die Vegetation der Erde. Sammlung pflanzengeographischer Monographien hg. von **U. Engler** und **O. Drude**. B. VI.

Die hier kurz bezeichnete Sammlung, in der **Drudes** Werk einen Teil bildet, verfolgt das Ziel, im Gegensatz zu der aufzählenden und beschreibenden Methode der Systematik die Pflanzenkunde auf geographischer, geologischer und entwicklungsgeschichtlicher Grundlage zu behandeln.

Es wendet sich an diejenigen Kenner und Liebhaber der Botanik, die innerhalb der Grenzen des in Betracht gezogenen Bereiches tätig sind, und will diese in das Verständnis pflanzengeographischer Begriffe und Lehren einführen; in die Zusammengehörigkeit gewisser Spezies zu charakteristischen Pflanzenformationen, in die physiologisch-biologischen Gesichtspunkte, unter denen das Vorkommen der Pflanzen zu betrachten ist.

In der Flora des mitteldeutschen Berglandes, die zwischenliegenden Hügelländer mit eingeschlossen, mischen sich Pflanzenarten, deren Verbreitungszentrum die Alpenkette ist, mit solchen, die während der Eiszeit von dem Norden Europas aus südwärts gewandert sind. Es lassen sich drei Hauptbezirke unterscheiden, deren Kerne das sudetische, das rheinische und das hercynische Bergland bilden. Das Gebiet des letztern, dem das Werk gilt, ist im Titel

im allgemeinen gekennzeichnet, auch unser Braunschweiger Land gehört fast vollständig dazu.

Einer Geschichte der botanischen Forschung im hercynischen Gebiete (bearbeitet von **Dr. B. Schorler**) mit ausführlichem Literaturverzeichnis folgt ein geographischer, klimatologischer und floristischer Überblick, dann werden die hercynischen Vegetationsformationen, die des Waldes, der Sandflur und Heide, der trockenen Hügel, der Wiesen, Moore, Bergheiden und Vorstgrasmatten, der Wasserpflanzen und der Schutt- und Ackerpflanzen charakterisiert und ihre Verbreitung im Gebiet mit größter Ausführlichkeit dargestellt. Den Schluß bilden Betrachtungen über die früheren und gegenwärtigen Urwälder, die der hercynischen Flora ihre jetzige Eigenart gegeben haben.

Ein jeder Liebhaber der Pflanzenkunde, der auch nur einen kleinen Teil des behandelten Gebietes aus eigener Anschauung kennt, wird die Ausgabe des Werkes über die ihm vertraute Lokalfloora mit dem lebhaftesten Interesse verfolgen und sich an der bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Kenntnis erfreuen, mit der diese in das Gesamtbild der Vegetation von Mitteldeutschland hinein geordnet ist.

**Mathilde Pefler**, geb. Büttner, Das Pfarrhaus in Sottrum im Jahre 1813. Hannover, Heinrich Feesche 1903. 2 Bf. u. 111 S. 8<sup>o</sup> geb. 2 M.

Unter dem Titel „Ein Pfarrhaus vor 50 Jahren“ erschienen die Tagebuchsauszüge der Pfarrerstochter von Sottrum schon im 17. Bande von Westermanns Monatsheften (Mkt. 1864—Febr. 1865). Durch die Neuauflage kommt der Herausgeber **Dr. med. Joh. Pefler**, ein Sohn der Verfasserin, nicht nur „den Wünschen zahlreicher Verwandten und Freunde der Familie“ entgegen: Das Buch wird in viel weiteren Kreisen mit Freude aufgenommen werden. Denn es liefert uns ein treffliches Stimmungsbild aus jenen schweren Tagen der Befreiungskriege, da Franzosen, Russen, Hanseaten, Engländer, Dänen u. a. in schnellem Wechsel in das sonst so stillfriedliche Sottrum im Bremischen kamen, die Kriegsfurie mitunter ganz in der Nähe tobte und die treu vaterländisch gesinnten Insassen des Pfarrhofes in steter Furcht und Hoffnung schwebten um die deutsche Sache, wie um das eigene Gut und Blut. Es sind gute prächtige Menschen, die wir hier kennen lernen. Einfach, anschaulich, mit ungeheuchelter Empfindung, bald mit bangem Herzen, bald mit heiterer Laune werden uns die Erlebnisse, das sehr verschiedenartige Tun und Treiben der Offiziere und Mannschaften u. a. vorgeführt. Kennzeichnend für die hohe Verehrung, die Herzog Friedrich Wilhelm seit seinem Zuge von 1809 genoß, sind die warmherzigen Worte, mit denen bei verschiedenen Gelegenheiten seiner und der auf ihn gesetzten Hoffnungen gedacht wird.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

November.

Nr. 11.

[Nachdruck verboten].

## Die Lebenserinnerungen des Ministers Heynitz aus seiner braunschweigischen Dienstzeit.

Von Otto Steinede.

Der Harzer Bergbau hat seit alters in Deutschland eine hervorragende Rolle gespielt. Nicht nur deshalb, weil im Harze zuerst in Norddeutschland dem Erdboden seine unterirdischen Schätze entrisßen worden sind, sondern vornehmlich auch aus dem Grunde, weil für viele, die sich im Bergwesen anderer Länder hervorgetan haben, der Harz die Schule und die Bildungsstätte gewesen ist.

Dies gilt auch von dem „Bergwerksminister des 18. Jahrhunderts“, dem „genialsten Manne, den das 18. Jahrhundert auf dem Gebiete des Bergwesens hervorgebracht hat“, dem preussischen Staats- und Kriegsminister Friedrich Anton von Heynitz<sup>1)</sup>. Zwar kann man im strengsten Sinne des Wortes nicht sagen, daß Heynitz seine bergmännische Ausbildung im Harz empfangen habe; diese fand er im Erzgebirge. Trotzdem bezeichnete er seine braunschweigische Dienstzeit häufig als seine Lehrzeit, und tatsächlich ist die vielseitige Verwendung, die ihm in Braunschweig zu teil wurde, ebenso wie die Beschäftigung in den mustergültigen Harzer Bergwerken für seine spätere Laufbahn in mehr als einer Beziehung von Bedeutung gewesen.

<sup>1)</sup> Für diese Schreibweise sprechen folgende Gründe:  
1. Der Stammsitz des Geschlechts wird Heynitz geschrieben.  
2. Sämtliche Familienglieder schreiben sich mit h, auch der Vater des Ministers.  
3) Heynitz selbst hat sich die ersten fünfzig Jahre seines Lebens ebenfalls mit h geschrieben.  
4. Die Schreibweise Heynitz taucht erst um 1777 auf und wird dann allerdings meist — auch von Heynitz selbst, — aber weder von ihm noch von andern durchgängig angewandt. — Vergl. über Friedr. Ant. Heynitz die Aufsätze D. Steinedes in der Konservat. Monatschr. 55. Jahrg. (1898) S. 1153—1164 und in den Forschungen zur Brandenb. und Preuß. Geschichte N. F. XV. B. (1902) S. 109—198 und die hier angeführten Schriften.

Als fünfzigjähriger Mann schrieb Heynitz seine Lebenserinnerungen nieder, denen wir die folgenden, seine braunschweigische Dienstzeit betreffenden Bemerkungen entnehmen.

Am 14. Mai 1725 zu Dröschkau im altsächsischen Kurkreise Meißen geboren, erhielt Heynitz seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer in Dresden, wo sein Vater als Justizrat tätig war. Im Herbst 1741 bezog er die Fürstenschule von Schulpforte, doch finden wir ihn bereits im Sommer 1742 in Rösen als Schüler des Bergrats Verloch<sup>2)</sup>, des Leiters der dortigen Saline. Im März 1743 begab er sich nach Freiberg im Erzgebirge, wo er bis zum Sommer 1745 bergbaulichen Studien oblag. Nachdem er alsdann eine Zeitlang Dröschkau, die Besitzung seines Vaters, bewirtschaftet hatte, suchte er in seinem Vaterlande eine Anstellung als Bergbeamter zu gewinnen. Der sächsische Minister Hennicke schlug ihm dies rundweg ab. Es sei keine Stelle frei, sagte er zu Heynitz' Vater. Man könne mit dem jungen Menschen machen, was man wolle.

Nun hatte Heynitz' Vater eine Vorliebe für den braunschweigischen Hof, — auch ein jüngerer Sohn ward später braunschweigischer Beamter<sup>3)</sup>. Außerdem hatte er Beziehungen zu der Familie Stammer, die in der Nähe von Dröschkau, in Triestewitz, ihren Stammsitz hat und von der zwei Glieder in braunschweigischen Diensten standen. Durch Vermittlung des Oberstleutnants von Stammer wurde der junge Heynitz in Braunschweig angestellt. Im Mai 1746 reiste er dorthin ab. „Nach einiger Zeit wurde ich,“ schreibt Heynitz in seinen Lebenserinnerungen, „dem Herzog präsentiert und erhielt sogleich die Charge eines Hofjunkers mit 200 Talern Gehalt, bouche en cour und der Ussessur bei dem Bergkollegio zu

<sup>2)</sup> Heynitz schreibt seinen Namen Vorlach oder Bourlach. Durch die obigen Daten berichtige ich meine in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preuß. Geschichte Bd. XV. Seite 429 gemachten Angaben.

<sup>3)</sup> Philipp Gottlob v. Heynitz, der am 22. November 1791 als Vizeoberjägermeister gestorben ist.

Blankenburg.“ Als Tag der Anstellung wird der 13. Juli 1746 angegeben.

Stammer empfahl seinen Schützling wie dem Herzog so auch dem Minister und seinem Vetter, dem Oberstallmeister v. Stammer. Der letztere nahm sich des jungen Sachsen in außerordentlicher Weise an. „Was mir Gott dadurch für eine vorzügliche Gnade erwiesen,“ sagt Heynitz, „solches kann ich nie genug, und werde es bis an mein seliges Ende erkennen müssen, denn diesem Manne muß ich Aufrechterhaltung eines tugendhaften Herzens verdanken.“

Den damaligen Regenten Herzog Karl und seine Gemahlin Philippine Charlotte lobt Heynitz in sittlicher Beziehung, und es mag ihm dabei zum Vergleich sein heimatliches Fürstenhaus vorgeschwebt haben. Er schreibt: „Der Hof konnte dermalen allen andern zum Exempel vorgezogen werden. Denn das gute Vernehmen zwischen dem Fürsten und seiner Gemahlin, die glückliche sie recht sehr beschäftigende Erziehung ihrer hoffnungsvollen Kinder, der freundschaftliche Umgang mit Neffen, Großmutter und Hofmeister, die unschuldigen Vergnügen und die sehr uniformen munteren Abwechslungen, der liebevollste Umgang mit den Dienern, der glückliche Fortgang der Regierungsanstalten, die Belohnung des guten Erfolges aller emsigen Bemühungen nebst einem recht erbaulichen Gottesdienste, an den Festtagen auch die rührendsten Anreden eines Jerusalem ließen jungen Leuten fast keine Ausschweifungen zu, und wenn ich damalige glückliche Zeit mit der darauf folgenden vergleiche, so erneuert solches den heißen Wunsch in meinem Herzen, wäre doch dieser altnodische Hof in seiner damaligen Verfassung noch bis jezo geblieben.“

Heynitz war klug und hatte ein einnehmendes Wesen. In der Loge von Braunschweig erhielt er den bezeichnenden Beinamen l'insinuant. Auch der Minister Schrader — später v. Schlieffedt — wollte ihm wohl und „schmeichelte seinen Fähigkeiten“. „Allein“, meint Heynitz, „Gott war es zu danken, daß in mir das eigene Gefühl der Unwissenheit noch zu groß war, daß ich ein stetes Mißtrauen in eigene Kräfte hatte, einen Fonds der timidité behalten, dagegen eine große Wißbegierde hatte, welche mit der großen Lebhaftigkeit die Oberhand gewonnen. Ich nützte also alle mir getanen Anerbietungen nur dahin, um Zutritt zu den Finanzkollegii zu erhalten und mich selbst zu prüfen, ob ich hierbei meinen Geist beschäftigen und nützlich werden könnte.“

„Ich kam nach Blankenburg, und hier war der in mineralogischen Wissenschaften weitberühmte J. A. Cramer<sup>1)</sup> angestellt, sowie in Braunschweig der durch ökonomische Schriften sehr bekannt gewordene G. H. Zincke<sup>2)</sup>. Ersterer war als Professor von Leyden

und ein Quedlinburger Kind hierher berufen, und letzterer aus den weimarischen Diensten gleichfalls als ein berühmter Kameralist abgerufen worden, beide aber keine praktischen Leute, hingegen große theoretici. Vor beiden hatte ich jedoch große Ehrfurcht, und daß ich also ihr Scholar zu werden das Glück hatte, rechnete ich mir zum größten Glücke. Alles Bitten wurde mir leicht, und das Bewilligen fand keinen Anstand, ich extrahierte also Befehl, daß mir Cramer collegia lesen sollte.“

Leider erwies sich Cramer als ein neidischer, mißgünstiger Charakter. Seine Experimente und seine Demonstrationen waren falsch. „Zur Direktion war er gar nicht gemacht, so daß unter seiner Direktion die mit über 30000 Talern (?) sich rentierenden Eisenwerke fast gänzlich in Verfall kamen.“ Hingegen traf Heynitz in dem Bergrat Meyer<sup>3)</sup> und dem Faktor Walde<sup>4)</sup> die „größten Eisenverständigen“ an, von denen namentlich der erstere sich seiner redlich annahm. Bald bewies Heynitz, daß er mit wissenschaftlichem Streben praktische Tüchtigkeit und Tatkraft verband. Er beantragte gleich bei seiner ersten Kommission gegen den ungetreuen und ungeschickten Leiter eines Bergwerkes in Wolfshagen eine nachdrückliche Bestrafung, und „das bei Hofe in ihn gesetzte Vertrauen war so groß, daß alles ohne weitere Widerrede genehmigt wurde.“

„Gott schützte mich“, heißt es in Heynitz' Aufzeichnungen weiter, „vor den Folgen, die die große Gunst bei Hofe mir zuziehen konnte, da ich den Hof bei allen Reisen im Lande begleiten mußte und hierbei viele Vorzüge genoß. An diesem Hofe beschäftigte mich der Umgang einer schönen und recht würdigen Hofdame, und an allen Vergnügungen ohne sie nahm ich nur halben Anteil. Sie ward von jedermann geehrt und vorgezogen, und ich suchte ihr begreiflicherweise zu gefallen. So wie ich jezt die Schwäche jugendlicher Einbildung recht sehr fühle, so erkenne ich doch den geheimen Zug göttlicher Fügung, da mich dieses attachement vor großen Ausschweifungen bewahrte, und ich in dem Umgange anderer, die mit mir in gleichen Jahren waren, zurückkam und sehr vorsichtig wurde. Ich vermied derselben Spiel- und Trinkgesellschaft, bemühte mich, nie anstößig in Worten zu sein, noch weniger aber wegen übler Lebensart dieser Person verdächtig zu werden“. Dazu der Briefwechsel mit der Schwester und die Ermahnungen des Vaters. Dies alles „bewahrte mein Herz vor allen solchen anfallenden Verführungen, und so hast du, o getreuer Gott, in den der Verführung am meisten ausgefetzten Jahren ganz sonderbar und unvermerkt recht väterlich gesorgt.“

Heynitz wünschte eine eheliche Verbindung mit

<sup>1)</sup> Über Joh. Andr. Cramer († 6. Dez. 1777) vergl. Allgem. Deutsche Biographie B. 4, S. 549 f.

<sup>2)</sup> Über Georg Heinr. Zincke († 15. Aug. 1768) vgl. ebenda B. 45 S. 313 ff.

<sup>3)</sup> Bergrat Meyer ist um 1755 in Blankenburg gestorben.

<sup>4)</sup> Bernh. Friedr. Walde, der nach einer mehr als fünfzigjährigen Dienstzeit am 22. Januar 1776 in Blankenburg als Oberfaktor gestorben ist.

dieser Hofdame, von deren Namen er nur den Anfangsbuchstaben v. B. mittheilt. Da sie ohne Vermögen war, wies ihn sein Vater darauf hin, daß er dann durch eigene Thätigkeit sein Einkommen verbessern müsse. Das nahm er sich denn auch vor. „Dies flammte mich allemal von neuem an,“ gesteht er, „mich von den entstandenen Zerstreuungen am Hofe loszureißen und mit neuem Eifer zu arbeiten, und wo sich Gelegenheit fand, etwas Außerordentliches zu lernen, so setzte ich alle andern Verbindungen, in denen ich durch meine Hofkameraden eingeschlossen wurde, beiseite“.

Bald bot sich Heynitz eine solche Gelegenheit. Der „berühmte“ schwedische Mechanikus Polheim hatte sich 1720 im Harze aufgehalten und versprochen, durch neu erfundene Maschinen die Grubenwässer zu bewältigen. Nachdem man vergebens versucht hatte, von ihm sein Geheimnis zu erfahren, hatte er es jetzt für 6000 Taler dem Hofe angeboten. Eine Kommission wurde 1747 aus diesem Anlaß nach Schweden geschickt, der neben dem Maschinen Direktor Hansen, dem Maschinenverwalter Schwarzkopf und dem Ingenieur Winterschmidt Heynitz auf sein „dringendes Gesuch“ zugesellt wurde.

„Vorher“, berichtet Heynitz, „war ich als Auditor bei den oberharzischen Bergämtern angestellt worden und hatte bei dem dortigen obzwar kurzen Aufenthalt dennoch durch den für mich sehr lehrreichen Umgang mit dem Berghauptmann v. Imhof<sup>1)</sup> meine Bergbauhaushaltskenntnisse erweitert. Es ward mir (für die schwedische Reise) vom Hofe aus eine sehr ausführliche Instruktion gegeben, welche mehr als das Bergwerksfach betraf und alle andern Anstalten wie Manufaktur-, Kommerzien- und Finanzsachen in sich begriff, wodurch nach der damaligen Meinung des Hofes alle anderswo bemerkten Verbesserungen, wenn solche praktikabel, geltend gemacht werden sollten. Ein Imhof und ein Schrader hatten durch ihre Lektüre alles mögliche dazu beigetragen, und es bleibt diese Instruktion gewiß ein Meisterstück von beiden.“

„Unsere Reise ging über Hannover und nach kurzem Aufenthalt in Hamburg und Kopenhagen gerade fort bis nach Stockholm. Gedenke ich jetzt verschiedener Vorfälle, woran zum Teil meine und anderer Leidenschaften schuld waren, so erkenne ich, wie treulich Gott für mich gesorgt und vor großem Verdruß bewahrt, in Zeiten zurückgeführt und nie in meinem Herzen einen Groll gegen meinen Nächsten Wurzel fassen lassen. Unterdessen ward die Zeit so nützlich für mich angewandt, und es erböten sich so viele gute Gelegenheiten dazu, daß ich hier erst meine Kenntnisse in dem Bergbau, den Maschinen dgl. befestigen gelernt. Aus den Fehlern des alten Polheim, aus den Gründen eines Elbö (?), beide in diesem Fache

bekannte Gelehrte, lernte ich viel, und von einem Wolleris, Titus, Sohlberg, Stockenström, Swoben wurde ich als ein Lehrling so freundlich aufgenommen, mit einem Kronstedt, Schrader, Regel, Funken und Brandt, sonderlich aber mit ersterm, so vertraut, daß es schien, daß alle diese Leute für mich aufgehoben wären, um mir mit ihren Wissenschaften nützlich zu werden, um mich lediglich damit zu beschäftigen, um mich mit keinen andern Zerstreuungen bekannt werden zu lassen und alle Pflichten einer rechten, wahren Freundschaft an mir in Übung zu setzen. Ich habe keine Zeit meines Lebens nützlicher, eifriger, mit rechter Gesundheit und ohne alle Hindernisse und Störungen zugebracht, und daher hier die Grundlage zu meinen Beschäftigungen und künftiger Deklination gelegt. Unsere Mißhelligkeiten mit dem Polheim wegen seiner Invention wurden vor dem Reichstagsgerichten entschieden und sind der gelehrten Welt bekannt. Alle entbrannten (?) Schriften in den schwedischen Abhandlungen und deren Ruhm sind bekannt. Es gelang mir also alles in den hier übertragen erhaltenen Geschäften. Das glückliche Genie eines Winterschmidt kam mir hierbei sehr zu statten, und unsere Reise endete sich zu meinem Vorteil und bester Empfehlung.“

„Da ich dem schwedischen Hofe durch Rekommandations schreiben empfohlen war und solche präsentierte, in des dänischen Gesandten, des Barons v. Windt, Hause täglich aus und ein ging und mit dessen Legationssekretär v. Grosbut sehr genau verbunden war, so fehlte mir nicht, alle übrigen Punkte meiner Instruktion, die in Kamerasien-, Manufaktur-, Finanz- und andere Sachen einschlugen, mit nützlichen Nachrichten bereichert zu erfüllen, und da man es mir vom Hofe aus nicht an Gelde fehlen ließ, so habe ich hier meine Kenntnisse sehr erweitert, wie dieses meine Reisejournale am besten beweisen.“

Aus diesen Reisetagebüchern geht hervor, daß Heynitz die Reise am 14. März 1747 antrat. Am 25. März traf er in Hamburg ein, am 6. April in Kopenhagen und am 25. April in Stockholm. Hier und in Upsala hielt er sich längere Zeit auf und unternahm Ausflüge namentlich nach Södermannland, Herike, Westmannland, Wermland, Upland, Roslagen (Danemora) und Dalekarlien; das bekannteste Falun war der nördlichste Punkt, bis wohin er seine Reisen ausdehnte. Außerdem verkehrte er viel mit Gelehrten und gesellschaftlich hochstehenden Personen. Wo er aber auch hinkam, studierte er eifrig Handel und Wandel. Pulvermühlen und Marmorbrüche, Tapeten- und Tuchfabrikation, Gewinn und Vertrieb des Eisens, — über alles suchte er sich Auskunft zu verschaffen und berichtete dann wöchentlich seiner Regierung. Namentlich erregte das Bergwesen seine lebhafteste Wißbegier: unter seinen Papieren befinden sich mehrere schwedische bergmännische Abhandlungen, und mit Hilfe Winterschmidts

<sup>1)</sup> Berghauptmann und Geh. Kammerrat Karl Albert Ludwig von Imhof in Zellerfeld.

entwarf er zu seinen Notizen viele Zeichnungen von Gruben und Maschinen. Nachdem ein Plan, die Studienreise auch nach England auszudehnen, gescheitert war, kehrte er im November 1747 in die Heimat zurück; im ganzen hatte er auf dieser Reise gegen 560 Meilen zurückgelegt.

„Ich mußte,“ teilt Heynitz ferner mit, „weitläufige Relation abfassen, die sehr wohl aufgenommen wurde. Ich erhielt sogleich — unter dem 20. Januar 1748 mit dem Titel Kammerrat — Sitz und Stimme in dem Kammerkollegio zu Blankenburg mit 600 Talern Gehalt, und bald ward ich nach des Berghauptmanns v. Imhof Anfordern Auditor am Harze. Meine Lust zur Arbeit nahm zu. Es ging mir alles glücklich von statten, alles wurde mir leicht, bei Hofe sah man mich gern, ich mußte bei den Landreisen des Hofes sein und mußte dazu allemal erscheinen. Serenissimus lernte mich kennen, mein Mentor am Hofe, der Oberstallmeister v. Stammer, blieb mein Freund.“

Zwischen dem braunschweigischen und dem kaiserlichen Hofe herrschten damals enge Beziehungen, da die Mutter der Kaiserin Maria Theresia, Elisabeth Christine, eine braunschweigische Prinzessin war. Mag dies oder der Ruf des Harzer Bergwesens der Grund gewesen sein, genug, der Leiter des Harzer Bergbaus, der Berghauptmann v. Imhof, wurde beauftragt, den „ungarischen“ Berg- und Hüttenhaushalt zu untersuchen und ein Gutachten, „ob derselbe den daher erforderlichen monatlichen Überschuß von 8000 Talern geben könnte,“ zu erteilen. Imhof erkor sich Heynitz zum Reisebegleiter. Anfang März 1749 brachen beide auf und gelangten über Halle, wo die Saline besucht wurde, Leipzig, Dresden, wo das japanische Palais, das Grüne Gewölbe, die Bildergalerie u. a. besichtigt wurde, Freiberg, wo eine Grube befahren wurde, und Prag am 31. März nach Wien. Hier nahmen sie ebenfalls alle Merkwürdigkeiten in Augenschein und wurden mehrmals bei Hofe empfangen. Einmal waren sie am Abend in Schönbrunn. Der Kaiser war, erzählt Heynitz, auf die Jagd gegangen, die Kaiserin spielte mit ihren Hofdamen, „Prinz Joseph amüsierte seine Mutter sehr und unterhielt sie fast fortwährend, die kleinen Prinzessinnen waren sehr leicht und wenig kaiserlich gekleidet.“ Außerdem wurden ernste Studien vorgenommen und viele Bergwerke eingehend geprüft. Anfang Juli traten sie die Rückreise über Bayern an, wo namentlich Regensburg und der deutsche Reichstag ihre Aufmerksamkeit fesselten, und trafen Ende Juli wieder in Braunschweig ein.

Heynitz urteilt über diese Reise, daß er dadurch seine Bergbauwissenschaften sehr bereichert habe. Denn „da sich Imhof zur Abgabe seines Gutachtens guter Bergbau- und Hüttenverständiger und sicherer Weiräte bediente, so war dies gewiß eine der sel-

tensten Gelegenheiten, etwas zu lernen und diesen wichtigen Haushalt aus einem allgemeinen Gesichtspunkt anzusehen. Uns wurden zugleich verschiedene andere Kommissionsakten und Berichte aus den Brüder und Adrianischen Bergwerken, sowie von österreichischen zur Beurteilung vorgelegt, und mir waren vom Hofe auch noch andere Aufträge, in Straßen-, Manufaktur und Finanzsachen erforderliche Erkundigungen einzuziehen, aufgegeben, daß ich also meine Kenntnisse zu bereichern, Stoff genug hatte und nicht leicht ein Reisender zu solchen Nachrichten gelangen konnte. Gewiß ist auch, daß mir die Anführung eines rücksichtsvollen, emsigen und gelehrten Imhof sehr zu statten kam.“

Zwei Jahre später sehen wir Imhof und Heynitz wieder in Österreich-Ungarn. Am 17. Mai 1751 verließen sie ihre Heimat und reisten durch Thüringen und Bayern und dann auf der Donau zunächst bis Wien. Schifffahrt und Wegebau, Gewerbe und Landwirtschaft, — alles beobachtete Heynitz mit scharfem Auge. Längere Zeit hielt er sich in Schemnitz auf, wo er an glänzenden bergmännischen Festen, die zu Ehren des gerade anwesenden Kaisers gegeben wurden, teilnahm. Daneben studierte er das dortige Bergwesen, wobei außer dem Modell einer Feuermaschine namentlich die Hölische Maschine, eine vom Oberkunistmeister Höll erfundene Wasserhaltungsmaschine, seine Aufmerksamkeit erregte. „Auf dieser Reise geschahen mir,“ erzählt Heynitz, „allerhand avantage Propositionen, in dortige Dienste zu treten und reiche Heirat zu tun, die aber mein Herz beleidigt hatten und die mir abzulehnen gar keine Mühe gekostet.“

Heynitz mußte mehrfach Bäder aufsuchen: so infolge einer Erkältung im Anschluß an seine erste österreichische Reise ein ungarisches Bad, 1750 Karlsbad und später Pyrmont. 1751 starb sein Vater, und er mußte das väterliche Gut Dröschkau mit einer beträchtlichen Schuldenlast übernehmen. Es erwuchsen ihm hieraus viele Sorgen, doch hatte er auch Ursache, Gottes Hülfe und Beistand zu preisen.

Mit Rücksicht auf das zusammengeschmolzene Vermögen hatte ihm sein Vater öfter eine reiche Heirat vorgeschlagen, wogegen sich Heynitz immer ablehnend verhalten hatte. Nachdem sich die oben erwähnte Hofdame anderweitig vermählt hatte, verheiratete sich Heynitz — zugleich einem Wunsche seines Vaters Folge leistend — am 12. April 1753 mit seiner achtzehnjährigen Cousine Eleonore Magdalene Juliane v. Reden, jüngsten Tochter des Landdrosten v. Reden in Hannover. Mit warmen Worten preist er die Häuslichkeit und die Wirtschaftlichkeit, die Geistesgaben und den tief religiösen Sinn seiner Gattin, die ihm am 17. Februar 1769 durch den Tod wieder entriffen wurde. Ihre Kinder starben früh. Einen Sohn hatten sie des harten Klimas wegen nach Gifhorn zur Erziehung gegeben. Als ihn die Eltern

wieder zurückholen wollten, kam ihnen ein Bote mit der Meldung entgegen, daß der Knabe gestorben sei, und zugleich holte sie ein zweiter Bote ein, der ihnen die Kunde brachte, daß das zu Hause zurückgelassene Kind verschieden sei.

Der Siebenjährige Krieg hatte für Heynitz, der kurz vor seiner Verheiratung zum Vizeberghauptmann mit 1000 Talern Gehalt befördert worden war<sup>1)</sup>, viele Übelstände im Gefolge. Sein in Sachsen gelegenes Gut hatte unter Plünderung und Einquartierung zu leiden, so daß Heynitz trotz des ihm vom Prinzen Heinrich ausgestellten Schutzbriefs seinen Schaden auf 17000 Taler berechnete. Auch schwebte er häufig in Gefahr, in seinem offenen, dem Kleinkriege ausgesetzten Wohnorte Zellerfeld oder auf seinen Dienstreisen vom Feinde aufgegriffen zu werden.

Außerdem wurde ihm durch den Krieg eine neue Arbeit. „Während des Krieges 1757“, erzählt er, „mußte ich halben Sommer und ganzen Winter hindurch mit den Franzosen hin und her marschieren und für solche Lieferungen und Fourage aus dem Lande besorgen, auch ein Gleiches in die Winterquartiere zu Seesen, Goslar und Gandersheim überweisen. Den Winter 1758 erhielt ich die gleiche Besorgung bei dem alliierten Hauptquartiere zu Paderborn und besonders Lieferungen zu den heftigen Magazinen und Nachfuhr der Fourage zu der Entrepriße bei Bergen. Ich hatte deshalb nebst dem Geheimrat v. Weiß Anweisung, alles mit dem englischen Kommandanten Sutton und dem Präsidenten v. Massow zu besorgen, und viel Gelegenheit, hierbei etwas, zugleich aber sonderlich die Gemütsart der Menschen zu erlernen. Gott ließ mir hierbei seinen heimlichen Wink nie verkennen, mich in keine Unruhe und eigennützige Händel der sich hierzu gebotenen häufigen Gelegenheit ungeachtet mischen, und da ich über die Auslegung einer zu Paderborn geschlossenen Konvention mit dem Herzog Ferdinand als kommandierendem General uneinig ward, so gab dies Gelegenheit zu meiner Abrufung. In der Folge ergab sich, daß diese Konvention das einzig bestimmte Anhalten zu einer richtigen Abrechnung zwischen den braunschweigischen und englischen Kommissarien gegeben, ohne welche der Engländer am Ende nichts an Fourage und Zufuhr bezahlt haben würde. Dies gereichte mir zu einiger Satisfaction. Vom ersten Anfange an aber schien mir meine Abrufung sowie diejenigen Explikationen, die ich mit dem braunschweigischen Ministerio bei den ... Magazinrechnungen gleichfalls erfahren hatte, mehr die Folge eines bei Hofe in mich gesetzten Mißtrauens zu sein. Bei zunehmender Schwachheit meines Chefs, des v. Imhof, wurde meine Zurückberufung des mir daselbst eigentlich obliegenden Dienstes wegen auch notwendiger.“

<sup>1)</sup> am 20. Februar 1753.

Am 13. August 1762 erhielt Heynitz den Titel Geheimer Kammererrat und die Leitung des gesamten Harzer Bergwesens<sup>2)</sup>.

„Zu meiner Lebensgeschichte“, schließt Heynitz seine Erinnerungen, „gehört der Charakter des Berghauptmanns v. Imhof und des v. Bülow als meiner beiden Kollegen. Ersterer war in der Education sehr vernachlässigt worden und hatte daher allerhand üble Gewohnheiten an sich genommen. Er war dabei ein außerordentlich lebhafter wie auch arbeitssamer Mann, der sich mit nichts als seinen Dienstgeschäften und Wissenschaften zu beschäftigen mußte. Er hatte bei recht gründlicher Gelehrsamkeit sonderlich in jure publico anfänglich den Beruf in Bayern zu bleiben erhalten, wurde aber auf einmal nach Absterben seines Bruders, des Vizeberghauptmanns, davon abgerufen und erhielt die Direktion der Harzer Bergämter, wobei er es durch gute Einsicht und Fleiß in Haushaltungssachen so weit gebracht, daß er mit großer Einsicht darin urteilte. Dies zog ihm einen Ruf nach Weimar und zweimaligen nach Ungarn zu, und wenn er nur einigermaßen nicht zu sehr von seiner Wissenschaft eingenommen gewesen und auch andern etwas davon zugetraut, würde er sich vielen Verdruß und Unannehmlichkeit vermieden haben. Er verlor durch einen Fall zeitig sein Gehör, und dies machte ihn argwöhnisch, so daß er dann viele Kränkungen gehabt. Ich gestehe, daß ich ihm viel Wissenschaft, Geduld und Gelassenheit zu verdanken habe, daß er redlich an mir gehandelt, sobald er mich kennen gelernt, daß ich aber erst zu großer Ungeduld durch ihn gereizt worden, mit den ihm zu seiner Prüfung zugeschieden Leiden nicht alle das Mitleiden gehabt und den Anteil genommen, den man wahrlich seinem Nächsten bei allen seinen Schicksalen mehr mit ihm teilen soll. Wenn es ihm recht wehe ging, ward mein Gefühl zwar erregt, manchmal aber nicht in dem Maße, wie es wohl Pflicht eines Christen selbst mit Verlust seiner eigenen Zufriedenheit erfordert. Da mir Gott endlich seine Schicksale und was ich ihm eigentlich schuldig, genauer einsehen ließ, habe ich meiner Pflicht einigermaßen mehreres Genüge getan. Ich schmeichle mich mit der Hoffnung, daß er endlich mit meinem Verhalten zufrieden gewesen, da er nach dem Tode seiner Mutter, die mich ihm besonders empfohlen, alles Vertrauen auf mich gesetzt und in domesticis und officialibus mich über alles zu Rate gezogen, und da er meinen Beruf nach Sachsen durch indiscrete Leute eher, als ich willens war, es ihm zu sagen, vernommen, so hat er sich meinen Abgang zu erleben nicht gewünscht, welche Bitte ihm auch Gott gewährt, so daß er etliche Stunden nach erhaltener Nachricht vom Schlage gerührt meinen Namen im

<sup>2)</sup> v. Imhof war unterm 13. Aug. 1762 von allen dienstlichen Arbeiten dispensiert worden. Er starb Ende des Jahres 1763.



Munde führend aus der Welt gegangen. Mein Schrecken, da ich es unterwegs erfuhr, war groß, und so oft ich daran gedachte, ist mir dieser Vorfall so lebhaft vor meinen Augen, daß ich den Eindruck, den dieser Vorfall auf meine Seele gemacht, nie vergessen werde. Er war ein recht ernster und um seiner Seelen Seligkeit bekümmelter Christ, der es sich um seine Religion rechten Ernst sein ließ; dabei ein eifriger und emsiger Väter und hat mir hierinnen zu allen Tagen und Stunden ein großes Exempel gegeben. Sein Abschied aus der Welt, die Zeit, da er sich dazu vorbereitet, müssen mir so wie sein Leben und erlebten Vorgänge zu einem lehrreichen Nachdenken auf mich selbst genugsam Stoff geben. Sein Vater<sup>1)</sup> war katholisch geworden, und es war für ihn ein unruhiger Gedanke, wenn er an dessen Seligkeit dachte. Dieser Mann mußte es werden um Kaiser Karls VI. Gemahlin<sup>2)</sup> wegen, die ohne seine als Ministers und ihres Vaters, des Herzogs Ludwig Rudolph<sup>3)</sup>, Religionsveränderung die ihrige nicht abschwören wollte. Er suchte alles mögliche hervor, durch das Altertum der katholischen Religion und den Ruhm ihrer Kirchengebräuche, sonderlich bei der Andacht, solche zu entschuldigen, und ich habe deshalb mit ihm bei den Reisen in katholischen Ländern ganz besondere Explikationen gehabt. Sein lebhafter Charakter machte ihn sehr distrait, daß er sich gegen viele in dem, was er ihnen schuldig, vergaß, und der Mangel des Gehörs gab zu noch mehr Abwesenheit seines Geistes Anlaß. Des Unterschieds der Jahre ohngeachtet ward ich genötigt, ihm öfter einige Erinnerungen zu machen, oft dankte er mir hinterher und nahm sie ernst auf, oft weinte er empfindlich darüber und versicherte mir, daß ich mich zum Hofmeister gut geschickt. Am Ende aber erbat er es, und wenn ich allemal so nachgebend und billig gegen ihn gewesen, als er erkenntlich sein konnte, so hätten wir uns an beiden Teilen viele lebhaftere Explikationen vermeiden können.“

Weniger günstig schildert Heynitz Bülow<sup>4)</sup>, den er als einen neidischen und stolzen Charakter zeichnet. Das Verhältnis zu ihm war daher weniger freundschaftlich. „Wir taten alles mögliche,“ schreibt Heynitz, „um keinem Zwist in unserm Herzen Platz zu geben, und so schwer es uns geworden, so wür-

den wir am Ende doch noch fertig geworden sein, wenn mich Gott nicht aus dieses Berufes Schule, wie ich solche ansah und ich ihn oft gebeten, ohne daß ich dermalen die Folgen davon überdacht, abgerufen.“

„Ich wollte nun im Jahre 1763 meinen jetzigen Beruf in sächsischen Diensten selbst auswirken. Ich legte meiner Frau den dazu schon entworfenen Plan vor, und ich danke es ihr noch im Grabe, daß sie sich solchem mit Klugheit und Gründen entgegensetzte. Ich gab also nach, zerriß den Plan. Nach etlichen Wochen, und zwar 1763 im Dezember, erhielt ich ohne mein Zutun und Vermittlung nach göttlichem Verhängnis selbst meinen Beruf. ... So sind unsere Schicksale lediglich in Gottes Hand, so muß man sich solchem überlassen, und ein Glück ist es, daß bei aller Vermutung man nie die Gewißheit des Unglücks hat, immer noch Hoffnung übrig behält, und wer nur allemal Gott vertraut, fest auf ihn baut, den wird er nicht verlassen.“

So weit Heynitz' Erinnerungen über seine braunschweigische Dienstzeit.

Am 10. Dezember 1763 wurde Heynitz als kurfürstlich sächsischer Generalbergkommissarius verpflichtet. Elf Jahre leitete er das sächsische Bergwesen; die Stiftung der Bergakademie Freiberg ist sein hervorragendes Werk. 1777 berief ihn Friedrich II. an die Spitze des preussischen Bergwesens, ein Amt, das er 25 Jahre inne gehabt hat. Er entfaltete eine eifrige, vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit und gilt als der Begründer des preussischen Bergbaus. Mehrfach gewann er tüchtige Beamte aus den welfischen Landen für den preussischen Dienst, z. B. Reden, Belthelm, Hardenberg, und seinen Schüler und Schützling den Freiherrn v. Stein sandte er zur Auszubildung unter anderem auch in den Harz. Wie durch geschäftliche Tüchtigkeit zeichnete sich Heynitz durch edle Sinnesart und tiefe Religiosität aus. Er gehörte zu den sogenannten auswärtigen Freunden der Brüdergemeinde und sprach es als seinen Grundsatz aus: „Es liegt mir am Herzen, als ein getreuer Bekenner Gottes erfunden zu werden.“ Er starb am 15. Mai 1802 in Berlin.

## Beiträge zur Geschichte des Straßenpflasters in der Stadt Braunschweig.

Wer jetzt die festen, ebenen und reinlichen Straßen selbst unserer kleineren Städte durchwandert, der kann sich schwer einen Begriff davon machen, wie es in früheren Zeiten vor den Häusern selbst der großen Städte aussah. Wenn Johannes Scherr in seiner deutschen Kultur- und Sittengeschichte schreibt, daß man bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in verschiedenen deutschen Städten damit vorgegangen sei, „die stehenden Mistpfützen

<sup>1)</sup> Rudolf Christian v. Imhof († 22. Juni 1717), vgl. über ihn Allgem. Deutsche Biographie B. 14. S. 46 ff.

<sup>2)</sup> Elisabeth Christine, die Tochter Herzog Ludwigs 3. Br. u. Lin.

<sup>3)</sup> Wohl eine Verwechslung mit dem Großvater der Prinzessin, Herzog Anton Ulrich, der zur katholischen Kirche übertrat. Vgl. Soltau, Protestantismus in Sachsen u. Braunschw. (Leipzig 1845.) S. 233 und W. Hoesl, Anton Ulrich u. Elisabeth Christine (Wolfenb. 1845).

<sup>4)</sup> Gottfried Philipp v. Bülow, Geh. Kammerrat u. Berghauptmann † 20. Mai 1763. Er war von hannoverscher, v. Imhof wie v. Heynitz von Wolfenbüttelscher Seite zu Mitgliedern des Obergarzischen Communion-Bergamts zu Zellerfeld bestellt worden.

vor den Häusern durch Anlage von Gassen abzu-  
leiten“ und etwa zu gleicher Zeit auch die Straßen  
mit Pflaster zu versehen, so mag das in einzelnen  
Fällen zutreffen. Mag Paris gar schon im Jahre  
1185, wie gesagt wird, gepflasterte Straßen gehabt  
haben. Die Regel bildete jener Zustand auch in der  
späteren Zeit in Deutschland noch lange nicht. In  
Köln, Worms und Aachen sollen Straßpflasterun-  
gen im 14. Jahrhundert vorgenommen worden sein,  
in Prag 1331, in Frankfurt am Main 1350, in  
Nürnberg 1368, in Basel 1387, in Regensburg  
1402, in Speier 1404, in Augsburg 1416 ufm.  
In ganz besonderem Ansehen muß das Straßen-  
pflaster von Nürnberg gestanden haben. Denn der  
Rat der mächtigen Stadt Köln schickte zu seiner Be-  
sichtigung einen besonderen Ausschuß dorthin ab.

Die hier genannten Städte waren große und  
reiche Gemeinwesen. Die konnten sich einen gewissen  
Luxus schon gestatten, waren auch mehr als die klei-  
neren Gemeinden auf die Förderung von Handel  
und Wandel durch die Schaffung fester Verkehrs-  
wege angewiesen. Unbedeutendere Städte waren an-  
spruchsloser. Wie sehr, das zeigt eine Verordnung  
der Stadt Mühlberg in der Provinz Sachsen vom  
Jahre 1367. Danach soll bei 72 Denar Strafe der  
Mist auf dem Markte nicht länger als 14 Tage lie-  
gen, es geschehe denn mit Erlaubnis der Bürger  
und des Richters.

Wie stand es nun um die Straßen in unserer  
Stadt Braunschweig?

Leider sind wir sehr schlecht darüber unterrichtet.  
Nur gelegentliche Notizen haben wir darüber auf-  
finden können, die uns leider ein zusammenhängen-  
des Bild nicht liefern. Dennoch wollen wir mit die-  
sen Nachrichten nicht zurückhalten, in der stillen  
Hoffnung, daß uns aus diesem Anlaß von unter-  
richteterer Seite weitere Belehrung gebracht werde.

Braunschweig muß auch im Anfange des 15.  
Jahrhunderts mit dem Pflastern der Straßen be-  
gonnen haben. Denn es ist aus dieser Zeit eine  
Rechnung vorhanden, aus der zu ersehen ist, daß  
die Anfertigung von 12 Quadratruten Steinpfla-  
ster eine Braunschweigische Mark gekostet habe. Das  
klingt recht erfreulich. Aber leider wird uns die  
Freude etwas getrübt durch eine Verordnung des  
Rats aus derselben Zeit, nach welcher jeder Haus-  
besitzer das vor seinem Hause belegene Straßen-  
pflaster an bestimmten Tagen — jährlich drei mal  
— reinigen und den Unrat abfahren mußte. Das  
„jährlich drei Mal“ läßt die Reinlichkeit der Stra-  
ßen der Stadt Braunschweig zu jener Zeit in keinem  
glänzenden Lichte erscheinen.

Auch scheint das Steinpflaster im 15. Jahrhun-  
dert in der Stadt Braunschweig nur sehr geringen  
Umfang gehabt zu haben und im Laufe der Jahre  
so gut wie ganz verschwunden zu sein. Denn als  
sich im Herbst 1569 die Stadt anschickte, den Her-

zog Julius zu der auf den 3. Oktober angelegten  
Huldigung würdig zu empfangen und alles zu den  
geplanten Festtagen in guten Stand zu setzen, da  
„beschloß der Rat, wenigstens vor den Rathhäusern,  
deren man zum Feste bedurfte, einen Steinweg pfla-  
stern zu lassen“<sup>1)</sup>. Das gestattet uns wohl einen  
Schluß auf den Zustand der Straßen jener Zeit,  
über den auch aus der Folgezeit leider so gut wie  
gar nichts verlautet.

Als dann im Jahre 1671 die Stadt, die bis da-  
hin ihre Angelegenheiten selbständig verwaltet hatte,  
unter die fürstliche Botmäßigkeit gebracht wurde,  
ging die Oberaufsicht über die Straßen der Stadt  
auf die Landesregierung über. Aber auch noch jetzt  
hören wir wenig, was in dieser Beziehung gesche-  
hen ist. Als man um den Anfang des 18. Jahr-  
hunderts das neue Petritor anlegte, baute man  
auch einen Steinweg, der zu ihm hinführte. Um  
ihn nun einigermaßen rein zu erhalten, sah sich die  
fog. fürstliche Stadtkommission unterm 17. Okt.  
1710 genötigt, folgenden Befehl an die Stadt zu  
erlassen:

„Bürgermeister und Rath haben denen für dem  
neuen Petri Thor wohnenden Gärtnern bey Strafe  
andenten zu lassen, das sie den Koth von ihren Hö-  
fen zu rechter Zeit weg schaffen, damit der nach  
dem neuen Thor angelegte Steinweg von solchem  
Koth<sup>2)</sup> nicht überzogen werde.“

Aber an der anderen Seite der Stadt sah es nicht  
besser aus. Auch am Algidientore muß die Reinlich-  
keit der Straßen viel zu wünschen übrig gelassen  
haben, wie es scheint, mehr als anderswo. Denn  
die Stadtkommission fühlte sich am 8. Dezember 1723  
gedrungen, mit folgendem Erlasse gegen den einge-  
rissenen oder altgewohnten Unfug vorzugehen:

„Weil man eine Zeit her angemerket, daß die hie-  
sigen Bürger in specie aber diejenigen, so am Algi-  
dien Thore wohnhaft, den Koth vor ihren Häusern  
nicht wegschaffen, sondern vielmehr auf der Gassen  
Mist machen und selben öffentlich liegen lassen, so  
haben Bürgermeister und Rath diese Unordnung  
abzustellen und mit Nachdruck darüber zu halten,  
daß ein jeder vor seinem Hause die Gasse reinlich  
halten müsse.“

Mochten derartige Anordnungen von Zeit zu Zeit  
und stellenweise auch eine kleine Besserung her-  
beiführen, von weitgreifender und anhaltender Wir-  
kung werden sie schwerlich gewesen sein. Endgültig  
Wandel wurde erst geschafft, als Herzog Karl I seine  
Hofstatt 1753 von Wolfenbüttel nach Braunschweig  
verlegte. Da suchte er den Glanz seiner neuen Resi-  
denz mit allen Kräften zu erhöhen. Dazu gehörte

<sup>1)</sup> Btschrift des Harzvereins II Jahrg. (1869) 4. Heft  
S. 70.

<sup>2)</sup> Im Entwurfe des Schreibens hatte anfangs noch dra-  
stischer gestanden: „von dem aus ihren Höfen fließenden  
Koth“.

natürlich auch, daß er die Straßen der Stadt in einen würdigen Stand setzte. Da aber nur bei gutem Pflaster Reinlichkeit der Wege zu erzielen war, so wurde jetzt zu einer Neupflasterung der Stadt geschritten. Damit im Zusammenhange steht die Verlegung der Begräbnisplätze vor die Tore der Stadt und die Pflasterung der Kirchhöfe, die zu gleicher Zeit geschah. Beide Maßregeln wurden im Jahre 1755 beschlossen und nach Art der Regierung des tätigen, viel verkannten Fürsten sofort kräftig zur Ausführung gebracht. Leider sind wir über Einzelheiten der Ausführung wieder nicht näher unterrichtet.

Etwa ein halbes Jahrhundert hat das Stadtpflaster vorgehalten. Da aber befand es sich in einem recht schlechten Zustande, der eine abermalige Umpflasterung der Stadt notwendig machte. Man war an entscheidender Stelle der Ansicht, „daß die Steinwege zwischen den beiden Gassen, durch einzelne Reparaturen nicht mehr tauglich zu erhalten stünden, sondern durchaus gänzlich umgepflastert werden müßten“. Ferner daß „die zur Bequemlichkeit der Fußgänger mit breiten Platten belegten Steinwege seit dem Jahre 1755 durch die unterbliebene oder nicht zweckmäßig beschaffte Ausbesserung ebenfalls so schadhast geworden wären, daß selbige wenigstens einer beträchtlichen und allgemeinen Reparatur bedurften“.

Die Inangriffnahme dieser Arbeiten ordnete Herzog Karl Wilhelm Ferdinand schon am 12. Februar 1802 an. Es wurden die nötigen Untersuchungen und Berechnungen angestellt und unterm 6. Mai des folgenden Jahres erschien dann eine Bekanntmachung des Fürstlichen Polizei-Departements, die die Bürger darüber aufklärte, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen die Neupflasterung der Stadt ausgeführt werden sollte<sup>1)</sup>. Man suchte den Einwohnern der Stadt nach Möglichkeit entgegenzukommen. Die Umpflasterung sollte straßenweise und unter sachkundiger Leitung vorgenommen werden. Hauptmann Culemann und Ingenieur Dufour waren für diese Aufgabe ausgewählt. Zur Entlastung der Bürgerchaft wurden die erforderlichen Kiesel (Nordisches Geschiebe) und der Betungsand frei geliefert und auch die Abfuhr des Pflasterungskummers (Erdboden) auf allerhöchste Kosten übernommen, so daß „bloß das Arbeitslohn für die Umpflasterung und Reparatur, imgleichen die Kosten für die, statt der schadhast, oder fehlenden, neu anzuschaffenden breiten Platten von den Hauseigentümern in der Maße, als selbige zur Instandhaltung des Gassenpflasters vor und neben ihren Häusern her bisher verbunden gewesen, hergeschossen werden mußten“.

<sup>1)</sup> Sie erschien im 33. Stücke der Braunschweigischen Anzeigen vom 14. Mai 1803 Sp. 1057 ff.

Selbst diese Kosten sollen bis zur Fertigstellung der Straße vorgeschossen und erst nachher repartiert werden. Die Anlieger brauchten demnach bei Neupflasterungen nur die Arbeitslöhne sowie die Kosten für „die breiten Steine“ zu tragen.

In den nun folgenden Jahren wurden zuweilen jährlich bis zu 1000 Quadratruthen Kieselsteinpflaster unter einem Zuschuß von  $1\frac{1}{2}$  Zuber pro □ Ruthe (pro qm = 0,027 cbm) hergestellt<sup>2)</sup>. Hiermit wurde je nach den vorhandenen Geldmitteln bis zum Jahre 1806 fortgefahren. Auch kann man wohl annehmen, daß während der westfälischen Fremdherrschaft dasselbe Verfahren in Anwendung blieb, wenn man auch nicht wird annehmen dürfen, daß in dieser und der nächstfolgenden Zeit wegen der bedeutenden Kriegs- und Einquartierungslasten größere Pflasterungsarbeiten zur Ausführung gebracht worden sind.

Bis zum Jahre 1816 mußte jeder Hausbesitzer das Pflaster vor seinem Hause bis zur Mitte der Straße selbst im Stande erhalten. Diese Teilung wurde vielfach dadurch erleichtert, daß noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auf verschiedenen Straßen die Gasse in der Mitte der Fahrbahn lag. Nach der glaubwürdigen Schilderung eines Zeitgenossen war damals bei starkem Regenwetter ein Gehen auf der Straße kaum möglich. Von den Dächern stürzte das Wasser mittelst Wasserspeier direkt auf den Fußweg, denn Dachfallröhren waren nicht überall vorhanden. In der Mitte der Straße aber bildete sich ein Gießbach, der fast die ganze Fahrbahn der Straße in Anspruch nahm. Die Pflasterung der freien Plätze dagegen fiel der Fürstlichen Kammer zur Last. Zu gleicher Zeit wurde nun auf Veranlassung der Fürstlichen Polizei-Direktion vom Kammer-Kollegium eine Verbesserung der Pflasterungsweise ins Auge gefaßt. In dem Berichte der Fürstlichen Polizei-Direktion an Fürstliches Kammer-Kollegium vom 31. Juli 1816 wurde unter Hinweis auf das Pflastermaterial, das in der Stadt Kassel zur Anwendung kam, der Grund für den mangelhaften Zustand des Straßenpflasters zu Braunschweig in folgenden Umständen gefunden. Er sei entstanden:

1. durch Verwendung der im Vergleich zu den Steinen in Kassel schlechten Kieselsteine von verschiedener Größe und Härte,
2. dadurch, daß jeder Hausbesitzer das Pflaster vor seinem Hause nach eigener Willkür vorrichteten und reparieren könne, und daß
3. durch Reparaturen an den Wasserleitungsröhren (Ripen) das Pflaster fortwährend beschädigt würde.

Es sollte dahin gewirkt werden, daß jährlich

<sup>2)</sup> 1 □ Ruthe = 20,89 qm.

1 Zuber = 15 Kubfuß = 0,37 cbm.

1000 □ Ruten umgelegt werden könnten, wozu 1500 Zuber Kiesel als Zuschuß nötig werden würden.

Die Anlieferung der Kiesel versuchte man sich durch Vermittlung der Fürstlichen Kreis-Gerichte Riddagshausen, Vorskfelde und Königsutter aus den Gemeinden Vorskfelde, Grasleben, Barmde u. a. D. zu verschaffen. Die Dorfgemeinden zeigten jedoch hierbei kein großes Entgegenkommen; sie stellten auch zu hohe Preise, so daß diese Quellen vorläufig aufgegeben werden mußten. So würde zum Beispiel Kiesel aus den Gemeinden Nieseberg und Lanningen 112 T. pro □ Steinrute zu 32 Zuber = 2,25 R. = 512 Kubikfuß (28 Mk. pro Kubikmeter) und aus Barmde und Grasleben 160 T. (40 Mk. pro Kubikmeter) gekostet haben.

Versuche, die mächtigen Steine aus Harzburg mit den Bauholz-Flößen nach Braunschweig zu befördern, hatten quantitativ auch nicht den erwünschten Erfolg, wie sich dann auch die Gewinnung von Flußgeschieben im sog. Steinsfelde bei Bienenburg als nicht ertragreich erwies. Man suchte auf andere Mittel und kam, um für die in Aussicht genommenen größeren Pflasterungen das nötige Zuschußmaterial sicher zur Verfügung zu haben, auf die Idee, die alten holprigen Steindämme (Pflasterbahnen) der Heerstraßen aufzubrechen und das Material zu der hiesigen Straßenpflasterung zu verwenden, z. B. die Steine von der Heerstraße zwischen Lehnendorf und dem Rastturm und zwischen Wolfenbüttel, Halchter und Ohrum. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß schließlich Fürstliches Kammer-Kollegium vom Fürstlichen Geheimrate die Erlaubnis erhielt, für Kiesel bis zu 40 T. pro Rute (zu 32 Zuber) also pro Kubikmeter 15 Mk. zu zahlen. Die fertige Quadratrute Kieselsteinpflaster kostete demnach im Jahr 1818 = 10 T. 13 ggr.

Unterm 30. September 1817 verfügte dann Fürstliches Geheim-Rats-Kollegium, daß die großen Pflasterungsarbeiten im Frühjahr 1818 beginnen sollten, daß hierzu Steinseher aus Bremen engagiert, und daß die Kosten nach Anleitung „des bisher üblichen Repartitions-Fußes nach dem zu einem jeden Hanse gehörenden Areale (Straßenfläche) eingezogen werden sollten. Die breiten Steine (Trottoirs) seien auf Kosten der Anlieger zu verlegen und zu unterhalten.“

Mit der besonderen Leitung der Pflasterungsarbeiten wurden der Polizei-Direktor Grabenhorst, Ober-Kommissar Rothermundt und ein hierzu geeigneter Hausbesitzer der Straße, die zu pflastern war, beauftragt. Das letztgenannte Mitglied hatte auch die Rechnungsführung zu besorgen. Die gesamte Straßenpflasterungs-Kommission war dem Fürstlichen Kammer-Kollegium unterstellt. Die Unterhaltung des Pflasters sollte auf Straßen mit schlechterem Pflaster bis auf Weiteres noch nach der

alten Weise, auf Straßen mit dem neuen, guten Pflaster aber durch Fürstliche Polizei-Direktion unter Zugiehung eines geeigneten Hausbesizers gehandhabt werden. Als Werkmeister wurde der Steinsehermeister Stellmann aus Bremen in Dienst genommen.

Die Beiträge der jährlichen Geld-Auswendungen waren verschieden. Im Jahre 1821 wurde für

Umpflasterung des Altstadtmarkts . . 7863 T.  
do. für die des Straßenzuges der Gut-  
filternbrücke bis zum Altstadtmarkte 7537 T.

Zusammen 15200 T.

verausgab, wovon  $\frac{1}{3}$  die Landes-Regierung trug. Später wurde der fiskalische Beitrag auf jährlich 4000 T. festgesetzt.

Diese Pflasterungen nahmen hierauf ihren ruhigen Fortgang. Im Jahre 1826 trat mit höchster Genehmigung an Stelle des ausscheidenden Polizei-Direktors der Stadtmagistrat in die Pflasterungskommission ein<sup>1)</sup>.

Die 1818 hier neueingeführte Pflasterungsmethode war die sogenannte „Bremer Manier“. Sie bestand darin, daß man aus größeren Kiesel in gewissen Abständen „Rippen“ setzte und dann den Raum dazwischen mit kleinen Steinen ausfüllte. Vor der Westseite der Martinikirche und auf dem Algidienmarkte ist diese Pflasterungsart noch heute deutlich zu sehen.

Im Jahre 1825 wurde dann die Klöpperstraße, der jetzige Zug der Neuenstraße zwischen Schützen- und Gördenlangerstraße, versuchsweise nach „niederländischer Manier“ gepflastert. „Niederländisch“ nannte man das Pflaster, das aus Steinen mit glatten Köpfen gebildet war, die in Reihen mit durchgehenden Fugen gesetzt wurden. Man nennt dieses Pflaster jetzt „Reihenpflaster.“ Nur gute, sorgfältig aptierte Kieselsteine waren dazu zu gebrauchen. In der Neuenstraße wurde dieses „niederländische Pflaster“ 1866 wieder beseitigt und Gabbrosteinpflaster an seine Stelle gesetzt.

Nach dem Berichte des damaligen Kammer-Bau-Condukteurs Köllsch war diese „niederländische“ Pflasterung teurer, als das Bremer Pflaster. Denn eine □ Rute Bremer Pflaster kostete 1825 27 T. (per qm 4 Mk.), während sich der Preis für eine □ Rute niederländisches Pflaster auf 36 T. stellte. (pro qm 5 Mk.) Dafür wurde aber auch die Dauerzeit des ersteren auf 50, die des letzteren auf 100 Jahre berechnet.

<sup>1)</sup> Später geschah bekanntlich die Verwaltung des Straßenpflasters nach Anleitung des Statuts vom 25. Juni 1860 gemeinschaftlich durch die Herzogliche Baudirektion und den Stadt-Magistrat im Einverständnis mit Herzoglicher Polizei-Direktion. Erstere war dabei als ausführende technische Behörde tätig. Zu den Kosten trug der Staat  $\frac{5}{6}$ , die Stadt  $\frac{1}{6}$  bei.

Diese neue Pflasterungsmethode fand großen Beifall. Zur Gewinnung des geeigneten Materials beantragte die Pflasterungs-Kommission unterm 17. Februar 1826 das Aussuchen von Harz-Geschieben in der Radau, Eder und Ilse und die Bearbeitung dieser Geschiebe durch geübte, hiesige Steinschläger unter Kontrolle der Herren Kölsch und Stellmann, wobei darauf hingewiesen wurde, daß, wenn die im Sommer 1825 probeweise ausgeführte Gewinnung von Harz-Geschieben das erwartete Resultat nicht gehabt hätten, dieses lediglich Schuld der im Aussuchen und Zurichten der Steine ungeübten Arbeiter gewesen wäre.

Nach „Art der Niederländer“ wollte man dann, unter der Voraussetzung einer ergiebigeren Lieferung von Pflastersteinen, irgend „einen ausgezeichneten Platz“ in hiesiger Stadt pflastern lassen.

Das Kammer-Kollegium sah aber vorläufig von der Benutzung dieser Bezugsquellen ab, „da nach Aufhebung des Steinbruchs (Pflasterbahn) auf der Strecke der Heerstraße von der Leipziger Schenke<sup>1)</sup> bis an das Ende von Richmond sehr bedeutende Vorräte von Kieseln für die hiesige Stadt entstanden wären“.

Einen großen Umschwung und Aufschwung nahm das städtische Pflasterwesen durch die Anlage der Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg, die schon im Jahre 1841 eröffnet wurde. Jetzt war es möglich, aus dem Radautale bei Harzburg das treffliche Gabbrosteinmaterial<sup>2)</sup> auf billige Weise nach Braunschweig zu schaffen. Es entstanden dort die gewaltigen Steinbrüche, deren Leitung, ebenso wie die der Zubereitung der Steine selbst lange Jahre in den Händen der Herzoglichen Post- und Eisenbahndirektion lag, deren oberster Leiter, Phil. Aug. von Amberg, auch hier die treibende Kraft gewesen war. Erst im Jahre 1855 wurde die Aufsicht über den Steinbruchbetrieb der Herzoglichen Bau-direktion übertragen.

Die erste Pflasterung mit Gabbrosteinen aus Harzburg fand noch im Jahre 1841 auf dem südlichen Zuge der Reichenstraße vor dem Neustadtrathause statt. Im Jahre 1847 wurde mit demselben Materiale der Altstadtmarkt umgepflastert. Dann 1851—52 die Straße am Bruchtor usw.

Die Form der von Harzburg aus gelieferten Gabbro-Pflastersteine verbesserte sich, so daß bei der im Jahre 1859 stattgefundenen Neupflasterung der Südstraße, an Stelle der in der Form der Kopf-fläche bislang unregelmäßigen Steine, bereits ein gleichmäßiges Material verwendet und somit ein

gutes sog. „Reihenpflaster“ hergestellt werden konnte. Bei der in den Jahren 1860—61 erfolgten Neupflasterung des Straßenzuges Poststraße-Gutfiltern kam dies dann gleichfalls zur Anwendung.

Eine weitere wesentliche Verbesserung der städtischen Straßen wurde bereits in den Jahren 1851 bis 1852 bei Regulierung der Straße am Bruchtor dadurch erreicht, daß man die bis dahin offenen Gassen beseitigte und an deren Stelle zur Abführung des Tage- und Hauswassers einen unterirdischen Kanal anlegte und die Trottoirs mit Bordsteinen einfaßte. Solche Trottoir-Einfassung fand auch Anwendung bei der im Jahre 1853 vorgenommenen Regulierung der Baustelle und der Umgebung des abgebrochenen Gasthauses „Stadt Hamburg“ auf dem jetzigen Bankplatz, und diese Neuerung wurde dann im Jahre 1857 auf den ganzen inzwischen regulierten Bankplatz ausgedehnt.

Bei dem Umfange, welchen die städtischen Neupflasterungen im Laufe der Zeit annahmen, reichte der Harzburger Steinbruchbetrieb zur Beschaffung der nötigen Pflastersteine nicht mehr aus; es mußten deshalb, wie z. B. bei der Neugestaltung und Pflasterung des Hagenmarktes im Jahre 1869, auch Basaltsteine aus der Gegend von Cassel und Dransfeld mit verwandt werden.

Nachdem 1898 die Verwaltung des Straßenpflasters ganz an die Stadt übergegangen war, begann man im folgenden Jahre die dem stärkeren Verkehre und den größeren Ansprüchen des Publikums mehr entsprechende Asphaltierung der Bahnen einzuführen, und wurde die erste derartige Asphaltbahn 1899 auf der Westseite des neuen Stadthauses zwischen Rußsäutchen- und Wilhelmsplatz und dann weiter bis in die Münzstraße hergestellt.

## Zwei bisher unbekannte Wüstungen bei Gattenstedt.

Von Ed. Damschöler.

Im Braunschweigischen Magazin vom Jahre 1901, S. 127a bemerkte ich zu dem Flurnamen Hönrö in der Gattenstedter Feldmark: „Die flache Fortsetzung des Apenberges östlich, aber nicht weit von dem erwähnten Fußweg (jetzt Feldweg), der nach dem Sautrog führt, die nördliche Höhe des Hasentales bildend, heißt im Volksmunde hönrö, d. h. Hohenrode. Sollte hier früher eine Siedlung gleichen Namens gestanden haben? Von einer Wüstung an dieser Stelle ist mir nichts bekannt.“ Meine Vermutung, daß der heutige Flurname Hönrö seine Benennung einer einstigen Wohnstätte gleichen Namens an dieser Stelle verdankt, findet eine Stütze darin, daß, wie ich jetzt erfahre, auf der genannten Flur vor Jahren beim Pflügen mit dem Dampf-

<sup>1)</sup> Später Sanssouci, dann Baltimore, jetzt Hoffäger genannt.

<sup>2)</sup> Es mag hier die Bemerkung Platz finden, daß der Name „Gabbro“ von einem kleinen italienischen Orte Gabbroto abgeleitet wird, in dessen Nähe sich ein gleiches oder ähnliches Gestein vorfinden soll.

pfluge mehrfach größere, behauene Steine gefunden sind, die nach Angabe der Leute, die sie gesehen haben, offenbar Reste von Grundmauern waren. Daß diese Steine zufällig dorthin verschleppt seien, ist nicht anzunehmen.

Deuten somit Name und Funde mit ziemlicher Sicherheit auf eine Wüstung, so bleibt doch zu bedenken, daß diese Siedlung auf einer mäßigen Anhöhe lag, die nach Norden zu ganz flach verläuft, jedoch nach dem Jordantal im Süden steil abfällt und in unmittelbarer Nähe kein Wasser hat, weder einen Bach noch einen Quell. Der Jordan fließt zwar nicht weit davon, liegt aber erheblich niedriger als die Flur, so daß die Versorgung mit Wasser von dort nicht ohne Mühe war. Ebenso liegt die offenbar nach einem ehemals dort vorhandenen Quell benannte Bornbreite in einiger Entfernung von Hohenrode. Diese Lage einer Siedlung an einer wasserlosen Stelle muß um so mehr auffallen, wenn man damit z. B. die günstige Lage der benachbarten Dörfer Cattenstedt, Wienrode und Timmenrode vergleicht, die von einem Bache durchflossen werden. Die ältesten Häuser von Cattenstedt, auch das Gut und die Pfarre, liegen dicht am Jordan. Auch Hüttenrode, Elbingerode und die Wüstung Albrechtsfeld auf der Höhe zwischen Cattenstedt und Wendesfurt, jetzt Armesfeld genannt, jüngere Siedlungen auf dem Harze, über deren Entstehung ich demnächst noch näheren Aufschluß zu geben gedenke, sind zwar hochgelegen, entstanden aber in unmittelbarer Nähe eines Quells oder kleinen Baches, so daß die Wasserversorgung keine Schwierigkeit bot.

Diese auffällige Erscheinung der Entstehung einer Ansiedlung auf einer Anhöhe und in einiger Entfernung von einem Wasser steht jedoch nicht einzelt da. Die Wüstung Platendorf auf dem Platenberge zwischen Blankenburg und dem Regensteine, an deren einstiger Existenz wohl kaum gezweifelt werden darf, lag gleichfalls nicht an einem Wasser, weshalb auch viele Blankenburger nicht an sie glauben wollten.

In der Nähe von Cattenstedt scheint aber noch eine zweite Siedlung bestanden zu haben, von deren Vorhandensein sich keine sichere Kunde erhalten hat, weder in einer Urkunde noch in mündlicher Tradition oder in einem Flurnamen, und die gleichfalls auf einer Anhöhe lag, in deren unmittelbarer Nähe weder heute Wasser ist, noch früher gewesen sein kann. Östlich der von Blankenburg nach Cattenstedt führenden Chaussee, aber in nächster Nähe derselben, da, wo jetzt noch die Gebäude der zum Cattenstedter Gute gehörenden früheren Ziegelei stehen, wurden auf der nach Cattenstedt zu liegenden Seite dieser Anhöhe, die Kreuzberg, nd. Krizebarch heißt, im Frühjahr 1902 mehrere Gräber entdeckt. Auf die Kunde hiervon ging ich nach der Fundstelle. Die obere Schicht des Bodens ist stark lehm- oder ton-

haltig, war aber zum großen Teil zum Bewerfen von Kartoffeldiemen<sup>1)</sup> benutzt, die sich hier befanden. Unter der Lehmsschicht steht loser Sand. Im Sommer vorher war es auffällig erschienen, daß an dieser Stelle, die mit Kartoffeln bepflanzt war, in gewissen regelmäßigen Abständen einige Kartoffelbüsche üppiger waren als die übrigen. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß manche Kartoffelbüsche zufällig auf einem alten Grabe standen. Bei der Herstellung eines Grabes war die untere Sandschicht etwas tiefer ausgehoben; allmählich hatte sich aber die Gruft mit besserer Erde aus der Lehmsschicht gefüllt, so daß hier die Wurzeln tiefer eindringen und den Pflanzen mehr Nahrung zuführen konnten. Hätte man eine Ahnung davon gehabt, daß sich hier Gräber befanden, so hätte man aus der Beschaffenheit des Kartoffelfeldes auf die ungefähre Ausdehnung des Gräberfeldes schließen können. Bei den Leuten, die bei der Auffindung der Gräber zugegen gewesen waren, fand ich die Ansicht vertreten, die auch von dem damaligen Gutsbesitzer Hecker geteilt worden zu sein scheint, daß hier in der Tat ein Gräberfeld, ein alter Kirchhof anzunehmen sei, der sich möglicherweise bis unter die Ziegeleigebäude erstreckte. Da vom Blankenburger Zweigverein des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde eine Besichtigung beschlossen und vom Besitzer des Gutes eine Untersuchung der Gräber in entgegenkommender Weise gestattet war, woraus nachher leider nichts geworden ist, so ließ ich mir von einem jungen Manne auf der nebenan liegenden alten Ziegelei nur drei Gräber zeigen. Sie lagen in gerader Linie und in gleichmäßigen Abständen von einander wie heutzutage die Gräber auf einem Kirchhofe. In jedem Grabe fanden sich die Knochen von nur einem Menschen. Daraus darf man wohl schließen, daß hier nicht eine zufällige

<sup>1)</sup> Das Wort „der Diemen“ wird in den hd. Wörterbüchern als niederdeutsch oder norddeutsch angegeben, aber ohne Ableitung. Unter Dimme (fem.) versteht man in hiesiger niederdeutscher Mundart nicht einen Heuschaber, sondern einen runden oder länglichen Haufen Kartoffeln oder Rüben, der zum Schutz gegen Frost mit Erde bedeckt wird; ferner einen geschichteten Haufen Holz, Stroh und Getreidegarben. Das kurze i verrät ursprünglich nachfolgende Doppelkonsonanz; altes i vor einfachem Konsonanten hätte zu langem e werden müssen. Das doppelte m wird aus mb entstanden sein wie in Lamm aus (got.) lamb und zu ags. dimban, obscurari; altf. thim für thimb, dunkel; ahd. timbar, mhd. timber, dunkel gehören. Ursprünglich wird Dimme die Vertiefung, Höhlung in der Erde bezeichnet haben, in der man die Früchte barg, um sie gegen Frost zu schützen, und die dann mit Erde bedeckt wurde, wie noch heute vielfach die Kartoffel- und Rübensdimmen hergestellt werden. Dazu würde auch etgl. dimble, Zelle, Grotte, Talschlucht passen, falls es, wie ich vermute, zu ags. dimban gehört, und mhd. timel, Dunkelheit, Tiefe des Wassers. Dimme wird ursprünglich „dunkle Höhlung“ bedeutet haben und seine Verwendung für die Bezeichnung von Holz- und Strohhäufen jünger sein.

Begräbnisstätte vorliegt, wo vielleicht die in einem Kampfe Gefallenen beerdigt liegen, sondern daß es eine Art Kirchhof ist, wo in herkömmlicher Weise die Beerdigungen stattfanden. Unwahrscheinlich ist es, daß dieser Kirchhof zur Gemeinde Cattenstedt gehört hat, weil er zu weit vom Dorfe abliegt und früher die Kirchhöfe sich wohl allgemein in der Nähe der Kirche befanden. Außerdem ist es noch fraglich, ob diese Feldflur früher jemals Eigentum der Gemeinde war. Eine Begräbnisstätte für die Angehörigen des Gutsbesitzers darin zu sehen, scheint mir auch nicht angängig. Das Gut liegt gleichfalls zu fern und wird schwerlich einen eigenen Kirchhof gehabt haben. Die Familie von Kropf, in deren Besitz das Gut seit 1630 war, erwarb ein Erbbegräbnis unter dem Glockenturme der Kirche zu Cattenstedt<sup>1)</sup>.

Über das Alter des Kirchhofes vermag ich keine näheren Angaben zu machen. Ich habe nur ein Grab genauer untersucht und fand nichts als Menschenknochen darin, weder Urnenreste noch Beigaben. Die Hälfte eines Unterkiefers nahm ich mit. Die Zähne sind vollständig und tadellos erhalten. Ein Arzt, dem ich den Kiefer zeigte, fand ihn etwas klein, da er offenbar nicht einem Kinde, sondern einem erwachsenen, vielleicht sogar alten Menschen angehört haben muß, wie die starke Abnutzung der Zähne erkennen läßt. Doch läßt sich aus diesem einen Kiefer noch nicht viel schließen. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei passender Gelegenheit die Gräber genau untersucht würden.

Wenn unsere Vermutung richtig ist, daß wir es mit einem Kirchhofe zu tun haben, der weder zum Dorfe Cattenstedt noch zum adligen Gute daselbst gehörte, so drängt sich von selbst die Annahme auf, daß er der Begräbnisplatz einer ehemaligen Siedlung auf dem Kreuzberge bei Cattenstedt gewesen ist. An Kirchhöfe knüpfen sich gern Spitzgeschichten. Mancherlei Sagen berichten, daß es am und auf dem Kreuzberge spukte. Große Hunde mit feurigen Augen, auch ohne Kopf, ließen sich dort um Mitternacht sehen. Hat hier aber eine Siedlung bestanden, so hatte sie ebenso wenig Wasser in nächster Nähe wie Plattendorf und Hohenrode.

Über welchen Namen mag die Siedlung gehabt haben? Stübner gibt a. a. O. S. 380 an, daß zu dem Cattenstedter Gute der Wienröder, Timmenröder, Hüllingeröder und Eggeröder Zehnt gehört habe. Wienrode und Timmenrode sind zu stattlichen Dörfern geworden, Eggerode besteht nur aus einem Forsthaufe; aber auch eine etwas davon entfernt liegende Mühle heißt die Eggeröder Mühle. Wo Hüllingerode oder, falls es derselbe Name ist, Hül-

lengerode gelegen hat, ist unbekannt. In der Nähe von Cattenstedt scheint es gesucht werden zu müssen. Steinhoff sagt in seiner Geschichte der Grafschaft Blankenburg S. 29: „Hüllingerode bei Rattenstedt, in dessen Nähe die Homannsche Karte von 1750 auch ein Hedenrode verlegt.“ Sollte dies Hüllingerode oder Hedenrode die vermutete Siedlung auf dem Kreuzberge sein? Die Reihenfolge der Namen in dem Verzeichnis der den Grafen von Regenstein vom Stift Halberstadt zu verleihenden Lehngüter<sup>2)</sup>: Linke, Westerhausen, Wernstedt, Weddersleben, Dalle, Rattenstedt, Wigenrode, Eggerode, Hüllingerode, Hildenrode, Elwingerode, Haselselde läßt nicht erkennen, ob mit Hüllingerode die Reihe Rattenstedt—Hüllingerode abschließt, wie vorher offenbar Linke bis Dalle eine Gruppe bilden, oder ob mit Hüllingerode eine neue Gruppe beginnt. Im letzteren Falle kann es auf dem Kreuzberge bei Rattenstedt gelegen haben, im ersteren nicht.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

27. Sitzung am 2. Novbr. 1903 zu Braunschweig.

Der Vorsitzende begrüßte die Erschienenen zu der ersten Zusammenkunft des Winters, forderte zu reger Vereinstätigkeit auf und berichtete über die Ausführung der Beschlüsse der letzten Hauptversammlung. Das Jahrbuch sei im Drucke, ebenso die Arbeit des Oberstleutnants Meier über die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Hierauf hielt Archivrat Dr Mack seinen angekündigten Vortrag über die Familie Henneberg, welcher demnächst gedruckt werden wird. Zu den vom Vortragenden hervorgehobenen Verdiensten des Präfecten Henneberg wurden von einigen Mitgliedern und von ihm selbst bestätigende Bemerkungen gemacht.

Sodann zeigte Apothekenbesitzer Bohlmann einige wertvolle Waffen p. p. vor: eine im Auftrage des Herzogs Heinrich Julius 1595 angefertigte Büchse, eine Bratenschaukel desselben Herzogs, ein kurländischer Jagdgewehr, eine Armbrust mit Hirschhorn ausgelegt nebst Winde zum Spannen, einen Wolzenkasten des Herzogs Rudolf August, ehemals Besitz des Herzoglichen Zeughauses, von Herrn Oberstleutnant Thomae erworben und dem Vaterländischen Museum geschenkt, eine jüngere Büchse mit Batterieschloß, für Herzog Ludwig Rudolf in Blankenburg angefertigt, eine Patronenbüchse von 1600 und ein Pulverhorn des Herzogs August.

Archivrat Dr Zimmermann teilte der Versammlung ein von Herzog Ferdinand Albrecht verfaßtes, 1677 auf dem Schlosse zu Webern gesungenes Lied mit, in welchem der Herzog gegen das ihm widerwärtige französische Wesen Stellung nahm.

<sup>1)</sup> Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg. 1788. I. T., S. 384.

<sup>2)</sup> Zeitschrift des Harz-Vereins B. 34 (1901) S. 397.



# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogthum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1903.

Dezember.

Nr. 12.

[Nachdruck verboten].

## Die alte Heerstraße von Goslar nach Halberstadt an der Nordgrenze des Amtes Harzburg.

Von H. Wieries.

Noch bis in das 18. Jahrhundert hinein bildeten die Harzberge für den Handelsverkehr ein schwer zu überwindendes Hindernis. Man verstand nicht, die Steigungen allmählich zu überwinden und die Straßen an den Hängen der Berge entlang zu bauen, sondern man suchte unter Vermeidung der Täler und Flußläufe, der natürlichen Gebirgspässe, schnell den Berg Rücken zu gewinnen und sich auf der Höhe zu halten. Da für den Abfluß des Regenwassers nicht gesorgt wurde, so bildeten sich bald Rinnen, die sich mehr und mehr vertieften, und die meisten alten Wege sind deshalb an vielen Stellen ganz unpassierbare Hohlwege geworden. Eine nur einigermaßen regelmäßige Wegeverbesserung fand nicht statt. Es schien genug, wenn gelegentlich an den schlimmsten Stellen Steine gelegt oder an sumpfigen Orten Anmüppeldämme aufgeführt wurden.

Der älteste Weg im Amte Harzburg, der in neuerer Zeit so genannte Kaiserweg, zeigt auf seinem Zuge von der Harzburg quer über den Harz nach Nordhausen alle diese Schattenseiten. Er führte im inneren Harze die alte Bezeichnung „Heidenstieg“, welche auf das Zurückweichen der dem Heidentume treu gebliebenen Sachsen vor dem Christentum in den hohen Harz deutet, vielleicht auch nur, wie Herr Regierungs- und Baurat Brinckmann zu Braunschweig annimmt, das hohe Alter des Weges andeuten soll. Vermutlich ist die Harzburg mit zum Schutze dieses Weges angelegt, der damals unzweifelhaft einen wichtigen Gebirgsübergang darstellte. Eine Fahrstraße von irgend welcher Bedeutung ist aber der Kaiserweg auf der Strecke Harzburg-Dorfhaus wohl niemals gewesen. Schwerere Lasten konnten auf ihm nicht befördert werden, und er kam deshalb für den Handel nicht in Betracht.

Dasselbe gilt von der Straße, die von Goslar aus über die Okerbrücke, das heutige Oker, in tiefen Einschnitten zwischen dem Aldenberge und dem Kolberge (jetzt unrichtig Goldberg) hinauf nach der Okerbrücke, dem jetzigen Okerbrück, führte. Die im 3. Bande der Zeitschrift des Harzvereins enthaltene Karte aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnet sie als „Die alde Strass“<sup>(1)</sup> und „Iserneweg“.

Noch weniger kann die Glendstraße, die im Okerthal hinaufführte, Handelsstraße gewesen sein. Sie war nur für Fußgänger und Maultiere zu benutzen.

Anderer, den Harz überschreitender Wege von irgend welcher Bedeutung waren in älterer Zeit im Amte Harzburg nicht vorhanden.

Der lebhafteste Frachtverkehr, der von dem früh auch zu einer bedeutenden Handelsstadt erblühten Goslar nach Thüringen und dem heutigen Sachsen stattfand, konnte also die nächste Linie über das Gebirge nicht wählen, sondern er suchte, sobald er einige Ausdehnung gewonnen hatte, das Gebirge zu umgehen, und dieses geschah auf einer andern „alten Straße“, der großen Straße von Goslar nach Halberstadt.

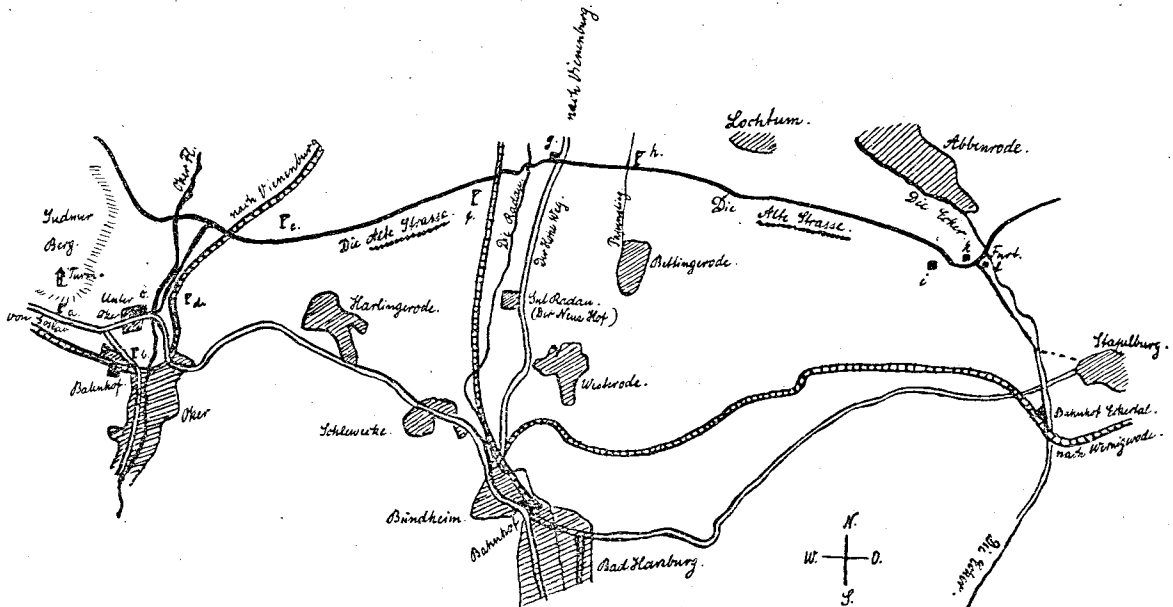
Sie ist zwischen Oker und Oker, wenn man die Strecke vom Okerturm bis zu dem Punkte ausnimmt, an welchem sie das östliche hohe Okerufer erklimmt<sup>(2)</sup>, als ein außergewöhnlich breiter Feldweg zu erkennen, den jedes Kind der braunschweigischen Ortschaften Oker, Harlingerode, Westerode, Bettingerode und der preussischen Dörfer Bienenburg, Lothum und Albenrode als „die alte Straße“ kennt. Die Feldmarkskarten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigen die Straße als Nordgrenze des Amtes Harzburg unter der Bezeichnung „die

<sup>1)</sup> Die Bezeichnung kommt auch sonst vor; 1545 wird sie bei Beschreibung der Grenzen des Kaiserforsts angegeben: Schucht, Chronik und Heimatskunde des Hüttenortes Oker. Harzb. Stollens Hofbuchhdlg. 1888.

<sup>2)</sup> Hier zieht die Straße unten auf dem östlichen Okerufer im Steinfelde entlang.

alte Straße von Goslar nach Halberstadt“ und nach den Harzburger Erbreigistern von 1666 und 1703<sup>1)</sup>, die hier ausdrücklich Bezug nehmen auf die nicht erhaltenen Erbreigister von 1618, 1620 und 1637, zog die Harzburger Grenze: „vom Breiten Thore (Goslar) die Braunschweigische Heerstraße entlang

schweigische Heerstraße entlang, durch die Landwehr und dann vor dem Dhlhöfischen Siechholze herunter auf die alten Straßen, die alten Straßen entlang bis auf den Galm<sup>2)</sup>, die alte Straße hinaus bis an die Harlingeröbischen Teiche<sup>3)</sup>, die alten Straßen entlang bis ins Teuffelsbad<sup>4)</sup>, von dannen bis bey



a. Gericht im Schleeke.

b. Galmheit.

c. Oerturm.

d. Gericht im kalten Felde (Galm).

e. Weidenlengisch Gericht.

f. Latern Galgen.

g. Lukas-Joll.


h. Gerichtsstelle des Amtes Harzburg.

i. Altfelder Krug.

k. Jagdhaus der Halberstädter Domherren.

l. Der frühere Neue Krug.

an den Siechhoff, auf dem Siechenhoffe hinter der Kirchen weg durch die kleinen Pfordten, die Braun-

das Haarbürgische Hals Gerichte bey der Biene<sup>5)</sup>, und also die alte Straße entlang bis auf die Pfennigstühle<sup>6)</sup>, von dar weiter die alten Straßen entlang bis an die Grenz-Steine zwischen Abbenrode und dem Kallingeröbischen Holze<sup>7)</sup>, an den Grenz Steinen hinweg nach dem Ellerbaum also  gezeichnet und also unterm Schlacken bis in die Eder“. In großen Zügen ist der Verlauf der Straße angegeben auf einem Plakat etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das offenbar zum Anschlag in einem an der Straße belegenen Wirtshause bestimmt war<sup>8)</sup>. Es lautet: „Es werden alle und jede Fuhrleute auch übrige dieser Ends Reisende auf die über den Oker-Thurm auf den Vienenburger Zoll und auf den Altfelder Krug gehende Straße hiemit verwiesen, wer auf einen andern oder Neben Wege gefunden wird, soll mit Gefängniß oder sonst am Leibe nach Befinden bestraft werden“.

<sup>1)</sup> Im Landes-Hauptarchiv. Verfasser des ersten: Amtmann Johann Heinrich von Uslar, geb. 21. 3. 1628, gest. 21. 3. 1672. Das letzterwähnte Register hat keine Jahreszahl. Der letzte „actus possessorius“ ist aber von 1703. Verfasser ist der Amtmann Andreas Caspar von Uslar (Seite 526), geb. zu Schöningen 1. 9. 1654, gest. 1706. Beide sind auf dem Bündheimer Friedhofe begraben.

<sup>2)</sup> s. unten S. 135 Anm. 3.

<sup>3)</sup> Auf der Flurkarte von Harlingerode von 1759 findet sich unterhalb des Scheideberges angegeben: „Teich dem Dohm in Goslar gehörig.“ Zwei andere Teiche, die gleichfalls dem Simon-Judas-Stifte gehörten, lagen dicht nördlich der Straße.

<sup>4)</sup> Teuffelsbad oder Teuffelskamp: Flurbezeichnung an der Straße in Harl. Feldmark.

<sup>5)</sup> Die große und die kleine Biene. Flurname in Bettingeroder Feldmark. Das Land südlich von Vienenburg bis an die alte Straße führt gleichfalls die Bezeichnung die Biene. Der Name Biene, gleichbedeutend mit Fehn, holländisch Veer, bezeichnet mooriges, unfruchtbares Land, das sowohl auf der Höhe als in der Niederung liegen kann. Vergl. das Hohe Venn usw. Die nahe Vienenburg hat ihren Namen davon. Sie heißt Fehn. U. B. II. S. 375: Fy-nenborch up der Vyne in campo. (1496). Biene schon 1349: Delius, Harzburg, Weil. S. 19.

<sup>6)</sup> Flurname südlich der Straße in der Nähe des Neuterbusches, jetzt zur Lohthumer Feldmark gehörig.

<sup>7)</sup> Nach der Wüstung Kallingerode, dicht südwestlich Abbenrode, die zuerst im Jahre 1110 erwähnt wird. Delius, Harzburg, Weil. S. 3.

<sup>8)</sup> Im Amtsgericht Harzburg.

Die meisten neueren Karten haben die noch heute amtlich gebrauchte Bezeichnung „die alte Straße“ nicht mehr für den Feldweg, der, halbwegs zwischen Wienenburg und Harzburg vor dem Nordrande des Harzes hinziehend, nur noch dem Landwirt der anliegenden Dörfer dazu dient, zu seinen der Bestellung harrenden Äckern zu gelangen oder die Ernte einzufahren.

Und doch war die Straße bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Handels- und Heerstraße allerersten Ranges. Goslar führte seine Bergprodukte auf ihr über Halberstadt nach den großen Handelszentren Magdeburg und Leipzig und tauschte dagegen Bodenerzeugnisse ein zur Verteilung in das unwirtliche Harzgebirge. Daß die anliegenden Staaten, im Norden von Harzburg früher die Stifter Hildesheim und Halberstadt, die Straße für sehr wichtig hielten, geht schon daraus hervor, daß sie zwischen ihnen und Braunschweig geteilt war. Die Mitte der Straße bildete die Grenze<sup>1)</sup>, und es wurde streng darauf gehalten, daß keiner der Nachbarn diese Übereinkunft außer Acht setzte. Als 1776<sup>2)</sup> das Stift Hildesheim gelegentlich einer Viehseuche die Straße sperren wollte, schritt der Harzburger Amtmann Freymann energisch dagegen ein und berichtete über die Angelegenheit an den Herzog. Er hob hervor, „daß die freie Passage auf der quest. Straße, darann vornehmlich dem Harz in Absicht auf die Zufuhr der Lebensmittel stets gelegen sei, nicht unterbrochen werden dürfe.“ Seine Maßregeln wurden unter ausdrücklicher Anerkennung dieser Bedeutung der Straße gutgeheißen. Auch noch in den napoleonischen Kriegen spielte die Straße eine große Rolle. Es fanden zahlreiche Truppendurchzüge auf ihr statt<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Nach dem Erbreigister von 1703 war am 27. Mai 1703 Christian Simeon aus Langeln unweit Harlingeröder „auf der Mitte der alten Straßen (welche die Harzb. und Wienenb. Hoheit scheidet)“ zu Tode gekommen. Die beiden Nemter stritten darum, auf welcher Seite der Kopf gelegen hätte. Auch in dem Rezeß über die Grenzregulierung mit dem Königreich Hannover vom 24. Juni 1824 ist die Mitte der alten Straße als Grenze angegeben. Jetzt ist die Grenze verschoben.

<sup>2)</sup> Akten des Amtsgerichts Harzburg, die von dem Stift Hildesheimischen Amte Wienenburg an der alten Straße beim Zollen wegen der Vieh Seuche angelegte Postierung und dagegen vom Fürstl. Amte Harzburg getroffene Gegenverfügungen betr. Ao. 1776.

<sup>3)</sup> So versuchten kriegsgefangene Preußen, die zur Auswechslung von Nancy nach Magdeburg transportiert wurden, am 8. Mai 1807 auf dem Amtsvorwerke, dem neuen Hofe, zu plündern: Akten des Amtsgerichts, einen von abgestrichenen Militär Personen am 8. May 1807 auf dem Harzburger Amtsvorwerke verübten Unfug betr. Am 24. November 1806 wurde ein Französischer Chasseur von den Abbenröder Einwohnern Rasche und Kühne im Schauenischen Holze bei Abbenrode ermordet: Akten des Amtsgerichts wider den Dierarzt August Hünze aus Neustadt wegen eines Pferdes, welches er in Abbenrode von Inquisiten gekauft gehabt hat, die einen französischen Chasseur ermordet.

Ein ganz eigentümliches, aber sicheres Anzeichen dafür, daß die „alte Straße“ von hoher Bedeutung gewesen sein muß, bilden die vielen Richtstätten, die von Goslar bis zur Oker auf einer Strecke von etwa 20 km an der Straße lagen. Damit sie ihrem Hauptzwecke, der Abschreckung, dienen konnten, legte man die Richtplätze nur dahin, wo viel Volk durchpassierte. An der „alten Straße“ lag nun zunächst vor dem Breiten Tore von Goslar die Gerichtsstätte dieser Stadt. Der Petersberg, an dem die Straße weiter vorbeizieht, hieß früher nach dem hier vorhandenen Hochgericht der Galgenberg<sup>4)</sup>. Ein dritter Richtplatz befand sich dicht nordwestlich des heutigen Bahnhofes Oker auf dem Unger nach dem Sudmerberge zu. Die Stelle ist auf der erwähnten alten Harzkarte als „Harzburgisch Gericht“ bezeichnet. Das Harzburger Erbreigister von 1666 sagt dazu: „Galgen und Radt sind gestanden bey der Oker, uf der alda befindlichen annoch so benahmten Galligkeit.“ Noch heute heißt der Platz amtlich die Galgheit und ist auch so auf der neuesten Karte von Oker bezeichnet. Auf dem Unger ist die Richtstätte vollkommen deutlich zu erkennen. Es ist ein durch Wall und Graben gebildetes Quadrat von etwa 50 Schritten Länge. Der Platz für die Galgen, die Einscharrungsstätte, die Auf- und Abfahrt sind deutlich sichtbar<sup>5)</sup>.

Raum einen Kilometer davon lag auf dem hohen östlichen Okerufer im kalten Felde der Harlingeröder Feldmark, grade über einer im Tale befindlichen alten Schlackenhalde eine weitere Richtstätte. Auf der Harlingeröder Karte von 1759 ist hier Galgen und Rad gezeichnet mit der Überschrift „Gericht“. Vielleicht ist diese Richtstätte in Gebrauch genommen, nachdem die auf der Galgheit aufgegeben war. Letzteres scheint nach dem Wortlaut des Erbreigisters von 1703 schon in diesem Jahre der Fall gewesen zu sein („annoch“ so benahmte Galligkeit). Der Abhang des kalten Feldes nach der Oker heißt noch heute der „Galm“, eine Bezeichnung, die sich schon auf der Karte des 16. Jahrhunderts findet. Der Name hängt aber nicht, wie Galgheit, mit Galgen zusammen, sondern rührt von Galle = unfruchtbare Stelle her. Hier lag nach dem Erbreigister von 1666 eine Hütte, die als Gallenhütte bezeichnet ist<sup>6)</sup>.

Diesem Richtplatze gegenüber, gleichfalls auf dem östlichen Okerufer, aber nördlich der Straße, lag das „Weidenlengisch Gericht“ = Wiedelsaher Gericht. Die

<sup>4)</sup> Goslar. Urkundenbuch.

<sup>5)</sup> Beschrieben und abgebildet von Schucht, Oker S. 90, der auch mehrere Hinrichtungen aus den Jahren 1541, 1556, 1578, 1589, 1599, 1638, 1640 angibt, aber darin irrt, daß er die Stelle als Gerichtsstätte der Stadt Goslar bezeichnet.

<sup>6)</sup> Nach E. R. 1703 war es ein Kupferhammer. Jedemfalls rührt die oben erwähnte Schlackenhalde, welche die Harl. Karte von 1759 als „Schladen vor dem steilen Ufer“ bezeichnet, davon her. Goslar. II. B. III Nr. 265 erwähnt zum Jahr 1311 „de hutte tome Nederen Galm“ und die Hütte „de overe Galm“.

Gegend heißt noch „am Galgen“ oder am „Galgenberge“. Auf der alten Harzkarte ist, wahrscheinlich wegen Platzmangels, die Bezeichnung zu nahe an den Turm des Sudmerberges geraten. Die Stelle kann nur im Wienenburgischen Gebiete, also östlich der Oker, gesucht werden. Wienenburg gehörte im 16. Jahrhundert demselben Herrn, wie Wiedelah, nämlich dem Bischof von Hildesheim. Es muß dieser Platz sein, an dem nach einer dem corpus bonorum der Kirche zu Harlingerode angehängten Chronik des Pastors Rudolphi von 1730 im Jahre 1685 zwei Pferdediebe aus Wienenburg gehängt wurden.

Das nahe Zusammenliegen von vier Richtstätten dürfte darauf zurückzuführen sein, daß sich mit dieser Stelle, an welcher der große Verkehrsweg, selbst ein Grenzweg, mit der uralten Völkerscheide, der Oker, zusammentraf, allerhand Aberglauben verband, dem vielleicht auch durch die frühere Wildheit der Gegend Vorschub geleistet wurde. Denn vor der Gründung von Oker durch Herzog Heinrich Julius lag hier Wald. Im Erbregister von 1666 wird S. 167 erwähnt: „Der düster fort, ipo Frauw Marien Schmehl hütte genandt.“

Am westlichen hohen Uferende des Radautaales, vor dem schon 1326 erwähnten Radauholze lag 170 Schritte von der Straße abwärts ein Laterngalgen, ein Galgen für die Zigeuner. Er ist auf der Harlingeröder Karte von 1759 angegeben und war 1721 errichtet<sup>1)</sup>.

In Bettingeröder Flur befand sich schließlich nach den Erbregistern „bey der Wiene und am Papenstiege“ die Gerichtsstätte des Amtes Harzburg, die auf der Bettingeröder Karte von 1758 nicht mehr angegeben ist. Die Erbregister sagen auch nach den oben erwähnten Worten: „Galgen und Radt sind gestanden bey der Oker usw.“ „desgleichen an der alten Straßen bei dem großen Papenstiege uf der Gerichtsstelle“, und machen damit einen Unterschied zwischen den Richtplätzen, die nur zu Hinrichtungen dienten, und der Gerichtsstelle, auf der auch andere gerichtliche Handlungen stattfanden. An der Gerichtsstelle wurde das Landgericht alljährlich einmal abgehalten, es mußten auch hier die Urfehden geschworen werden. Die Gerichtsstelle scheint später unter den Papenberg bei Neustadt verlegt zu sein.

Auch mehrere Zollhäuser und Krüge gab es auf dieser kurzen Strecke der Straße. Zuerst gelangte man von Goslar ab an den Okerturm. Dieser jetzt nicht mehr vorhandene Turm stand auf dem Grundstück Nr. ass. 10 zu Unter-Oker, das noch jetzt der Okerturm heißt. Die vorhandenen Gebäude, deren Mauern bis zu 1 m dick sind, scheinen 1749 aus den Resten anderer Gebäude aufgeführt zu sein, denn in einem Altenverzeichnis aus dem Jahre

1804<sup>2)</sup> sind aufgeführt: „Acta, die Übergabe und Baukosten des Okerturms betreffend. 1749.“ Der Turm ist auf der mehr erwähnten Karte aus dem 16. Jahrhundert angegeben<sup>3)</sup>. Er war von der Stadt Goslar erbaut, gelangte aber noch in jenem Jahrhundert in den Besitz des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig. Der Zweck des Turmes war der Schutz des Überganges der alten Straße über die Oker. Dieser Punkt war deshalb besonders wichtig, weil von hier der erwähnten Karte zufolge die Straße nach der Oberbrücke hinaufging. Die Karte hat zwar die Halberstädter Straße nicht, aber jedenfalls nur deshalb nicht, weil sie einen bestimmten Zweck verfolgte und nur diesem dienliches bringen wollte. Der scharfe Knick der Oberbrücker Straße am Okerturm auf der Karte spricht deutlich dafür, daß sie sich in östlicher Richtung fortsetzte. Sonst hätte sie näher an den Bergen die Oker überschreiten können. Bis zum Okerturm fielen die Oberbrückerstraße und die Halberstädterstraße offenbar zusammen. Der Turm diente auch als Zollhaus und es wurde schon im 16. Jahrhundert, wie noch jetzt, daselbst ein Krug betrieben. 1860 ist das Grundstück von Herzogl. Kammer verkauft.

Da, wo auf dem östlichen hohen Radauwer der auf diesem entlangziehende „Hohe Weg“<sup>4)</sup>, welcher Wolfenbüttel und Braunschweig mit dem Amte Harzburg verbindet, die alte Straße kreuzt, liegt auf Preussischem Gebiet der Wienenburgische oder Lukas-Zoll. Letztere Bezeichnung führt das heute der Domäne Wienenburg als Vorwerk dienende Grundstück von dem Zöllner Anton Lukas, der um 1690 hier amtirte<sup>5)</sup>, oder von seiner Familie. Zur Zeit des Wistums Hildesheim war auch die Bezeichnung Stift-Hildesheimischer oder Stiftischer Zoll gebräuchlich. Die Straße ist hier verlegt. Während nach einem Plane, der in den oben erwähnten Akten der Kreisdirektion Wolfenbüttel von 1739 enthalten ist, die Gebäude sonst nördlich der Straße lagen, befinden sie sich jetzt südlich.

In der Nähe der Oker steht im Braunschweigischen an der Straße der Altfelder Krug oder der Blaue Krug<sup>6)</sup>. Er ist von dem Herzog Rudolf August

<sup>2)</sup> Beim hiesigen Amtsgericht. Die Akten sind meistens nicht mehr vorhanden.

<sup>3)</sup> 1528 bei einem Stollenbau und 1545 bei Beschreibung des Kaiserforstes erwähnt: Schucht, Oker, S. 96 und 103.

<sup>4)</sup> E. N. 1666. Nach einer Mitteilung des Herrn Regierungs- und Baurats Brinckmann führt der Weg unter dem Namen „Harzstraße“ von den Hansestädten der Nordsee, auch von Lübeck, über Braunschweig, Ohrum, Heilige Kreuzberg (Werla), Schladen, Wienenburg, Wienenb. Zoll und ging vom Königskrug aus im frühen Mittelalter nach Elrich oder über Stöberhay nach Sachsa ins Vorland.

<sup>5)</sup> E. N. 1703.

<sup>6)</sup> „Ab-Miß des Harz-Burger Forsts welcher zwischen der Oker und Oker gelegen und von der Radau in 2 Theile getheilt wird. Johann Zacharias Ernst mensuravit et delineavit 1682.“ Bei Herzogl. Kammer, Direktion der For-

<sup>1)</sup> Akten der Kreisdirektion Wolfenbüttel, betr. den auf der alten Straße bey dem Wienenb. Zoll vorgerichteten Schlagbaum (1739).

den Erben des Waldschreibers Wiedemann zu Hafselsfelde abgekauft und bald darauf, 1691, an den Baron von Grote zu Schauen wiederkäuflich von 12 zu 12 Jahren veräußert. Später ist er zurückgekauft. Seit 1852 ist er in Privatbesitz. Bis dahin etwa war hier auch eine Zollstation. Die großen Wirtschaftsgebäude, die für einen regen Verkehr berechnet sind, sehen jetzt nur wenige Gäste, da der Durchgangsverkehr völlig aufgehört hat. An dem zum Krüge gehörenden Teiche standen ein Wild- und ein Straßpfahl<sup>1)</sup>.

Wenige hundert Schritte weiter nach der Eder zu befindet sich hart an der Straße auf Abbenröder Flur ein ehemaliges Jagdhaus der Domherren von Halberstadt. Eine über der Haustür angebrachte Steinplatte zeigt in erhabener Arbeit einen liegenden Hirsch, der ein natürliches Geweih trägt, und die Inschrift: „Anno 1757. Dohm Capitularisches Jagd Haus<sup>2)</sup>.“ Das Haus, das sich jetzt im Besitz des Rittmeisters Cox zu Harzburg befindet, wurde später als preussisches Zollhaus benutzt. An diesem Hause teilt sich die Straße. Ein Zweig zog zwischen ihm und dem jetzt dem Apotheker Bohlmann in Braunschweig gehörigen „Neuen Krüge“ über die Eder auf das Amt Mülme und Halberstadt zu, während der andere bei der nördlich des heutigen Forsthauses Schimmerwald liegenden gewaltigen alten Eichenheckenhalbe die Eder überschritt<sup>3)</sup> und die Richtung auf Wernigerode nahm.

Aus allem diesen dürfte hervorgehen, daß die Straßeganz außerordentlich verkehrreich gewesen ist.

Sie verlor auch keineswegs an Bedeutung, als in den Jahren 1755 bis 1758 der sog. Neue Weg, die

sten, zu Braunschweig. Über 2 m im Quadrat. Altfelder Krug von der dicht westlich des Kruges sich befindenden Flurbezeichnung „des Altfeld“. Diese kommt auch sonst in der Umgegend vor, z. B. in Harlingeröder F. M. Auch im Altfeld u. B. ist zum Jahre 1498 ein Altfeld in Wollingeröder F. M. erwähnt. Die Ableitung von Altfeldigeroth der Urkunde von 1110 (oben Anm. 7 S. 134), für möglich gehalten in Z. H. B. 1873 S. 151 ff., ist danach ausgeschlossen. Der Blaue Krug von dem in der Nähe stehenden Blaubache.

<sup>1)</sup> Karte 1758. Der Straßpfahl war hier nicht ein Schandpfahl, sondern ein Pfahl mit einem Brette, auf das ein Karren gemalt war mit der Unterschrift: „Straße derjenigen, so Bäume und Hecken beschädigen“. B. D. v. 5. VI. 1749 (Frederick. Prmt. I S. 62). Welche für den Straßpfahl sowohl, wie für den Wildpfahl sind im Vaterl. Museum zu Braunschweig.

<sup>2)</sup> Der angrenzende Wald gehörte dem Domkapitel zu Halberstadt. Im F. M. 1666 S. 55 heißt es: „Die Dorlach gehört an das Kloster Appenrode, igo dem hochw. Thumbkapittel in Halberstadt, die Jurisdiction und Jagt gehört eigenthümlich an das Amt Harzburg vermöge eines zwischen Ihr. Gnd. Heinrich Julius Hoch. Seel. und dem Stift Halberstadt ufergerichteten Vertrages“.

<sup>3)</sup> E. R. 1703 S. 351: „unter den Schlacken über Appenrode, da die alte Straße auf die Eder trifft“. Hier an diesem nördlichsten der vielen Schlackenplätze im Edertal hatte vielleicht die im Edertale herabkommende Elendstraße Anschluß an die alte Straße.

Jahrstraße im Radautale aufwärts über das Dorfhaus, den früheren Brockenkrug, nach Braunlage und so nach Süden über den Harz weiter ausgebaut wurde. Es kann sich damals nur um eine Wiederaufnahme einer älteren Straße gehandelt haben. Denn das Erbregister von 1703 erwähnt, daß im Jahre 1691 ein Spizenkrämer aus Andreasberg, genannt der Staats-Hans, „in der Radau über der Neustadt auf der Heerstraße“ ermordet sei<sup>4)</sup>. 1613 hatte das Amt Harzburg aber nur eine Heerstraße, nämlich die alte Straße, wie ein in das Erbregister von 1666 aufgenommener Bericht von diesem Jahre ausdrücklich bemerkt<sup>5)</sup>. Wahrscheinlich ist Braunlage mit Harzburg vor 1755 nur durch einen Weg verbunden gewesen, der für den Frachtverkehr nicht in Betracht kam. Als nun Preußen 1748 den Zoll im Halberstädtischen für nach Sachsen bestimmte Waren übermäßig erhöhte, erinnerte man sich an diesen Weg. Man hoffte, ihn zur Umgehung des Halberstädter Gebiets benutzen zu können. Wie Leonhard in seiner Geschichte der Harzburg erzählt, soll ein Fuhrmann aus Nordhausen, Andreas Seidenstücker, sich unter unglaublicher Mühe mit seinem Fuhrwerk von Harzburg aus einen Weg über den Radauer Berg, den Brockenkrug, den Königsberg, Braunlage über den Harz nach Nordhausen gebahnt haben, wobei er auf einer Strecke von 5 Meilen 8 Tage zugebracht haben soll. Dieser Weg soll dann ausgebaut sein. Er erhielt, offenbar im Gegensatz zu der alten Straße, die Bezeichnung „der Neue Weg“. Aus Schröder (Abhandlung vom Brocken 1785) ergibt sich, daß der neue Weg von den Kaufleuten sofort so gut wie verlassen wurde, als bald nach der Ausbauung des Weges der Zoll im Halberstädtischen Gebiet wieder herabgesetzt wurde. Und das war kein Wunder. Denn Schröder sagt von dieser Bergstraße: „Sie wird im Sommer (denn im Winter ist sie wegen tiefen Schnees bis lange nach Ostern unfahrbar) von Frachtern, zur Vermeidung der preussischen Zölle, oder mit Waaren, die das preuß. Gebiet gar nicht passieren dürfen, von Braunschweig nach Sachsen befahren, wobei doch die Fuhrleute wenig gewinnen, da sie wegen der steilen Berge doppelt so viel Pferde als im Lande nöthig haben, mehr Zeit gebrauchen, die rauhen Wege ihre Wagen und Ge-

<sup>4)</sup> E. R. 1703. Der Mörder wurde unweit der Neustadt „auf einer andern dem loco delicti nicht weit entfernten Heer Straßen im Harzburgischen Amtes Territorio decolliret“. Da die Hinrichtung nach der oben erwähnten Rudolphischen Chronik unter dem Papenberge stattfand, wo sich die Mordstätte an der Kreuzung der heutigen Ambergstraße mit der Papenbergstraße befand, so kann mit der andern Heerstraße nur der Weg nach Zellerfeld gemeint sein, der dicht hinter dem auf der Ostseite des Papenberges liegenden Wasserreservoir als tiefer Hohlweg hinaufzieht und auf der Neustädter Flurkarte von 1758 angegeben ist.

<sup>5)</sup> In die oben (Anm. 6 S. 136) erwähnte Karte scheint die Jahrstraße durch das Radautal nachträglich eingetragen zu sein.

schirre mehr verlegen, auch die Nahrungsmittel auf dem Harze theurer sind, als im Lande“. Auf die Beschaffenheit dieser Straße zwischen Bündheim und Neustadt wirft die Bezeichnung „auf den Tranen“ ein helles Licht, die sich für die Wegestrecke in der Nähe des heutigen Bahnhofes Harzburg im Erbregister von 1666 und auf der Flurkarte von 1758 findet und noch heute von älteren Einwohnern gebraucht wird. Eine Trane oder Wagentrane bedeutet eine tief in den Boden eingeschnittene Wagenspur. Der Ausdruck ist noch im ganzen Amte bekannt. Wenn man von einem Betrunknen sagt, er hat in Tran getreten, so meint man, er schwankt hin und her, wie einer, der zwischen tiefen Wagen-geleisen dahinstolpert.

Wegen der Schwierigkeiten, die das Gebirge verursachte, blieb die alte Straße auch nach der Anlage des neuen Weges für den Handelsverkehr sehr wichtig. Sie hat ihre Bedeutung erst eingebüßt durch die Eisenbahnen und die näher an die Berge gelegten und doch den Steigungen besser angepaßten Chausseen Harzburg-Stapelburg (erbaut 1839) und Harzburg-Oker.

Die ältesten bekannten Nachrichten über die Straße stammen aus dem 15. Jahrhundert, und von da an läßt sich die Bezeichnung „die alte Straße“ bis heute verfolgen.

In einer Aufzeichnung über die Lehnzubehör der Grafschaft Wernigerode aus dem Lehnshofe des Kurfürsten Friedrich zu Brandenburg von ungefähr 1455 heißt es, die Grenze der Grafschaft ziehe: „de Ekkern all nedder wente an de oldenstraten twischen den abbenrodischen holthe vnd unszere holthe<sup>1)</sup>“.

Eine Nachricht über die Grenzen der Stapelburg aus dem Jahre 1470 nennt gleichfalls „de alten straasen<sup>2)</sup>“.

Nach einer Urkunde vom 17. Januar 1484 wurden an das Kloster Ilfenburg verkauft: „I morghen in dem Betrodeschen (Wettingerodischen) velde vor dem schaper hove, II morghen bi der olden strate over den Papenstich, eyn vorlingk op de olden strate<sup>3)</sup>“.

In einer Beschreibung von 5 zehntfreien Hufen zu Vochtum aus dem Ende des 15. Jahrhunderts sind erwähnt: „2 morghen am Mulmensteyn an der olden straten<sup>4)</sup>“.

Einem einzelnen Blatt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zufolge hat das Kloster Ilfenburg: „6 morgen opper Fynen op der olden strate<sup>5)</sup>“.

In dem oben erwähnten Aftenverzeichnis des

Amtsgerichts Harzburg von 1804 ist aufgeführt: „Vergleich mit Halberstadt vom 2. April 1561 wegen Rulinger Markt<sup>6)</sup>“, die Grenze an der alten Straße bey Abbenrode“.

Daß sich auch durch das 17. und 18. Jahrhundert die noch jetzt gebräuchliche Bezeichnung „die alte Straße“ erhielt, geht aus dem oben Gesagten hervor.

Da die Straße schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts „die alte“ hieß, so ist sie natürlich lange vorher angelegt. Man kann schon wegen dieser Bezeichnung die Zeit ihrer Entstehung einige Jahrhunderte zurückdatieren. Vermutlich gehörte sie zu den Königsstraßen<sup>7)</sup> in der Nähe Goslar, über deren Gefährdung von einer durch die Grafen von Wernigerode auf fremdem Gebiet wieder erbauten Burg aus (vielleicht war es die Herlingsburg auf dem Harliberge bei Wienenburg) 1302 Klage geführt wird<sup>8)</sup>. Für ihre Eigenschaft als alte Königsstraße spricht auch, daß kein der im 10. oder 11. Jahrhundert begründeten Dörfer des Amtes Harzburg und der angrenzenden Preussischen Gebiete in unmittelbarer Nähe der Straße liegt, und daß auch weiter nach Osten die Straße, ohne ein Dorf zu berühren, über das Amt Mülme nach Halberstadt und von da weiter nach dem alten Quedlinburg geführt haben soll. Von den Königsstraßen wurden die Siedelungen fern gehalten. Nur Wegstationen, die curtes, wurden an den Straßen angelegt. Zu diesen hat sicherlich die schon 964 erwähnte curtis Abbenrod in pago Hartego gehört, die einen Tagesmarsch für Fußgänger von Goslar entfernt liegt<sup>9)</sup>.

Jedenfalls handelt es sich um einen der ältesten Verkehrswege am Nordrande des Harzes, dessen vielhundertjährige Vergangenheit es verdient, daß er der Vergessenheit, der er anheimzufallen droht, entzogen und in allen seinen Teilen von sachkundiger Seite aufs Neue festgelegt werde.

## Zur Genealogie der Familie Schrader in Braunschweig.

Von den Mitgliedern der Familie Schrader haben im 16. und 17. Jahrhundert zwölf als Ratmänner am Regimente der Stadt teilgenommen, fünf sind Bürgermeister, vier sind Ratkämmerer gewesen, drei haben den Doktorgrad der Juristenfakultät er-

<sup>1)</sup> Wüstung Rülingerode (s. Anm. 6 Seite 2).

<sup>2)</sup> Auf älteren Karten ist sie Kaiserstraße genannt: Zeitschrift Harz Ver. III. S. 85.

<sup>3)</sup> Gosl. II. B. III. Nr. 30.

<sup>4)</sup> Noch im Anfang des 19. Jh. war Abbenrode Marschquartier für die von Goslar nach Osten ziehenden Truppen. Der in Anm. 3 Seite 135 erwähnte Transport, welcher unter dem Kommando eines Leutnants von Rosenzweig stand, war am Morgen des 8. Mai 1807 von Goslar abmarschiert, um Nachtquartier in Abbenrode zu nehmen.

<sup>1)</sup> J. H. B. III. S. 85, S. 265.

<sup>2)</sup> J. H. B. III. S. 265.

<sup>3)</sup> Ilfenb. II. B. II. Nr. 372, S. 47.

<sup>4)</sup> Ilfenb. II. B. II. S. 503.

<sup>5)</sup> Ilfenb. II. B. II. S. 504.

langt, deren einer als Professor zu Frankfurt a. D., einer als Dannenbergischer Kanzler des Herzogs August hervorgetreten ist.

Eine Familie von solcher Vergangenheit erscheint wohl geeignet unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Schrader ist ein im 15. Jahrhundert häufig vorkommender Name. Er bedeutet Schneider und zeigt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit an, daß ihre Träger aus dem kleinen Handwerkerstande hervorgegangen sind.

Erst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts treten in Braunschweig zwei dieses Namens auf, deren Lebensumstände einen Aufschwung erkennen lassen: zuerst 1475 Bartold Schrader in der Neustadt als Besitzer des Eckhauses der Reichen- und Küchenstraße, dann 1488 Heinrich Schrader, ein Lakenmacher im Hagen. Dieser erscheint beim Aufstande Hollands als ein Vierundzwanzigmann und wurde 1490 Ratmann im aufständischen Räte. Bei Wiederherstellung der alten Verfassung 1491 mußte er die Stadt verschwören, gelangte aber später wieder zu Ansehen und war von 1515 bis 1527 im ordentlichen Räte des Hagen.

Es ist nicht aufgeklärt, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse dieser Heinrich zu jenem Bartold gestanden hat. Kernner sagt von ihm in seiner Handschrift über Münzwesen zum Jahre 1512: „Iste fuit de villa Badersleben. Singulis diebus habuit unum Joachimsdaler per totum annum in censibus. Ita iste in divitiis crevit“ und nennt ihn Dominus monetarius. Wenn nun auch der urkundliche Nachweis, daß Heinrich Schrader Münzherr gewesen sei, sich nicht erbringen ließ, halte ich doch seine Herkunft von unbemittelten Eltern aus dem Dorfe Badersleben zwischen Ferzheim und Halberstadt für sehr wahrscheinlich. Sein Vater mag, wenn ihn auch eine Leichenpredigt aus dem 17. Jahrhundert, deren Angaben sich durch Urkunden durchaus nicht bestätigen lassen, als Ratsherrn bezeichnet, ein in Badersleben zurückgebliebener Bruder jenes Bartold gewesen sein. Daß eine nahe Verwandtschaft zwischen ihnen bestanden habe, ist durch Wappengemeinschaft ihrer Nachkommen und durch sonstige Beziehungen dargetan. Gleichzeitig mit Heinrich wurden auch Bartolds Söhne Hans und Bartold Ratmänner im Hagen und in der Neustadt.

Heinrichs gleichnamiger Sohn war 1493 geboren, studierte 1517 in Leipzig, gewann dann die Gilde der Lakenmacher und Wand Schneider im Hagen und betrieb den Tuch- und Wollhandel mit großem Erfolge. Zu Antwerpen besaß er eine eigene Faktorei, im Gewandhause des Hagen eine eigene Wandbude. Große Reichtümer erwarb er durch seinen Wollhandel. Zeugnis davon geben die schier unzähligen Anlagen seiner Kapitalien als Hypotheken auf Häuser der Stadt, von denen die Stadtbücher vermelden, und sein stetig wachsender eigener Grund-

besitz im Weichbilde des Hagen. Seinen eigenen Hausstand begründete er daselbst im Jahre 1525 durch Erwerbung des großen Grundstückes des jetzigen Wilhelmsgartens. Wohl in demselben Jahre vermählte er sich mit Fredeke (Veronika) Plaggemeier, Tochter des Ratkämmerers im Hagen und Plaggemeier. Sie gebahr ihm in den dreizehn Jahren von 1526 bis 1538 sieben Kinder, fünf Söhne: Heinrich, Autor, Rudolf, Curb, Jürgen und zwei Töchter: Ilse und Fredeke, die er alle heranwachsen und in angesehenen Stellungen gelangen sah, zum Teil sogar überlebt hat. Nachdem er bereits 12 Jahre dem Räte des Hagen angehört hatte, wurde er 1542 Bürgermeister dieses Weichbildes und wirkte an dieser hervorragenden Stelle volle 42 Jahre lang.

Von seinen fünf Söhnen widmeten sich der älteste Heinrich und die beiden jüngsten Curb und Jürgen dem Wollhandel. Heinrich, dem der Vater schon 1554 ein eigenes Haus am Bohlwege, das jetzige Grotriansche, gekauft hatte, vermählte sich im Jahre darauf mit Margarete, Tochter des Bürgermeisters Hennig v. Damm, und wurde Ratkämmerer im Hagen. Curb erhielt 1562 von seinem Vater das Haus am Bohlwege, in dem später das Kollegium Carolinum errichtet worden ist, und heiratete Anna, die Tochter des Hans Pawel. Jürgen begründete seinen Hausstand im väterlichen Hause mit Elisabeth, der Tochter Hermans v. Wechelde. Keiner von diesen drei Söhnen überlebte den Vater. Alle drei starben zwischen 1577 und 1579, und nur der älteste hat das 50. Lebensjahr erreicht. Da diese 3 Söhne den Wollhandel gemeinsam betrieben hatten, wurde derselbe für Rechnung ihrer zahlreichen unmündigen Kinder seit 1579 von dem eben mündig gewordenen Sohne des Kämmerers Heinrich, der ebenfalls Heinrich hieß und ebenfalls Ratkämmerer im Hagen geworden ist, in dem Hause am Bohlwege, dem jetzt Grotrianschen, fortgeführt.

Die beiden Söhne des Bürgermeisters Heinrich Schrader, welche sich nicht dem Wollhandel widmeten, Autor und Rudolf, wurden namhafte Juristen. Beide begannen schon vierzehnjährig ihre akademische Laufbahn zu Wittenberg, Autor 1543, Rudolf 1545. Beide zogen zusammen 1547 nach Leipzig und 1553 nach Bologna, wo sie beide den Grad des Doktor juris erlangten.

Rudolf kehrte 1553 nach Wittenberg zurück, wo er Vorlesungen über kanonisches und bürgerliches Recht hielt, wie er bereits zu Bologna getan hatte. Nun schieden sich die Wege der beiden Brüder. Autor kehrte nach Braunschweig zurück, vermählte sich 1562 mit Katharina, der Tochter des Cyriacus von Wechelde, wurde vom Herzoge Heinrich d. J. zum Konfiliarus ernannt und erhielt von ihm 1566 ein Kanonikat des Stifts St. Cyriaci, dessen Dekan er demnächst geworden ist. In der Zeit von 1563 bis



1586 sind ihm 15 Kinder geboren. In der Stadt Braunschweig hat er zwei Häuser besessen, nämlich das vom Großvater ererbte an der Wilhelmstraße, wo jetzt die Bürgerschule ist, und eins am Hagenmarkte, das ihm sein Vater 1562 gekauft hatte.

Ganz anders gestaltete sich der Lebenslauf des Rudolf, der trotz der gemeinsamen Studienzeit seinem Bruder Altor entfremdet wurde und schließlich in offener Feindschaft mit ihm aus dem Leben geschieden ist. Rudolf war gewiß der begabtere. Nachdem er drei Jahre in Wittenberg gelehrt hatte, berief ihn 1558 der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg an seine Universität Frankfurt a. O. als ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft. Dort ist er häufig Dekan der Juristenfakultät gewesen und hat bereits ein Jahr nach seiner Berufung, dann noch zweimal: 1568 und 1579 die Würde eines Rectors bekleidet. Dabei entfaltete er als praktischer Jurist eine überaus große und weitberühmte Tätigkeit, die ihm die Titel eines Kaiserlichen, eines Brandenburgischen, eines Magdeburgischen und eines Braunschweig-Lüneburgischen Rates eintrug. Zwei deutschen Kaisern: Maximilian II. und Rudolf II. hat er Dienste geleistet und von ihnen Auszeichnungen erhalten. Christoph Kalm<sup>1)</sup>, ein etwa 100 Jahre späterer Chronist, meint, Schrader sei „zum Ritter geschlagen und zum patricien gemacht“; aber solcher Bericht darf nicht wörtlich genommen werden, denn wenn auch Rudolfs Ritterschaft durch die Inschrift des Epitaphiums in der Katharinenkirche, die ihn *Eques auratus* nennt, bestätigt wird, so dürfte doch das Patriziat auf einer unrichtigen Vorstellung beruhen<sup>2)</sup>.

Unter den zahlreichen Fürsten, deren Rechtsbeistand Dr. Rudolf gewesen ist, kommen vorzugsweise die Markgrafen von Brandenburg in Betracht. Zwei Kurfürsten: Joachim II. und Johann Georg haben ihn zu mancherlei Rechtsgeschäften herangezogen. Des Kurfürsten Joachim II. jüngerer Bruder, Markgraf Johann, bis zu seinem Tode 1571 selbständiger Landesherr der Neumark, der in Küstrin residierte, ist ihm besonders zugetan gewesen. Seiner Gemahlin Katharine, einer geborenen Herzogin von Braunschweig, Tochter Heinrichs des Jüngern, hat er als Witwe beigegeben. Auch dem Sohne des Kurfürsten Johann Georg, Joachim Friedrich, dem späteren Kurfürsten, hat er gedient. Dieser war Bischof von Brandenburg, Havelberg und Lebus, wurde 1563 Administrator des Erzbistums Magdeburg und residierte seit 1567 in Halle. Auch der Markgraf Georg Friedrich zog ihn zu Rate. Dieser

Markgraf von Ansbach und Bayreuth, ein Bruder des letzten Ordenshochmeisters, verwaltete für dessen geisteskranken Sohn seit 1577 des Herzogtum Preußen. Von Fürsten aus dem Hause Braunschweig sind zu nennen die Söhne Herzog Ernsts des Bekenners: Heinrich von Dannenberg und Wilhelm d. J. von Celle. Dem Herzoge Julius scheint er ferner gestanden zu haben; doch hat auch dieser ihm einen Schutzbrief ausgestellt. Andere Fürsten, denen Rudolf Schrader gedient hat, sind Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Herzog Heinrich zu Liegnitz, Graf Johann von Ostfriesland, die Grafen von Diepholz, von Hohnstein und Solms. Mehr als dreißig bedeutenden Adelsfamilien<sup>3)</sup> ist er Rechtsbeistand gewesen, zehn Städten<sup>4)</sup> und mehreren Bistümern und Korporationen<sup>5)</sup>. Bei dieser ausgebreiteten Praxis ist es natürlich, daß er über große Geldmittel verfügte, solche auch gelegentlich vorstreckte. So hat er dem Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. und denen von Erfurt „Gelder getan“, und Markgraf Johann von Brandenburg-Cüstrin erteilte ihm eine Verschreibung auf 7000 T., die er den Märkischen Städten geliehen hatte. Seit 1566 lebte er in kinderloser nicht glücklicher Ehe mit der Witwe eines Bürgers zu Cüstrin, Claves Winsen, Katharine geborenen Gastmeisters.

Um das Bild von des alten Bürgermeisters Heinrich Schrader Familie zu vervollständigen, bleibt uns nur noch die Erwähnung seiner Töchter übrig. Ilse heiratete bereits 1557 den Ratkammerer im Hagen Antonius Schrader, wohl einen Verwandten siebenten Grades. Sie hatte 10 Kinder und starb etwa 1575. Fredeske war die Gattin des Bürgermeisters im Hagen Albert Kalm. Sie überlebte ihren Vater und auch ihren Ehegatten. Ihre beiden Söhne waren der Kammerer Heinrich und der Dr. jur. Johann Kalm.

Am 3. November 1584 starb der Bürgermeister Heinrich Schrader im zwei und neunzigsten Lebensjahre. Acht Tage darauf wurde sein Testament eröffnet, und es stellte sich heraus, daß er seine 7 Kinder, beziehungsweise deren Erben, nicht gleichmäßig bedacht, vielmehr den Dr. Altor und die Kinder des Kammerers Heinrich als Haupterben wesentlich bevorzugt hatte. Auf jeden der 5 andern Erbstränge entfielen rund 6000 fl. als Pflichtteil

<sup>1)</sup> Codex Aug. 27. 16. fol. der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

<sup>2)</sup> Hiernach wird die Angabe im Augusthefte des Br. Mag., die Gebrüder Schrader wären 1589 vom Kaiser in den Patrizierstand erhoben worden, zu berichtigen sein. Daß etwas derartiges 1589 geschehen sei, meint auch Kalm nicht.

<sup>3)</sup> Nijeburg, Barfus, Bartenleben, Berge, Blankenburg, Bork, Bülow, Dorstadt, Flatow, Glasenap, Haugwitz, Honsfeldt, Kalkreuth, Raniß, Knobelsdorf, Köckeritz, Malzkahn, Marwitz, Oppen, Petersdorf, Quikow, Ranzau, Rechenberg auf Primtenau, Salbern, Schönaich, Schulenburg, Stolberg, Sydow, Wedel und Zitzewitz.

<sup>4)</sup> Beeskow, Braunschweig, Colberg, Cottbus, Cüstrin, Lüneburg, Sagan, Sprottau, Stettin und Stralsund.

<sup>5)</sup> Die Herrschaft Ruppitz, die Bistümer Brandenburg und Lebus, der Herrenmeister zu Sonnenburg, das Domkapitel zu Havelberg, die Landstände der Markgrafschaft Oberlausitz kommen unter seinen Klienten vor.

oder Legat. Mit Bezug auf Dr. Rudolf spricht der Testator aus: „Es ist mein Wille, daß er damit zufrieden sei und sich daran genügen lassen soll, wie ich mich dessen bei ihm gänzlich versichert halte, weil er sonst mit Gütern von Gott reichlich gesegnet ist und keine Kinder hat; aber Heinrich hat viele Kinder hinterlassen und ebenso ist Autor mit einer ziemlich großen Anzahl Kinder mit Gottes Segen versehen“. Die Voraussetzung des Vaters erfüllte sich indessen nicht, vielmehr geschah Einsprache von Seiten des Dr. Rudolf und seiner ihm gleich gestellten vier Geschwister beziehungsweise deren Erben, und da Dr. Autor und Heinrichs Erben der Einsprache nicht Beachtung schenkten, so gab der Bevollmächtigte des Dr. Rudolf zu Protokoll, daß er die Einsprache im Wege des Prozesses durchsetzen werde. Dieser Prozeß nahm seinen Lauf, und erst 8 Jahre später, nach Rudolfs Tode, ist er durch einen Vergleich aus der Welt geschafft worden.

Dr. Rudolf überlebte seinen Vater nur fünf Jahre, und seine letzte Lebenszeit scheint keine glückliche gewesen zu sein. Ostern 1584 war er, wie Zimmermann in der allgemeinen deutschen Biographie mitteilt, plötzlich in Ungnade seines Landesherrn, des Kurfürsten Johann Georg, gefallen, weil seine Geschäftsführung als Kaiserlicher Rat dessen Argwohn erregt hatte. Er wurde festgenommen und nach Berlin gebracht, wo er gefangen saß. Seine Befreiung muß bald erfolgt sein, denn 1585 war er in Braunschweig, wo er am 6. Juli sein Testament machte und es am 9. Juli dem Räte übergab. In Braunschweig hat er zwar niemals festen Fuß gefaßt, besaß vielmehr in Frankfurt bis zu seinem Tode ein eigenes Haus und eigene Haushaltung; aber das Bürgerrecht seiner Vaterstadt hat er sich doch gesichert. Im Jahre 1577 verpflichtete er sich, jährlich 100 T. Dingschoß zu zahlen, verweigerte indessen den Bürgereid, weil er Bürgerkind sei, und man ihm vor 10 Jahren die Bürgerschaft geschenkt habe. Der Rat verlangte dann von ihm noch die Erklärung, daß er keinem Bürger Rechtsbeistand sein wolle, was er mit dem Hinzufügen gewährte, er habe Zeit seines Lebens keinem Bürger gedient.

Als sein Tod herannahete, befand er sich in Braunschweig zu Gast bei seiner Schwägerin Anna geborenen v. Pamel in deren Hause am Wohlwege, wo später das Carolinum gewesen ist. Nur vorübergehend war er dort abgestiegen. Seine Habseligkeiten fanden sich nach seinem Tode alle in Reisefisten. Seine Gattin hatte ihn nicht begleitet.

Hier verschied er am 8. Juli 1589 im Alter von 58 Jahren. Am 14. Juli wurde er in der Katharinenkirche beigesetzt, wo ihm ein Leichenstein und ein Epitaph errichtet ist. Sein Testament brachte den zwischen den Geschwistern bestehenden Konflikt zum schärfsten Ausdruck. Die beiden ältesten schloß er nicht nur von seiner Erbschaft aus, sondern bestimmte ein Kapital von 3000 T. zur Fortführung

des Prozesses. Für die Nachkommen seiner vier anderen Geschwister stiftete er zunächst ins Gesamt 12 000 T. zu einem immerwährenden Benefizium,  $\frac{2}{3}$  zu Stipendien,  $\frac{1}{3}$  zur Töchterausstattung. Die beiden Schwestern bedachte er mit Legaten von im Ganzen 7000 T., seine eigentlichen Erben aber waren die 4 Töchter seines verstorbenen Bruders Kurd. Diese waren ihm besonders lieb, weil sich zwei mit Juristen vermählt hatten, denen er daher ein Prälegat von je 1000 T. vorausgab und deren jüngster, erst 12 jährigen Schwester er ein gleiches in Aussicht stellte, falls sie sich mit einem Dr. jur. verheiraten sollte, was denn auch geschehen ist. Dem Gatten der einen, Dr. Johann Brandis, vermachte er seine Bibliothek. An ausstehenden Kapitalien erbten die vier Nichten 33 000 T.<sup>1)</sup> Das sehr umfangreiche Inventarium enthielt fast nichts an Mobilien und Haushaltsgerät. Solches befand sich in des Doktors Hause zu Frankfurt und wird mit diesem und den 7000 T., die den märkischen Städten geliehen waren, der Witwe zugefallen sein, die ihr Eingekommenes zurückerhielt, obgleich sie sich, wie es im Testamente heißt, so gegen ihn verhalten hat, wie es leider geschehen ist. Unter den mit nach Braunschweig gebrachten Gold- und Silberfachen befanden sich 16 vergoldete Becher, 3 goldene Ketten, 4 Ringe und seltene Münzen. Einen gewissen kulturgeschichtlichen Wert hat das Verzeichnis der Kleidungsstücke: Sammttröcke, Mäntel, Hüte, Mützen, Spanier. Es heißt z. B. „Ein ganzer Samtmitten Rock mit Martern durchaus gefuttert in einer von Reusen Ledder gemachten Kappen . . . ein einfacher Seiden Allassen Umbnehm = Rock mit Sammt besetzt und mit Seiden gestippt“ usw. Unter der Überschrift „von Rüstung“ sind aufgeführt: 1 langes, 3 kurze Rohre, 1 Rappier, 2 Pulverflaschen und 1 Speiß. Bei weitem den Hauptinhalt des Inventars bilden Prozeßakten, Dokumente, Schriftstücke aller Art. Für die 4 Nichten wird die fahrende Habe ihres rechtsgelehrten Oheims nicht besonders anziehend gewesen sein. Der Gatte der Ältesten, Philipp v. Damm, legte am 4. Oktober 1590 genaue Rechnung ab. Unter den Ausgaben befanden sich 573 T. für das Begräbniß, 156 T. für das Epitaphium und den Leichenstein. Die Art der Leichenbestattung war in dem Testamente bis ins Einzelne genau vorgeschrieben. Über die Ausführung hat Rehtmeyer berichtet. Der Wilschneider des Epitaphs hieß Meister Jürgen, den Leichenstein führte Ebert Wolf in Hilbesheim aus. Die Gatten der Nichten v. Damm, Brandis und Dr. Georg von Walbeck traten am 14. April 1592 das Patronat der Stipendien- und Töchterversorgungsstiftung an. Die dafür bestimmten 12 000 T. standen beim Räte zu Danzig und trugen 5% Zinsen.

Bevor wir auf die weitere Entwicklung der

<sup>1)</sup> Dies aus Dokumenten, welche der Landgerichtsrat a. D. Freiherr Autor v. Strombeck besessen hat, und die sich seit einem Jahre im Stadtarchive befinden.

Schraderschen Stiftungen noch etwas näher eingehen, möchte zunächst noch kurz zu betrachten sein, wie sich die männliche Deszendenz von Dr Ludolfs Brüdern gestaltet hat. Curb hatte, wie wir schon sahen, nur Töchter. Es bleibt also: Heinrich, Dr Autor und Jürgen. Von Heinrichs Söhnen haben drei: der Bürgermeister Hennig, Curb und Jürgen Söhne gehabt, aber nur die des Ersten blieben in ihrer Vaterstadt: der Kanzler Heinrich, Hennig und Braun. Der Sohn des Curb starb unvermählt und Jürgen wurde Schöppen-Ältermann zu Danzig, wo im Jahre 1693 sein Enkel Georg als Gerichtsverwalter starb und drei Söhne hinterließ, deren Schicksale wir nicht kennen. Söhne des Kanzlers Heinrich und seines Bruders Hennig sind früh verstorben; die männliche Deszendenz des Heinrich Schrader ist also, wenigstens in Braunschweig, 1673 erloschen. Dr Autors Söhne sind früh verstorben. Endlich Jürgen hatte einen Sohn, den Bürgermeister Herman, dessen Söhne erster Ehe ledig blieben, dessen Sohn zweiter Ehe Jürgen aber als Kanonikus zu Gandersheim heimisch wurde, und dessen Deszendenz nicht wieder nach Braunschweig zurückgekehrt, aber noch jetzt durch 4 junge Männer in Kassel, Chicago und Tarnowitz vertreten ist. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts verschwand demnach die männliche Deszendenz des alten Bürgermeisters Heinrich Schrader in seiner Vaterstadt Braunschweig gänzlich. Nun hat es aber dennoch hier Schraders gegeben und zwar solche, die an dem Stipendium teilnahmen. Dies hing so zusammen: 1. hatte Dr Ludolfs Schwester Ilse, wie schon gesagt, einen Schrader geheiratet, dessen Deszendenz 1687 mit seinem Urenkel, dem Kanonikus Franz, erloschen ist, 2. tritt in der weiblichen Deszendenz eben dieser Ilse im Jahre 1705 zum 2. Male der Name Schrader auf, indem Katharine Margarete v. Kalm einen Bürgermeister und Amtmann Paul Schrader heiratete. Dieser Paul war der Enkel eines Brauers Hans Schrader auf der Schöppenstedterstraße, der 1598 geboren war. Über die Herkunft von dessen Vater Hermann ist nichts bekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß er mit dem Antonius verwandt gewesen ist, weil auch seine Nachkommen dasselbe Wappen führten. Paul Schraders Vater lebte in kleinen Verhältnissen auf der Weberstraße, seine Nachkommen aber haben es zu hohem Ansehen gebracht. Sein ältester Sohn war der Minister Herzog Karls I Heinrich Bernhard Schrader v. Schlieftedt<sup>1)</sup>, doch auch diese Familie ist bereits 1833 im Mannesstamme erloschen.

<sup>1)</sup> Sein zweiter Sohn war der Klosterrat Friedrich v. Schrader. Dessen Söhne waren der Landdrost Joh. Heinr., der Ob.-Appellationsrat Heinr. Zul. Friedr. und der Kammergerichtspräsident Karl Heinr. Urban, der 1833 gestorben ist. Die Töchter des Ob.-Appellationsrats waren an Herrn v. Unger, den Minister v. Schleinitz und den Konfistorialrat v. Strombeck verheiratet.

Aus alledem ist es klar, daß die Schrader bei den Schraderschen Stiftungen keine erhebliche Rolle gespielt haben. Die Benefizien erstreckten sich wesentlich auf die weibliche Deszendenz, namentlich auf die der kinderreichen ältesten Schwester des Dr Ludolf. Ihre älteste Tochter Ilse war seit 1573 an den Bürgermeister Georg Achtermann verheiratet und hatte zahlreiche Enkel, denen das Stipendium von Seiten der Patrone verweigert wurde. Sie veranlaßte daher ihren Sohn, den späteren Bürgermeister Georg Achtermann, gegen die Patrone einen Prozeß anzustrengen, „wegen admission und Zulassung zu deren Stipendiis und dotibus.“ Der Prozeß wurde anfänglich vor dem Räte geführt, nachgehends vor dem fürstlichen Hofgerichte und endlich zu Speier. Dasselbst hat er bis 1658 geschwebt. Am 2. September letztgenannten Jahres kam ein Vergleich zu Stande, wonach die Patrone eingewilligt haben, daß die Nachkommen der Frau Ilse Achtermann geborenen Schrader zu den Stipendien und dotes admittiret werden sollen, namentlich sind aufgeführt die v. Kalm, die Glümer und Andere. Wenn man das Testament liest, muß man sich wundern, daß die Patrone ein so zweifelloses Recht bestritten haben, andererseits haben sie sich indessen durch häuslicher Verwaltung ein Verdienst erworben. So ist dem Kapital eine Schonzeit gewährt worden, die dessen mehrfache Verdoppelung zur Folge gehabt hat, denn im Dezember 1673 hatte die Stiftung allein bei der Stadt Hamburg 38398 Taler stehen, die 2000 Taler Zinsen gaben.

Im Jahre 1673 vereinigten sich die Interessenten der Stiftung dahin, daß künftig aus jeder der vier Linien ein Patron bestimmt werden sollte. Es vertrat damals die Linie der Ilse: Franziscus Schrader, die Linie des Curb: Bruno Stiffer, die Linie des Jürgen: Heinrich Schrader, des Bürgermeisters Hermann Sohn, und die Linie der Fredeske: Henricus Julius Garssen. Seit Übergabe der Stadt an den Herzog übte die Herzogliche Regierung ein Aufsichtsrecht aus. Dies hatte den Nutzen, daß bei dem rapide zunehmenden Nachwuchs der Berechtigten durch Landesherrliche Eingriffe dem Versiegen der Stiftung ein Riegel vorgeschoben wurde. 1703 drückte man die Bezugszeit des Stipendiums von 6 auf 5 Jahre und die Aussteuer auf 100 Taler herab. 1708 beschränkte man das Stipendium auf 4, 1749 auf 3 Jahre und seit 1750 gab man Auswärtigen nur die Hälfte. So wurde es erreicht, daß trotz des gewaltigen Andranges 1826 nach Angabe des Stadtdirektors Bode das Stiftungskapital noch annähernd 50000 Taler betrug und 1800 Taler Zinsen einbrachte.

Möchten doch alle Studenten, welche das Schradersche Stipendium erhalten, dankbar des Mannes gedenken, der diese wertvolle Stiftung vor nunmehr 305 Jahren ins Leben gerufen hat.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

28. Sitzung am 23. Novbr. 1903 zu Wolfenbüttel.

Museumsdirektor Professor Dr. P. J. Meier hielt einen Vortrag über die Befestigung Wolfenbüttels in ihrer geschichtlichen Entwicklung und suchte zunächst die auf den älteren Cranach zurückgehende Darstellung der Stadt und Festung Wolfenbüttel vom J. 1542 aus dem heutigen Grundriß derselben und aus mehreren Urkunden vom Anfang des XVI. Jahrh. zu erklären; beide, Stadt wie Festung, seien von Heinrich d. J. angelegt worden, wenn auch bereits Heinrich d. A. den Anfang dazu gemacht zu haben scheine. Sodann wurde die vollkommene Erneuerung der Festungswerke seit 1572 durch Herzog Julius besprochen, die gleich der Gestaltung, die der Fürst der Stadt gab, in ihrer Grundform dauernd beibehalten wurde. Aus Grundrissen von 1605 und 1628, sowie der wichtigen Festungsbauordnung des Herzogs Heinrich Julius vom 10. Jan. 1600, die im Jahrbuch des Vereins veröffentlicht werden soll, ließen sich nicht allein die damaligen Veränderungen der Werke, sondern auch ihr Zustand unter Julius sicher bestimmen. Dann hätte Heinrich Julius außer der wichtigen Neuregelung des Wasserzu- und abflusses bei den Festungsgräben namentlich im Süden der Stadt das Harztor angelegt und um das Gotteslager im Osten und die kleine Vorstadt im Westen Verschanzungen aufgeworfen, die Schließung des Kaisertores aber, seine Erhebung durch das Harztor (1660), der Bau des Korneliusberges im Osten, des Augustbollwerks beim Oser einfluß, des Kronwerks der Auguststadt, das Aufwerfen eines Glacis und die Umänderung des gänzlich verfallenen Krokodilberges sei das Werk Augusts d. J., und die Verstärkung eines großen Teiles der Werke durch einen Niederwall, des Glacis durch einen Außengraben und der Umbau verschiedener Bollwerke das der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich. Herzog Karl I. hätte nur noch den Johannisberg neu hinzugefügt, Karl Wilhelm Ferdinand aber die Festungswerke zu schleifen begonnen; nach einander seien auch die verschiedenen Tore, besonders auch das von Paul Franke gebaute Harztor, geschleift. Aber wir sollten uns doch freuen, daß an Stelle der geschichtlich, wie baugeschichtlich wichtigen Festungswerke wenigstens die herrliche Anlage der Umgebung des heutigen Wolfenbüttel mit ihren Erhebungen und Wasserflächen geschaffen seien, als ein deutlicher Ausdruck der friedlichen Zwecke, denen die Stadt jetzt ausschließlich diene.

Zur besseren Veranschaulichung des Vortrags waren nicht nur etliche Pläne ausgestellt, sondern auch den Anwesenden Nachbildungen zweier Stadtpläne (vom J. 1628 und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts) und einer Abbildung der Belagerung Wolfenbüttels im J. 1542 übergeben.

29. Sitzung zu Braunschweig am 30. November 1903.

Oberstleutnant z. D. Meier hielt einen Vortrag über die braunschweigische Familie Schrader im 16. Jahrhundert, Regierungs- und Baurat Pfeifer über die Geschichte eines Schulhausbaues auf dem Lande. Beide Vorträge werden im Br. Mag. gedruckt werden. Vorsitzender teilte mit, daß die nächste Sitzung gemeinsam mit dem Architekten- und Ingenieur-Verein am 15. Dezember um 8<sup>1/2</sup> Uhr in Schraders Hotel stattfinden solle. Museumsdirektor P. J. Meier werde über ein romantisches Kapitol in der Klosterkirche zu Walkenried sprechen.

Bau- und Direktorial Walter berichtete, daß die Zahl der Mitglieder des Vereins auf 510 gestiegen sei.

30. Sitzung zu Braunschweig am 15. Dezbr. 1903.

Diese wurde gemeinsam mit dem Architekten- und Ingenieurverein abgehalten, dessen Vorsitzender Geh. Hofrat Häfeler die Verhandlungen leitete. Museumsdirektor Dr. P. J. Meier hielt einen Vortrag über ein romantisches Kapitol der Klosterkirche zu Walkenried, worüber wir an anderer Stelle näheres bringen werden. An der Erörterung, die sich an den Vortrag schloß, beteiligten sich außer dem Redner Professor Bohnsack und Bau- und Regierungsrat Pfeifer.

## Bücherschau.

D. Glöter, Geschichte der stehenden Truppen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. II. Band. Mit 2 Anlagen, 10 Gefechtsplänen, 3 prophilierten Tafeln und 7 [? 4?] Tafeln farbige Uniformbilder. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1901. VI und 527 S. 8° 9 M.

Auch dieser zweite Band ist unter denselben ungünstigen Verhältnissen geschrieben worden, wie wir sie beim ersten bereits (Br. Mag. 1900 S. 112) geschildert haben. Das Material, das die beste unmittelbare Auskunft hätte geben können, fehlt zumeist; es hat von den verschiedensten Seiten Ersatz dafür herangezogen werden müssen. Das ist denn auch mit großem Fleiße geschehen, und wir haben allen Grund, dem Verfasser für seine mühsame Arbeit dankbar zu sein, um so mehr da er in gründlicher Weise und mit warmer Liebe zur Sache einen Stoff behandelt hat, der bislang noch nicht bearbeitet war, bei allen Braunschweigern aber, die doch nicht mit ungerechtem Stolz auf den Waffenruhm ihrer Fürsten und ihres Landes sehen, große Teilnahme verdient. Wenn wir uns auch nicht mit allen Ausführungen des Verfassers einverstanden erklären können<sup>1)</sup> und einige Versehen gern getilgt sähen<sup>2)</sup>, so

<sup>1)</sup> Bei Beurteilung der Subsidienverträge wären u. a. Rhannus Darlegungen (Verfassungsgefeße S. 28) zu berücksichtigen gewesen.

<sup>2)</sup> Der mit Recht so sehr gerühmte Herzog Ferdinand starb nicht, wie S. 326 angegeben ist, in Wechelde, sondern im Mosthofe (Dankwarderode) zu Braunschweig.

müssen wir das Buch doch als eine sehr aner kennenswerte Leistung bezeichnen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen; wir wollen nur kurz den Hauptinhalt des Buches bezeichnen. Es zerfällt in vier Teile, von denen der erste die Zeit von 1714—35 umfaßt. Der zweite Teil begreift die Jahre von 1735—56, der dritte die von 1756—76 und der letzte, der mehr übersichtlich gehalten ist, die von 1776—1806. Es werden zunächst immer die Truppenformationen behandelt, dann die kriegerischen Operationen, an denen die Braunschweiger teil genommen haben. Die interessantesten Perioden, die uns hier vorgeführt werden, sind natürlich der siebenjährige Krieg und die Kämpfe in Nordamerika. In einem besonderen Abschnitte werden die Verwaltung, Verpflegung und Uniformierung des Braunschweig. Korps im 18. Jahrhundert dargestellt; ebenso die taktische Ausbildung der Truppen, für die Herzog Karl I., wie die eigenhändig entworfenen Instruktionen beweisen, besonderes Interesse bekundet hat. Sehr wertvoll, namentlich auch für Genealogen, macht das Werk die Sorgfalt, mit der den Personalien der einzelnen Offiziere nachgegangen ist. Die Anlage II enthält S. 482—527 eine Rangliste des Braunschweigischen Offizierkorps von 1714—1806, wie sie wenige deutsche Gebiete aus jener Zeit werden aufzuweisen haben. Auffallender Weise sind hier die Braunschweigischen Fürstensöhne, die im Texte so oft ehrenvoll genannt sind, gar nicht berücksichtigt worden.

**G. L. Brackebusch**, Führer durch Gandersheim und Umgebung. Neu bearbeitet und vermehrt durch Dr. phil. F. Brackebusch, Gandersheim, G. F. Hertel [1903]. VIII u. 94 S. 8° 1 M.

Der um die Geschichte und die Altertümer von Gandersheim und Umgebung sehr verdiente Stiftskantor Georg Ludw. Brackebusch hatte schon 1882 aus Anlaß der 15. Hauptversammlung des Harzvereins einen kleinen Führer für Gandersheim zusammengestellt, an dessen Erweiterung und Besserung er in den folgenden Jahren fleißig gearbeitet hat. Nach seinem Tode (30. Aug. 1889) hat noch in demselben Jahre nach dem hinterlassenen Manuskripte sein Sohn Georg B. einen „Führer durch Gandersheim“ herausgegeben, von dem jetzt ein anderer Sohn, Rektor Dr. Friedr. B., der erfolgreich in den Bahnen des Vaters wandelt, eine neue vermehrte Auflage veranstaltet hat. Es ist ein mit liebevoller Sorgfalt geschriebenes Büchlein, das nicht nur den zunächstliegenden praktischen Zwecken bestens entspricht, sondern auch über die reiche Vergangenheit von Stift und Stadt Gandersheim sowie der umliegenden Stätten leicht und zuverlässig unterrichtet.

**Gustav Vogel**, Erlebtes und Geschautes. Ländliche

Bilder und Geschichten. Braunschweig, B. Goeritz 1904. 107 S. 8°.

Gast alle der hier vereinigten Skizzen sind zum Zweck des Vortrags in Vereinen und Gesellschaften geschrieben und dann größtenteils in Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlicht worden. Unhänglichkeit und Pietät gegen den früh verstorbenen Verfasser († 7. Jan. 1901) hat die Sammlung veranlaßt, die auch über den Kreis seiner Schüler und und Freunde hinaus auf Teilnahme wird rechnen können. Denn es sind lebensvolle Gestalten, die uns mit Humor hier vorgeführt werden. Ganz besonders werden wir mit Land und Leuten aus der Heimat des Verfassers, dem Solling und der Wesergegend, bekannt gemacht. Der „alte Professor“ S. 58—65 ist der außerordentliche Professor der Theologie G. Chr. R. Matthaei in Göttingen, der am 18. Nov. 1872 gestorben ist.

In den *Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* etc. (Jahrgang 1903 I. Abteil. XI. B. 8. und 9. Heft. S. 569—96. 629—47) veröffentlicht Karl Strecker eine längere Arbeit über Proskvit von Gandersheim, in der er auf Grund eigener Studien eine treffliche Übersicht und Charakteristik ihres Lebens und ihrer Schriften, sowie der einschlagenden Literatur gibt und alle die Fragen kurz behandelt, die sich an sie und ihre Werke im Laufe der Jahre angeschlossen haben. Es ist gewiß nur zu billigen, daß er vor allem die Persönlichkeit der Dichterin klar und scharf zu erfassen und aus ihr die Werke als ein Ganzes richtig zu beurteilen sucht.

Das 17. Heft der *Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig*, herausgegeben vom statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministeriums (VI u. 117 S. gr. 4° 1903) behandelt zwei Fragen: 1. die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit des Herzogtums Braunschweig im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der natürlichen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen. 2. Die Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dezbr. 1900 im Herzogtum Braunschweig. Beide sind bearbeitet vom Vorstande des Bureaus Geh. Finanzrat Dr. F. W. R. Zimmermann. Der erste Aufsatz ist auch als Sonderabdruck erschienen und heuer dem internationalen statistischen Institut zu dessen 9. Tagung in Berlin überreicht worden.

**Wilhelm Raabe**, Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrs-geschichte. 3. Auflage. Berlin, Otto Janke 1903. 224 S. 8°. 3 M.

Die erste Auflage des Buches war 1889 in Braunschweig erschienen.

**Ernst Edler von der Planitz**, Die Here von Goslar. Ein Spuk- und Zauberfang. Illustriert von E. Klingebell. Berlin, A. Pichler u. Co. O. J. 646 S.